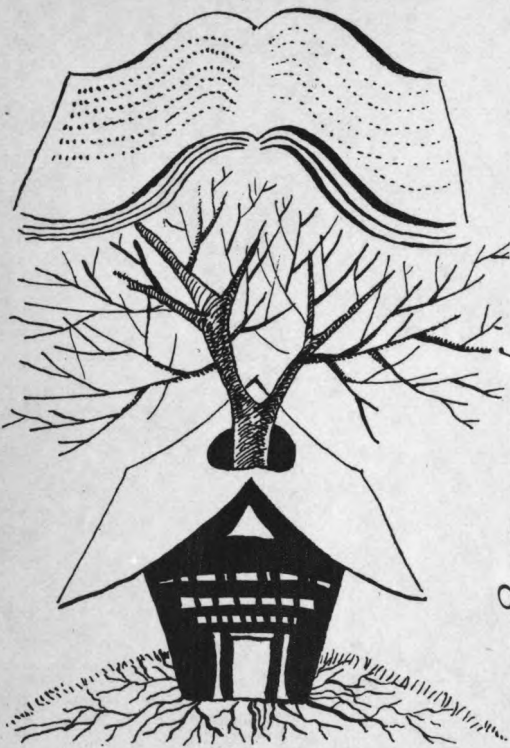


KARL MAY

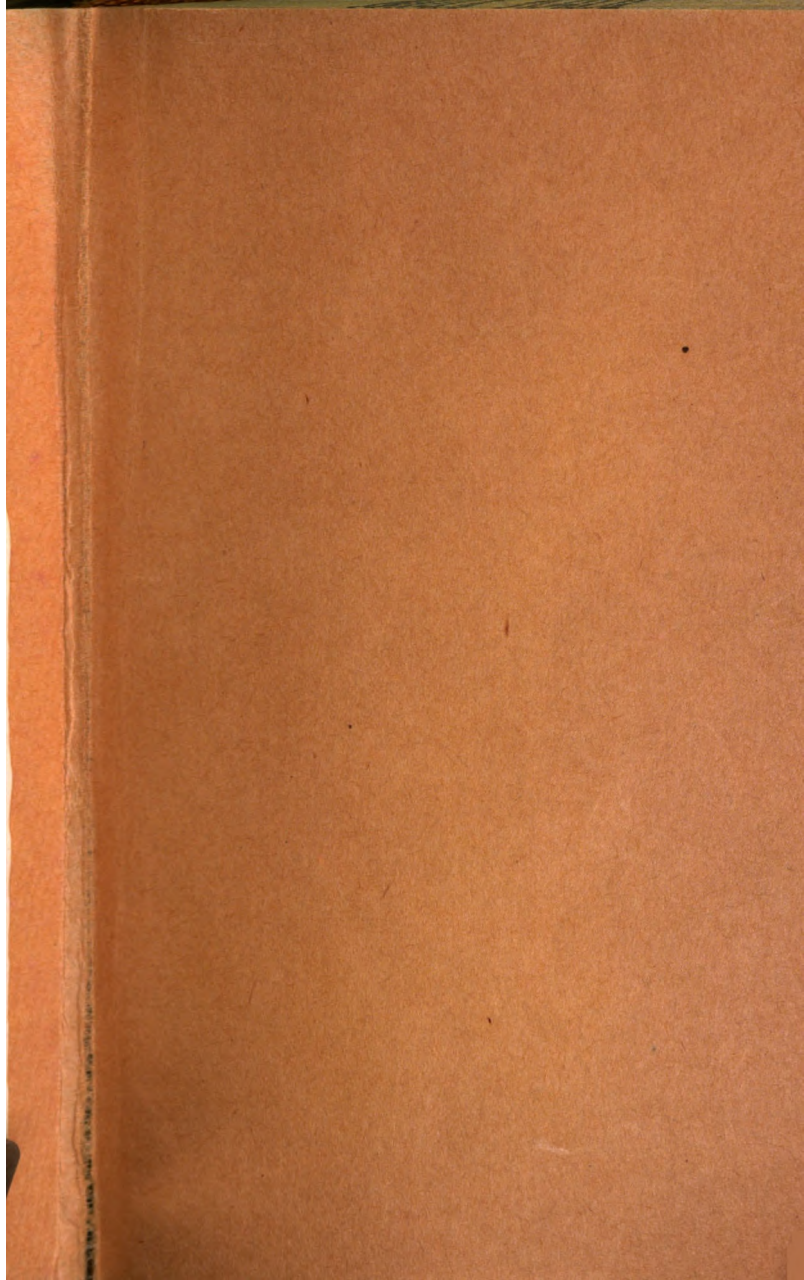


DER OELPRINZ

Max Kade German House



The University of Michigan





Karl May's Gesammelte Werke

..... Band 37

Der Ölprinz

.....

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Der Ölprinz

Erzählung aus dem wilden Westen

von

Karl Man

.....
85. bis 92. Tausend
.....



Karl-Man-Verlag
Kadebeul bei Dresden

GKHL
838
M465
191-
v.37

9000
gitt
E-22-000

Inhalt

	Seite
Erstes Kapitel. Die Betten	1
Zweites Kapitel. Durchkreuzte Pläne	42
Drittes Kapitel. Ausbruch nach Tucson	89
Viertes Kapitel. Der Überfall	113
Fünftes Kapitel. Forners Rancho	162
Sechstes Kapitel. Ein Ungeheuer	192
Siebentes Kapitel. Im Pueblo	224
Achtes Kapitel. Die Befreiung	273
Neuntes Kapitel. Kundschafter	338
Zehntes Kapitel. Am Petroleumsee	376
Elfte Kapitel. In der Gewalt des Nijoras	438
Zwölftes Kapitel. Der Häuptling der Navajos	486
Dreizehntes Kapitel. Das verhängnisvolle Schriftstück	502
Vierzehntes Kapitel. Belauscht	539
Fünfzehntes Kapitel. In der Falle	559
Sechzehntes Kapitel. Die Strafe	597

Das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen bleibt vorbehalten



Erstes Kapitel.

Die Werten.

Wer auf dem gewöhnlichen Weg von El Paso del Norte über den Rio Colorado nach Kalifornien hinüber wollte, der kam, bevor er Tucson, die Hauptstadt von Arizona, erreichte, vorher nach der alten Mission San Xavier del Bac, die ungefähr neun Meilen von Tucson entfernt liegt. Diese Mission wurde im Jahre 1668 gegründet und ist ein so prächtiges Bauwerk, daß es den Wanderer mit Staunen erfüllt, ein so glänzendes Monument der Zivilisation mitten in den Wildnissen von Arizona anzutreffen.

An jeder Ecke des Gebäudes erhebt sich ein hoher Glockenturm; die Front ist mit phantastischen Ornamenten reich verziert; die Hauptkapelle trägt eine große Kuppel, und über den Mauern sind wuchtige Simskränze und geschmackvolle Verzierungen angebracht. Das Bauwerk würde jeder großen Stadt, jeder Residenz zur Zierde gereichen.

Diese Mission ist zum Teil von einem Dorf umgeben, in dem zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt,

Papago-Indianer in der Stärke von vielleicht dreihundert Seelen wohnten. Diese Papagos waren und sind noch heute ein friedfertiger, arbeitsamer und den Weißen wohlgesinnter Stamm, dessen Angehörige ihr Gebiet durch künstliche Bewässerungsanlagen wunderbar ergiebig gemacht haben und mit Weizen, Korn, Granaten, Kürbissen und andern Früchten und Lebensmitteln fleißig bebauen.

Leider hatten diese braven, arbeitsamen Menschen sehr viel von und unter dem weißen Gesindel zu leiden, das sich Arizona zum Lummelplatz auserkoren hatte. Dieses ringsum von Gebirgen und Wüsten eingeschlossene Territorium besaß so gut wie gar keine Verwaltung; der Arm der Gerechtigkeit konnte nur schwer oder gar nicht über die Grenzen hereintreichen, und so zogen sich Hunderte und aber Hunderte, die mit dem Gesetz zerfallen waren, aus Mexiko und den Vereinigten Staaten herein, um ein Leben zu führen, dessen Grundlage in der rohesten Gewalttätigkeit bestand.

Zwar lag in der Hauptstadt Militär, das die Aufgabe hatte, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen; aber es waren nur zwei Kompagnien, also viel zu wenig für einen so weiten Bereich von gegen 300 000 Quadratkilometer, und dazu standen die Verhältnisse so, daß diese Helden froh waren, wenn sie selbst von dem Gesindel in Ruhe gelassen wurden. Hilfe konnte von ihnen wohl kaum erwartet werden. Das wußten die außerhalb des Gesetzes Stehenden nur zu wohl und zeigten darum eine Frechheit, die geradezu ihresgleichen suchte. Sie wagten sich, in Banden versammelt, bis in die unmittelbare Nähe von Tucson heran, und niemand getraute sich nur eine Viertelstunde weit zu entfernen, ohne ein Arsenal von Waffen mit sich zu führen. Ein amerikani-

scher Reisender schildert die damaligen Zustände in folgender Weise: „Die verzweifeltsten Schurken von Mexiko, Texas, Kalifornien und den andern Staaten fanden in Arizona sichere Zuflucht vor dem Strafrichter. Mörder und Diebe, Gurgelabschneider und Spieler bildeten die Masse der Bevölkerung. Alle Welt mußte bewaffnet sein, und blutige Szenen bildeten das tägliche Vorkommnis. Von einer Regierung war nicht die Rede, noch weniger von Gesetzes- oder Militärschutz. Die Beschäftigung der Besatzung von Tucson bestand darin, daß sie sich betrank und alles gewähren ließ. So war Arizona vielleicht der einzige unter der schützenden Hegide einer zivilisierten Regierung stehende Punkt des Landes, wo jedermann die Justiz in seinem Interesse handhabte.“

Da traten drüben in San Franzisko rechtlich denkende, mutige Männer zusammen, um einen „Sicherheitsausschuß“ zu bilden, der zwar zunächst seine Tätigkeit über Kalifornien erstrecken sollte, bald aber sein kräftiges Walten auch im benachbarten Arizona bemerken ließ. Kühne Gestalten tauchten bald hier und bald dort, bald einzeln und bald in Trupps vereinigt, im Land auf, um es von den Verbrechern zu säubern, und nie verschwanden sie wieder, ohne die deutlichsten Spuren davon zurückzulassen, daß sie Gericht gehalten hatten. — —

Bei den Papagos von San Xavier del Bac hatte sich ein Irländer niedergelassen, der wohl auch aus keinem ehrbaren Grund nach Arizona gekommen war. Er hatte da einen Laden eröffnet und behauptete, alle möglichen Gegenstände zu verkaufen; in Wirklichkeit aber konnte man bei ihm weiter fast nichts bekommen als einen Schnaps, für dessen Herstellung und Verkauf er die Bezeichnung eines Giftmischers verdiente. Sein Ruf war ein solcher, daß ehrliche Leute nicht mit ihm verkehrten.

Es war ein wunderbar schöner Apriltag, als er an einem der rohen Tische saß, die vor seiner aus Lustziegeln errichteten Hütte standen. Er schien bei schlechter Laune zu sein, denn er klopfte mit dem leeren Schnapsglas auf die Platte des Tisches, und als nicht sofort jemand erschien, rief er, sich nach der offenen Tür wendend, zornig: „Holla, alte Hexe! Hast du keine Ohren? Brandy will ich haben, Brandy! Mach schnell, sonst helfe ich nach!“

Da trat eine alte Negerin mit der Flasche aus der Hütte und füllte ihm das Glas. Er leerte es in einem Zug, ließ sich wieder eingießen, und während sie dies tat, sagte er: „Den ganzen Tag kein einziger Gast zu sehen! Die roten Halunken wollen das Trinken nicht lernen. Wenn dann auch kein Fremder kommt, kann ich mich hersetzen und mir Löcher in den eigenen Magen brennen!“

„Nicht allein sitzen,“ begütigte die Alte. „Gäste kommen.“

„Woher weißt du das?“ fragte er.

„Hab' sehen.“

„Wo?“

„Auf Weg von Tubac her.“

„O wirklich? Wer ist's?“

„Nicht wissen. Alte Augen nicht erkennen. Es Reiter sein, viele Reiter.“

Auf diese Worte hin stand er auf und eilte um die Ecke der Hütte, von wo aus er den Weg nach Tubac überblicken konnte. Dann kam er schnell zurück und rief der Alten zu: „Es sind die Finders, verstanden, die Finders, und zwar alle zwölf! Die verstehen es, zu trinken; da blüht der Weizen. Schnell hinein; wir müssen Flaschen füllen!“

Beide verschwanden in der Hütte. Nach einigen

Minuten kamen zwölf Reiter in das Dorf, hielten vor der Hütte an und sprangen von den Pferden, die sie dann frei laufen ließen. Es waren wilde Gestalten von betwogenem Aussehen und sehr gut bewaffnet. Einige trugen mexikanische Kleidung; die andern stammten aus den Staaten; das sah man ihnen deutlich an. Eins aber hatten sie alle gemein: es gab keinen einzigen unter ihnen, der ein vertrauenerweckendes Aussehen besaß.

Sie lärmten und schrien roh durcheinander; einer von ihnen trat an die geöffnete Thür, zog seinen Revolver, gab einen Schuß in das Innere der Hütte ab und rief dann hinein: „Hallo, Paddy! Bist du daheim oder nicht, alter Giftmischer? Komm heraus mit deiner Schwefelsäure; wir haben Durst!“

Paddy ist bekanntlich die scherzhafte Bezeichnung des Irländers. Der Wirt erschien mit einer vollen Flasche unter jedem Arm und zwölf Gläsern in den Händen. Die Gläser auf zwei Tische setzend und sie dann füllend, antwortete er: „Bin schon da, Mensch'schurs. Waret schon angemeldet; meine Schwarze hat euch kommen sehen. Hier, trinkt, und seid gebenedeit in meinem Haus!“

„Behalte die Benediction für dich, alter Spitzbube, außer sie soll als Vorbereitung zum Tod gelten! Wer dein Zeug trinkt, begeht einen Selbstmord.“

„Nur zu, Mr. Buttler; werde euch mit einer weiteren Flasche wieder auferwecken. Haben einander seit Wochen nicht gesehen. Wie ist's inzwischen ergangen? Gute Geschäfte gemacht?“

„Gute?“ antwortete Buttler mit einer wegwerfenden Handbewegung und indem er den Inhalt seines Glases hinunterstürzte, worin ihm seine Kameraden folgten. „Jämmerlich ist's gegangen, armselig wie noch nie.“

Haben nicht ein einziges Geschäft gemacht, das der Rede wert gewesen wäre.“

„Aber warum? Ihr werdet doch die Finders genannt und nennt euch selbst auch so. Habt ihr die Augen nicht offen gehalten? Ich glaubte, heut eine gute Sache mit euch abschließen zu können.“

„Das heißt, du wolltest den erwarteten Raub ablaufen und uns dabei wieder betrügen, wie du ja immer tust. Diesmal aber gibt es nichts, wirklich nichts. Den Roten ist nichts mehr abzunehmen, und wenn man einem Weißen begegnet, so ist er selbst einer, der in anderer Leute Taschen greifen muß. Dazu kommt der Sicherheitsausschuß, den der und jener holen möge! Was haben diese Galunken sich in unser Geschäft zu mischen? Was kümmert es sie, wenn wir da ernten, wo wir nicht, aber auch sie nicht, gesät haben. Wahrlich, man muß jetzt darauf vorbereitet sein, aus jedem Strauch, woran man vorüberkommt, die Läufe einiger Doppelgewehre hervorblicken zu sehen! Aber Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Wir haben uns vorgenommen, jeden ohne Gnade und Barmherzigkeit aufzuhängen, der den Verdacht in uns erweckt, zu diesem Sicherheitsausschuß zu gehören. Hast du vielleicht dergleichen Burschen bei dir bemerkt, Paddy?“

„Om!“ brummte der Wirt. „Traut ihr mir zu; allwissend zu sein? Kann man es einem Menschen an der Nase absehen, ob er ein Schnüffler ist, oder wie ihr, ein ehrlicher Strauchdieb?“

„Blamiere dich nicht, Paddy! Ein Vorstehhund ist von einem Bluthund leicht zu unterscheiden, auch wenn beide Menschen sind. Ich gebe dir mein Wort, daß ich jedem Menschen, der zu diesem Ausschuß gehört, dies auf fünfzig Schritt Entfernung ansehe. Doch jetzt einst-

weilen von etwas anderm! Wir haben Hunger. Hast du Fleisch?"

„Nicht so viel, wie man auf die Zungenspitze bringen kann.“

„Eier?"

„Kein einziges. Lauft stundentweit herum, und ihr werdet kein Schlachtthier noch eine Henne finden. Daran sind euresgleichen schuld, die überall aufgeräumt haben.“

„Aber Brot?"

„Nur Maisfladen, und auch diese müssen erst gebacken werden.“

„So mag deine Negerin backen; für frisches Fleisch werden wir selbst Sorge tragen.“

„Ihr? Ich habe euch doch schon gesagt, daß nichts zu finden ist.“

„Pshaw! Wir haben doch gefunden.“

„Was?"

„Einen Ochsen.“

„Wohl gar! Unmöglich! Wo denn?"

„Untertwegs, da hinten im Thal von Santa Cruz. Das heißt, dieser Ochse gehört zu einem Wagenzug, dem wir begegnet, oder vielmehr, an dem wir vorübergeritten sind.“

„Ein Wagenzug? Vielleicht Einwanderer?"

„Ja; vier Wagen, jeder mit vier Ochsen bespannt.“

„Wieviel Menschen?"

„Weiß ich nicht genau. Es waren neben den Ochsenlenkern noch einige Reiter bei den Wagen. Wieviel Personen im Innern saßen, konnte ich nicht sehen.“

„Aber gesprochen habt ihr doch mit ihnen?"

„Ja. Sie wollen über den Colorado hinüber und werden heute nacht hier Rast halten.“

„Hier? Um! Hoffentlich geschieht nichts, was

unfern guten Ort in Berruf bringen könnte, Sir!“ Der Wirt machte bei diesen Worten eine nicht mißzuerstehende Gebärde.

„Keine Sorge!“ antwortete Buttler. „Wir wissen unsre Freunde zu schonen. Freilich, der Wagenzug muß unser werden, aber erst, wenn er sich jenseits Tucson befindet. Hier werden wir uns bloß einen Ochsen holen, weil wir Fleisch brauchen.“

„Mit der Absicht etwa, ihn zu bezahlen! Es wird diesen Leuten nicht einfallen, ein Zugtier zu verkaufen.“

„Unsinn! Was fällt dir ein, Paddy? Wir nehmen wohl, aber wir bezahlen nie; das weißt du ja. Wenn wir bei dir einkehren, ist es freilich anders. Du bist unser Fehler, und dich bezahlen wir nicht bloß, sondern wir lassen uns sogar von dir betrügen. Uebrigens werden uns diese Leute nicht viel Widerstand leisten. Es gab da vier Ochsentreiber, die wir kaum rechnen, zwei Knaben zu Pferd und den Scout¹⁾, den sich die Auswanderer gemietet haben. Dieser letztere allein ist zu fürchten, doch werden wir zwölf mit ihm fertig werden. Er bekommt die erste Kugel. Wer in den Wagen saß, weiß ich nicht, wie bereits gesagt; aber wer so weichlich ist, sich unter die Plane zu stecken, von dem haben wir keine ernste Gegenwehr zu erwarten. Dann ritt noch so eine Gestalt hinterdrein, von der ich wahrlich nicht zu sagen vermag, ob sie eine männliche oder eine weibliche gewesen ist, obgleich sie ein Gewehr überhängen hatte und unter dem Mantel sogar einen Säbel zu tragen schien. Ich sprach auch dieses Gespenst an, bekam aber eine höchst kurze Antwort, die ich nicht verstand. Wenn ich mich nicht irre, ist es Deutsch gewesen.“

„Welch ein Blödsinn! Wer hier einen Säbel trägt,

¹⁾ Pfadfinder.

der ist verrückt und jedenfalls nicht zu fürchten. Ihr werdet also diesen Zug überfallen?"

„Gewiß.“

„Dann hoffe ich, daß ihr mich bei dem Geschäft beteiligen werdet!“

„Natürlich. Die Bedingungen sollst du sofort hören.“

Da jetzt die alte Negerin aus der Hütte trat, um die Gäste zu bedienen, steckten die beiden die Köpfe zusammen, um ihr Gespräch leise fortzusetzen. Die andern elf hatten darauf wenig geachtet und sich miteinander in überlauter Weise unterhalten, wobei sie dem Brandy so fleißig zusprachen, daß die leer gewordenen Flaschen bald mit vollen vertauscht werden mußten. Die Indianer des Ortes, die währenddem ihren Beschäftigungen nachzugehen hatten, machten ziemliche Umwege, um nicht an der Schnapsbude vorüber zu kommen. Sie fürchteten sich vor den lärmenden Weißen, mit denen sie wohl schon üble Erfahrungen gemacht hatten.

Der Irländer hatte die zwölf Reiter mit dem Namen „the Finders“ bezeichnet. So wurde eine überall gefürchtete Gesellschaft von Freiheutern genannt, die sich seit längerer Zeit im südlichen Arizona berüchtigt gemacht hatte. Sie tauchte bald hier, bald dort, oft geteilt und an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit auf und entwickelte, da ihre Mitglieder sehr gut beritten waren, in Beziehung auf die Ortsveränderung eine solche Schnelligkeit, daß es noch niemand, selbst den Sicherheitsmännern nicht, gelungen war, einem von ihnen beizukommen. Finder ist gleichbedeutend mit dem gleichlautenden deutschen Wort FINDER, war hier aber wohl mit „die Findigen“ zu übersetzen, weil ihnen nicht leicht eine Beute zu entgehen vermochte.

Plötzlich verstummte der Lärm vor der Schenk-
hütte, und aller Augen richteten sich verwundert auf drei
neue Ankömmlinge. Das Aussehen dieser drei Männer
berechtigte allerdings einen jeden, der sie zum erstenmal
sah, verwundert zu sein. Sie waren von ihren Tieren
gesprungen und gingen nach einem leerstehenden Tisch,
ohne, wie es den Anschein hatte, die anwesende Gesell-
schaft zu beachten.

Der vorderste von ihnen war ein kleines, sehr dickes
Kerlchen. Unter der wehmütig herabhängenden Krempe
eines Filzhutes, dessen Farbe, Alter und Gestalt selbst
dem schärfsten Denker ein nicht geringes Kopfschmerzen
verursacht haben würde, blickte zwischen einem Wald von
verworrenen, schwarzgrauen Barthaaren eine Nase her-
vor, die von fast erschreckendem Größenverhältnis war
und jeder beliebigen Sonnenuhr als Schattenwerfer hätte
dienen können. Infolge des gewaltigen Bartwuchses
waren außer diesem so verschwenderisch ausgestatteten
Riechorgan von den andern Gesichtsteilen nur zwei
kleine, kluge Augen zu bemerken, die mit einer außer-
ordentlichen Beweglichkeit begabt zu sein schienen und
mit dem Ausdruck schalkhafter List die „Gifthütte“ des
Irländers überflogen, während ihr versteckter Blick
eigentlich den zwölf Finders galt.

Die beschriebene Oberpartie ruhte auf einem Kör-
per, der bis auf die Knie herab völlig unsichtbar blieb
und in einem alten, hochledernen Jagdrock steckte, welcher
augenscheinlich für eine bedeutend längere Person ange-
fertigt worden war, aus Fled auf Fled und Fled auf
Fled bestand und dem kleinen Männchen das Aussehen
eines Kindes gab, das sich zum Vergnügen einmal in
den Schlafrock des Großvaters gesteckt hat. Aus dieser
mehr als zulänglichen Umhüllung guckten zwei dürre,

sichelkrumme Beinchen hervor, die in ausgefranzten Leggins steckten, welche so hochbetagt waren, daß sie das Männchen schon vor Jahrzehnten ausgewachsen haben mußte, und die dabei einen umfassenden Blick auf ein Paar Indianerstiefel gestatteten, worin zur Not der Besitzer in voller Person hätte Platz finden können. Die Füße hatten jene außerordentliche Größe, von der man in Deutschland zu sagen pflegt: „Mit fünf Schritten über die Rheinbrücke hinüber.“ In der Hand trug dieser Mann eine Flinte, die das Aussehen eines alten Prügels hatte, der im Wald abgeschnitten worden war. Die Waffen, die wahrscheinlich in seinem Gürtel steckten, konnte man nicht sehen, weil der Jagdrock sie verdeckte.

Und sein Pferd? Es war kein Pferd, sondern ein Maultier, aber augenscheinlich ein so altes, daß seine Eltern kurz nach der Sintflut gelebt haben mußten. Die langen Ohren, mit denen es wie mit Windmühlenflügeln spielte, waren kahl; eine Mähne gab es wohl schon längst nicht mehr; der Schwanz bestand aus einem nackten Stummel, woran sich zehn oder zwölf Härchen langweilten, und dazu war das Tier wirklich zum Erschrecken dürr. Aber seine Augen waren hell wie bei einem jungen Füllen und von einer Lebhaftigkeit, einem Ausdruck, die wenigstens dem Kenner Respekt einzulösen vermochten.

Derjenige, der ihm folgte, war nicht weniger ein Original. Unendlich lang und entsetzlich fleischlos und ausgetrocknet, hing seine knochige Gestalt weit vornüber, so daß es schien, als gebe es für seine Augen kein andres Ziel als dasjenige auf seine beiden Füße, welche an zwei Beine gewachsen waren, deren Längsausdehnung einem angst und bange machen konnte. Ueber seine festen, leinigen Jagdschuhe hatte er ein Paar lederne Gamaschen geschnallt, die noch ein gutes Stück des Oberschenkels

bedeckten; der Leib steckte in einem eng anliegenden Jagdhemd, das mittels eines breiten Gürtels, woran neben Messer und Revolver die verschiedensten kleinen Notwendigkeiten hingen, zusammengehalten wurde; um die breiten, edigen Schultern zog sich eine wollene Decke, deren Fäden die ausgedehnteste Erlaubnis hatten, nach allen Himmelsgegenden auseinander zu laufen, und auf dem kurzgeschorenen Kopf saß ein Ding, nicht Tuch, nicht Mütze und auch nicht Hut, dessen Bezeichnung geradezu eine Sache der reinsten Unmöglichkeit war. Auf seiner Schulter hing eine alte, lange Risle, die von weitem aus einem an einen Stock befestigten Wasserschlauch zu bestehen schien.

Der dritte und letzte war fast ebenso lang und dürr, wie dieser zweite, hatte ein großes dunkles Tuch turbanartig um den Kopf gewunden und trug eine rote Husarenjacke, die sich auf irgend eine unerklärliche Weise nach dem fernen Westen verirrt hatte, lange Leinenhose und darüber Wasserstiefel, woran zwei riesige Sporen geschnallt waren. In einem Gürtel steckten zwei Revolver und ein Messer vom besten Ringfeldstahl; sein Gewehr war eine jener doppelläufigen Kentuckybüchsen, die in der Hand des Kenners nie einen Schuß versagen und nie das Ziel verfehlen. Wollte man im Gesicht dieses Mannes nach irgend einer Eigentümlichkeit suchen, so fiel der sehr breite Mund auf, den er hatte: die beiden Mundwinkel schienen eine ganz bedeutende Zuneigung für die Ohrfläppchen zu besitzen und näherten sich ihnen auf die zutraulichste Weise. Dabei besaß das Antlitz den Ausdruck der ehrlichsten Treuherzigkeit; sein Besitzer war jedenfalls ein Mann, in dem kein Falsch gefunden werden konnte.

Diese beiden letzteren waren mit Pferden beritten,

die wohl schon viele Strapazen hinter sich hatten, aber noch weit mehr aushalten konnten.

Als die drei sich niedergesetzt hatten und der Wirt zu ihnen trat und nach ihren Wünschen fragte, erkundigte sich der Kleine: „Was gibt's bei Euch zu trinken?“

„Brandy, Sir,“ antwortete der Irländer.

„Gebt drei Gläser, wenn Ihr weiter nichts habt!“

„Was soll es sonst hier geben? Oder wollt ihr vielleicht Sekt trinken? Ihr seht nicht so aus, als ob ihr ihn bezahlen könntet.“

„Leider, leider, ja,“ nickte das Männchen mit bescheidenem Lächeln, „Ihr im Gegenteil seht mir ganz danach aus, als ob Ihr so einige hunderttausend Flaschen hier liegen hättet, wenn ich mich nicht irre.“

Der Wirt entfernte sich, brachte das Verlangte und setzte sich dann wieder zu den zwölfen hin. Der Kleine setzte das Glas an die Lippen, kostete den Brandy, spuckte ihn aus und schüttete den Inhalt seines Glases auf die Erde. Seine beiden Gefährten taten dasselbe, und der mit der Husarenjade zog seinen Mund noch breiter, als er so schon war, und meinte: „Pfui, Ruckud! Ich glaube gar, dieser irische Spitzbube will uns mit seinem Brandy ermorden! Meinst du nicht auch, Sam Hawkens?“

„Yes,“ antwortete der Kleine. „Wird ihm aber nicht gelingen. Wir drei vertragen schon noch so ein Gift, zumal wir es nicht trinken. Aber wie kommst du dazu, ihn einen irischen Spitzbuben zu nennen?“

„Wie ich dazu komme? Well! Wer den nicht sofort beim ersten Blick für einen Irländer hält, der ist ein Dummkopf, wie er im Buche steht.“

„Sehr richtig! Aber daß du es ihm sofort angesehen hast, das wundert mich grad darum außerordentlich, hihihih!“ Dieses „Hihihih“ war ein ganz eigenartiges,

man möchte sagen, nach innen gerichtetes Lachen, wobei seine Neuglein lustig funkelten. Man hörte, daß es ein Gewohnheitslachen war.

„Willst du damit etwa sagen,“ fragte der andre, „daß ich sonst ein Dummkopf bin?“

„Sonst? Warum bloß sonst? Nein, immer, immer bist du einer, Will Parker! Ich habe dir nun schon fünfzehn Jahre lang gesagt, daß du ein Greenhorn¹⁾ bist, ein Greenhorn, wie mir noch keines vorgekommen ist. Wirfst du es mir nun endlich einmal glauben?“

„Nein,“ erklärte der andre, ohne sich durch dieses beleidigende Wort nur im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen. „Nach fünfzehn Jahren ist man kein Greenhorn mehr.“

„Durchschnittlich, ja; aber wer selbst in diesen fünfzehn Jahren nichts gelernt hat, der ist noch immer eins und wird's auch immer bleiben, wenn ich mich nicht irre. Und eben daß du dies nicht einsehst, das ist der sicherste Beweis, daß du noch jetzt ein Greenhorn bist. Was hältst du von den zwölf Gentlemen dort, die uns so neugierig beliebäugeln?“

„Biel Gutes nicht. Siehst du, wie sie lachen? Das gilt dir, alter Sam.“

„Mir? Wieso?“

„Weil es keinen Menschen gibt, der dich ansehen kann, ohne über dich zu lachen.“

„Freut mich, Will Parker, freut mich ungemein. Das gehört nämlich auch zu den vielen Vorzügen, die ich vor dir besitze. Wer ein Auge auf dich wirft, möchte weinen, bitterlich weinen; bist eben ein trauriger Kerl, ein ganz trauriger, hihihih!“

Sam Sawkens und Will Parker schienen in dem

¹⁾ Neuling.

Verhältnis einer immerwährenden lustigen Fehde zu einander zu stehen. Keiner nahm dem andern etwas übel. Der dritte hatte bis jetzt geschwiegen; nun zog er behaglich seine herabgerutschten Gamaschen in die Höhe, streckte die langen Beine weit von sich und sagte, indem ein derb ironisches Lächeln sich über sein hageres Gesicht ausbreitete: „Wissen nicht, was sie aus uns machen sollen, diese Gentlemen. Stecken die Köpfe zusammen und werden doch nicht klug über uns. Feine Gesellschaft das; nicht, Sam Hawkens?“

„Ja,“ nickte der Gefragte. „Laß sie sich die Köpfe zerbrechen, Did Stone! Desto besser wissen wir, was wir von ihnen zu halten haben; Spitzbuben, was, alter Did?“

„Yes. Ahnt mir sehr, daß wir ein Wörtchen mit ihnen werden sprechen müssen.“

„Mir auch. Und nicht nur ahnen! Halte es sogar für sicher, daß wir ihnen unsre Fäuste auf die Nasen setzen werden. Es sind grad genau die zwölf, auf deren Spur wir trafen.“

„Und die dann dem Wagenzug folgten, um ihn heimlich zu beobachten.“

„Ja, und dann ritt der eine hin und fragte die Leute aus. Kommt mir verdächtig vor, sehr verdächtig! Sag mal, Will, hast du vielleicht einmal von den Finders gehört?“

„Gehört?“ antwortete Parker. „Dir ist wohl dein Gedächtnis abhanden gekommen, altes Coon¹⁾? Hast ja selbst wiederholt von ihnen gesprochen!“

„Well, weiß das ganz genau. Fragte nur, um zu erfahren, ob du als Greenhorn endlich einmal gelernt:

¹⁾ Abkürzung für Raccoon = Waschbär.

hast, aufzupassen, wenn erfahrene Leute mit dir reden. Du weißt also noch, wieviel Finders es geben soll?"

„Zwölf.“

„Und wieviel Personen siehst du hier sitzen, geliebter Will?"

„Dreizehn," lachte Parker vergnügt.

„Zieh den Wirt ab, Dummkopf!"

„Wie hätte ich das zu machen? Wird er es ruhig hinnehmen, daß ich ihn abziehe?"

„Bist und bleibst ein Greenhorn durch und durch! Hätte gar nichts dagegen, wenn du selbst abzögest! Hast noch nicht mal gelernt, einen Irländer abzuführen; darum will ich deinem schwachen Verstand zu Hilfe kommen und dir sagen, daß ohne ihn zwölf Personen dort sitzen. Begreifst du das, süßer Parker?"

„Yes, lieber Sam. Kenne dich genau und wußte also, daß du ihn selbst gern abziehen möchtest. Darum habe ich mich verstellt und so getan, als ob ich im Subtrahieren grad so wenig leistete wie du. Also zwölf sind's; du hast dieses Mal gar nicht übel gerechnet, mein Sohn. Hoffentlich gibst du dir fernerhin die gleiche Mühe wie jetzt. Zwölf, hm! Das ist freilich auffällig!"

„Auffällig? Findest du das wirklich? Dann hat das Greenhorn doch endlich mal eine Spur von Nachdenken verraten! Nun sag aber auch, wieso denn auffällig?"

„Sie sind zwölf, und die Finders sollen auch zwölf sein," antwortete Parker mit unerschütterlicher Ruhe.

„Folglich —? Fahre weiter!"

„Folglich ist anzunehmen, daß sie vielleicht die Finders sind."

„So ist es, geehrter Will. Hab' sie sehr im Verdacht, sie seien es. Der Anführer soll Buttler heißen."

Werden erfahren, ob ein Esquire dieses Namens bei ihnen ist.“

„Werden es dir gleich sagen!“

„Keine Sorge! Sind neugierig auf uns, diese Gentlemen. Sehe ihnen an den Nasenspitzen an, daß bald einer von ihnen kommen wird, um uns zu interviewen. Bin neugierig, wie sie es anstellen werden.“

„Höflich jedenfalls nicht,“ meinte Dick Stone. „Werden sie nicht allzu fein ablaufen lassen.“

„Warum?“ fragte Sam Hatkens. „Meinst wohl, daß wir grob werden sollen?“

„Sogar sehr!“

„Fällt mir nicht ein! Wir drei werden zusammen, the leaf of trefoil¹⁾ genannt; ist ein Ehrenname; dürfen ihm keine Schande machen; sind bekannt als drei zusammengehörige Gentlemen, die dadurch berühmt sind, daß sie durch List und Höflichkeit mehr zu erreichen pflegen als durch Grobheit und Gewalt. So soll es auch hier sein, so und nicht anders.“

„Well; aber dann werden diese Burschen glauben, daß wir uns vor ihnen fürchten!“

„Mögen sie, mögen sie immerhin, alter Dick. Wenn sie es täten, würden sie sehr bald einsehen, daß sie sich geirrt haben, und zwar sehr, hihihih! Das Kleeblatt, und sich fürchten! Kann darauf schwören, daß wir mit ihnen zusammengeraten. Wollen den Wagenzug überfallen, was wir nicht dulden werden.“

„Willst du sie unschädlich machen, wenn sie die Fingers sind?“

„Ja.“

„Wird kaum ohne Kampf abgehen!“

„Meinst du? Pshaw! Dieses alte Coon“ — dabei

¹⁾ „Das Kleeblatt.“

BR 9, Der Delprinz.

deutete er mit Behagen auf sich selbst — „hat zuweilen Gedanken, die besser sind als Messerstiche und Flintenschüsse. Mache gern einen Spaß, und ist dabei ein Vorteil über die Gegner zu erringen, so ist es um so besser. Mag nicht gern Blut vergießen; man kann seiner Feinde Herr werden, auch ohne sie umzubringen und auszulöschen¹⁾.“

„Also List?“ fiel Parter ein.

„Yes.“

„Welche?“

„Weiß jetzt noch nicht; wird sich aber im betreffenden Augenblick ergeben. Müssen uns zunächst verstellen, uns auslachen lassen, müssen recht unerfahren tun.“

„Wie Greenhörner?“

„Ja, wie Greenhörner, was freilich bei dir, Will Parter, keiner Verstellung bedarf, da du wirklich eins bist. Seht, wie sie über meine Mary, über mein Maultier lachen!“

„Ist aber auch keine Schönheit, Sam!“

„Schönheit? Unsinn! Ein häßliches Vieh ist sie, ein großartig häßliches Vieh; aber ich vertausche sie dennoch nicht gegen tausend edle Rosse. Ist klug, erfahren und verständig wie — wie — wie, na, wie Sam Hawks, ihr Herr, selber, und hat mir hundertmal das Leben gerettet. Hab' sie aber auch nie, nie im Stich gelassen und würde mein Leben wagen, wenn sie sich in Gefahr befände. Meine Mary ist eben meine Mary, einzig, unübertrefflich und mit keinem andern Viehzeug zu vergleichen, sonst aber eine störrische, heillose, niederträchtige Bestie, die man am liebsten gleich totschießen sollte.“

„Grad wie deine Biddy,“ warf Dick Stone ein.

¹⁾ Trapperausdruck für töten.

„Ja, die Biddy erst,“ nickte Sam Sawtens, wobei seine kleinen Neuglein funkelten und er mit der Hand liebevoll über sein altes sonderbares Gewehr strich. „Die Biddy ist mir ebenso lieb wie die Mary; sie hat auch noch nicht ein einziges Mal versagt. Wie oft hat Freiheit und Leben von ihr abgehungen, und stets hat sie ihre Schuldigkeit getan. Freilich hat sie auch ihre Mucken, ihre großen Mucken, und wer sie nicht kennt, dessen Kürbis schwimmt gegen das Wasser¹⁾. Ich aber kenne sie, ich habe sie studiert wie der Arzt die Karfunkelbeule; ich weiß genau, welche Vorzüge und welche Schwächen sie besitzt und an welcher Stelle ich sie streicheln und liebevoll muß, um sie bei guter Laune zu erhalten. Ich gebe sie nicht aus der Hand, bis ich sterbe, und wenn ich einmal tot bin, und ihr seid dabei, so tut mir den Gefallen und gebt mir meine Biddy mit unter den Rasen, mit dem ihr mich bedeckt. Kein anderer, der sie nicht kennt und lieb hat, soll sie jemals in die Hände bekommen. Die Mary, die Biddy, Dick Stone und Will Parker, das sind die vier, die mir ans Herz gewachsen sind und außer denen ich nichts mag und nichts besitze auf der ganzen weiten Welt.“

Ein feuchter Schimmer verdrängte das vorher so helle Funkeln seiner Augen, doch strich er mit den beiden Händen schnell darüber und sagte in wieder munterem Ton: „Seht, da steht einer von den zwölfen auf, der, welcher mit dem Wirt so heimlich gemunkelt hat. Höchstwahrscheinlich kommt er her, um uns zu äffen. Well, die Komödie kann losgehen; aber verderbt sie mir nicht etwa!“

Man darf sich nicht darüber wundern oder es gar belächeln, daß Sam Sawtens seinem Maultier und

¹⁾ Krapperausdruck für Unglück.

seinem Gewehr solche Rosenamen gegeben hatte und in so zärtlicher Weise von ihnen sprach. Die Westmänner vom alten Schrot und Korn — leider ist diese Sorte bis auf wenige, die man zählen kann, jetzt ausgestorben — waren ganz andre Menschen als das Gefindel, das nach ihnen kam. Unter dem Ausdruck Gefindel sind hier nicht etwa nur verkommene Menschen gemeint; dieses Wort hat hier eine andre als die gewöhnliche Bedeutung. Wenn ein Millionär, ein Bankier, ein Offizier, ein Advokat, meinetwegen auch der Präsident der Vereinigten Staaten selbst nach dem Westen geht, ausgerüstet mit den jetzigen massenmörderischen Waffen, ängstlich behütet und bewacht von einer zahlreichen Begleitung, damit ihn ja keine Mücke in die Hühneraugen beißt, und von seinem sicheren Standort aus das Wild zu hundert Exemplaren niederknallt, ohne dessen Fleisch gegen den Hunger zu gebrauchen, so wird dieser hohe und vornehme Herr von dem wirklichen Westmann eben zum „Rabble“, zum Gefindel gerechnet. Früher traf man auf Mustangherden zu fünftausend Stück; da kamen die Bisons gewallt wie ein Meer, zwanzig- und dreißigtausend und noch mehr zählend. Wo sind diese ungeheuren Massen hin? Verschwunden! So weit die Savannen reichen, ist kein einziger Mustang mehr zu sehen. Ausgerottet, vernichtet! Im Nationalpark droben „hegt“ oder „schont“ man jetzt einige Büffel; hier und da kann man in irgend einem zoologischen Garten noch einen einzelnen sehen; aber in der Prairie, die sie früher zu Millionen bevölkerten, sind sie ausgestorben; der Indianer verhungert körperlich und moralisch, und einen wirklichen, echten Westmann sieht man nur noch in Bilderbüchern. Daran ist das schuld, was der Trapper, der Squatter „Gefindel“ nennt. Man sage ja nicht, daß der

Grund in dem Vorrücken der Zivilisation liege. Die Zivilisation hat nicht die Aufgabe der Ausrottung, der Vernichtung. Wie oft taten sich, als die Pazifikbahnen entstanden, Gesellschaften von hundert und mehr „Gentlemen“ zusammen, um einen „Jagdausflug“ zu unternehmen. Sie dampften nach dem Westen, ließen in der Prairie halten und schossen aus den sicheren Coupés heraus auf die vorüberziehenden Büffelherden; dann fuhren sie weiter, ließen die Tierleichen zum Versaulen liegen und rühmten sich, Prairiejäger gewesen zu sein und ein „excellend and eximious“ Vergnügen gehabt zu haben. Dabei waren auf ein wirklich getötetes Tier zehn und noch mehr angeschossene, verwundete zu rechnen, die sich mühsam und schmerzvoll weiterschleppten, um dann elend zu verenden. Der Indianer stand von fern, sah mit ohnmächtigem Grimm zu, in welcher Weise man ihm seine Nahrung raubte, ihn zum Hunger trieb, und konnte nichts dagegen tun. Beschwerte er sich, so wurde er ausgelacht; wehrte er sich, so wurde er niedergemacht, wie die Büffel, die er für sein Eigentum hielt und deshalb geschont hatte.

Ganz anders der wirkliche Westmann, der frühere Jäger. Dieser schloß nicht mehr, als er brauchte. Er holte sich das Fleisch mit Gefahr seines Lebens. Er wagte sich auf seinem Pferd mitten in die Büffelherde hinein. Er kämpfte mit dem Mustang, den er sich fangen und zähmen wollte; er trat selbst dem grauen Bären kühn entgegen; sein Leben war ein unaufhörlicher, aber ritterlicher Kampf mit feindlichen Verhältnissen, feindlichen Tieren und feindlichen — Menschen. Dabei mußte er sich auf sich selbst, auf sein Pferd und auf sein Gewehr verlassen können, wenn er nicht „ausgelöscht“ werden wollte. Das Pferd war daher sein Freund, die

Büchse seine Freundin. Wie mancher Jäger hat oft sein Leben für sein Pferd gewagt! Und mit welcher Liebe hing er an seinem Gewehr, jenem toten, seelenlosen Gegenstand, dem seine dankbare Phantasie dennoch eine Seele verlieh. Er hungerte und dürstete, um vor allen Dingen sein Pferd fressen und saufen zu lassen, und sah erst auf sein Gewehr, ehe er an sich selber dachte. Er gab beiden Namen wie menschlichen Personen und sprach mit ihnen wie mit Menschen, wenn er einsam, nur mit ihnen allein sich in das Gras der Prairie oder in das Moos des Urwalds gelagert hatte. Zu dieser Art von Westmännern gehörte Sam Hawks. Die Rauheit seines wilden Lebens hatte sein Herz nicht verdorben, er war trotzdem ein gemütvolltes, aber dabei außerordentlich schlaues Kind geblieben.

Was er erwartet hatte, das geschah: Buttler war aufgestanden, kam herbei, pflanzte sich gebieterisch vor dem Tisch, woran die drei saßen, auf und sagte, ohne sie zu grüßen, höhnisch: „Wie prächtig ihr euch ausnehmt, Leute! Ihr scheint höchst sonderbare, höchst lächerliche Drillinge zu sein!“

„Yes,“ nickte Sam sehr ernsthaft und sehr bescheiden.

Dieses Eingeständnis klang so komisch, daß Buttler laut auflachte und, während seine Gefährten in das Gelächter einstimmten, fortfuhr: „Wer seid ihr denn eigentlich?“

„Ich bin der erste,“ antwortete Sam.

„Ich bin der zweite,“ fügte Dick Stone hinzu.

„Und ich der dritte,“ stimmte Will Parker ein.

„Der erste, der zweite, der dritte? Was denn?“ fragte Buttler, nicht gleich wissend, was sie meinten.

„Na, Drilling natürlich!“ antwortete Sam mit außerordentlicher Treuherzigkeit.

Ein zweites, allgemeines Gelächter folgte diesen feinen Worten. Buttler war geschlagen; darum fuhr er den Kleinen unwillig an: „Macht keine dummen Witze! Ich bin gewohnt, ernsthaft mit mir verkehren zu lassen. Daß ihr nicht Drillinge sein könnt, sieht man ja. Ich wollte eure Namen wissen. Heraus damit also!“

„Ich heiße Grinell,“ antwortete Sam kleinlaut,

„Und ich Berry,“ gestand Dick furchtsam.

„Und ich White,“ stieß Will ängstlich hervor.

„Grinell, Berry und White,“ meinte Buttler. „Hm. Nun sagt mir auch, was ihr seid!“

„Fallensteller,“ erklärte Sam Hartens.

„Fallensteller?“ lachte der Examinator. „Ihr seht mir ganz und gar nicht so aus, als ob ihr jemals einen Biber oder ein Raccoon gefangen hättet!“

„Haben auch noch nicht,“ gab der kleine Sam bescheiden zu.

„Ah, habt noch nicht! Wollt also wohl erst?“

„Yes.“

„Gut, sehr gut! Wo kommt ihr denn her?“

„Von Castorville unten herauf.“

„Was habt ihr dort getrieben?“

„Einen Kleiderladen, Kompagniegeschäft zu dreien.“

„So so! Ist wohl schlecht gegangen?“

„Yes. Haben ein wenig Bankrott gemacht; hatten zu viel ausgeborgt, Kredit gegeben, aber keinen bekommen.“

„Richtig, richtig! Haben es euch gleich angesehen, daß ihr pleite seid. Also Kleiderhändler, vielleicht gar Schneider. Drei Schneider, die aus Ungeschick in die Pleite gefallen sind und nun den klugen Gedanken ge-

faßt haben, sich als Trapper wieder aufzuhelfen! Hört ihr es?"

Diese Frage war an seine Genossen gerichtet, die dem Gespräch mit ironischem Behagen zuhörten. Sie ließen ein drittes, schallendes Gelächter hören. Sam Hawks aber rief scheinbar zornig: „Ungebid? Da irrt Ihr Euch gewaltig, Sir! Wir wußten wohl, woran wir waren. Aus der Pleite mußte natürlich für uns etwas abfallen, sonst hätten wir sie nicht gemacht.“

Er zog seinen bodledernen Jagdrock vorn auf, klopfte auf seinen breiten Gürtel, daß es metallisch klang, und fügte stolz hinzu: „Hier sitzen die Moneten, Sir!“

Das Gesicht Buttlers nahm den Ausdruck eines Raubvogels an, der nach Beute auspäht, und in möglichst unbefangenen Ton fragte er: „Ihr habt Moneten? Dann seid ihr freilich klüger gewesen, als ihr ausseht. Wieviel hat euch denn der Bankerott eingebracht?"

„Ueber zweitausend Dollar.“

„Die tragt ihr bei euch?"

„Yes.“

„Auf der Reise, in dieser unsichern Gegend!"

„Pshaw! Wir haben Waffen.“

„Die würden euch verteuft wenig nützen. Wenn zum Beispiel die Finders kämen, die würden euch drei Schneider ausbeuteln, ehe ihr nur Zeit fändet, die Augen aufzumachen. Warum habt ihr das viele Geld nicht lieber einer Bank anvertraut?"

„Werden es noch tun. Droben in Prescott.“

„Da hinauf wollt ihr?"

„Yes.“

„Als Fallensteller?"

„Yes.“

„Habt ihr denn Fallen?"

„Nein.“

„Woher wollt ihr sie nehmen?“

„In Prescott kaufen.“

„Simmel! Seid ihr Menschen! Was gedenkt ihr denn da oben zu fangen?“

„Biber und — und — und —“ Er stockte verlegen.

„Und — und — was denn weiter?“ drang Buttler in den Kleinen.

„Grizzlybären.“

Da ertönte von den andern Tischen ein wahrhaft homerisches Gelächter herüber. Buttler lachte auch, daß ihm die Tränen in die Augen traten und der Atem versagte, und rief, als er sich einigermaßen beruhigt hatte: „Grizzlybären wollt ihr in Fallen fangen, Grizzlybären, von denen einer neun Fuß hoch wird und auch neun Zentner wiegen wird! In Fallen fangen?“

„Warum nicht?“ knurrte Sam verdrießlich. „Wenn nur die Fallen groß und stark genug sind!“

„Es gibt aber keine Grizzlyfallen und wird auch keine geben!“

„So lassen wir uns in Prescott von einem Schmied welche machen.“

„Wie denn? In welcher Konstruktion?“

„Das werden wir ihm schon sagen.“

„Ihr drei Schneider? Halt auf, Kleiner, Dider, halt auf, sonst ersticke ich!“

Er lachte wieder aus vollem Halse und konnte erst nach einer Weile fortfahren: „Und selbst wenn das mit den Grizzlybären möglich wäre, so müßte man sich doch schon darüber halb totlachen, daß ihr, um Biber zu fangen, hinauf nach Prescott wollt.“

„Nach Prescott eigentlich nicht; dort wollen wir die

Fallen kaufen; dann reiten wir nach dem Gila und dem San Franziskofluß.“

„Worin es zwei Zoll hoch Wasser gibt; wo sollen da die Biber herkommen!“

„Das laßt nur unsre Sorge sein, Sir! Hab' ein Buch gelesen, wo alles drinsteht, auch das von den Bibern.“

„Schön, schön, vortrefflich! Wenn ihr so klug seid, euch nach einem Buch zu richten, so läßt sich nichts weiter sagen. Ich wünsche euch so viel Biber und Bären, wie ihr wollt. Aber ihr werdet auch noch andres finden.“

„Was?“

„Wilde Indianer, die euch Tag und Nacht umschleichen, um euch zu überfallen.“

„Da wehren wir uns.“

„Mit euern Waffen etwa?“

„Yes.“

„Zum Beispiel hier mit Eurer Flinte?“

„Yes.“

„Alle Wetter, werdet ihr da ungeheure Heldentaten verrichten. Zeigt doch einmal das Schießholz her! Das müssen wir uns unbedingt ansehen.“

Er nahm Sam Hawkens das Gewehr aus der Hand und ging damit zu seinen Genossen hinüber, die es unter den kräftigsten Bemerkungen betrachteten. Auch Dick Stone mußte seine lange Risle zeigen, die den nämlichen ironischen Beifall fand; dann sagte Buttler, indem er die Gewehre zurückgab: „All right; ich will nur um euretwillen hoffen, daß ihr mit euern Gewehren jetzt ebenso umzugehen versteht wie früher mit euern Nähadeln.“

„Keine Sorge!“ meinte Sam sehr zuversichtlich. „Was wir treffen wollen, das treffen wir.“

„Wirklich?“

„Wirklich!“

„Wetttschießen, wetttschießen!“ flüsterten diejenigen, welche Buttler am nächsten saßen, diesem zu.

Im Westen, wo fast jeder Mann ein guter Schütze ist, läßt niemand die Gelegenheit zu einem Wetttschießen vorübergehen. Die Schützen messen sich gern miteinander; der Ruhm des Siegers spricht sich weit herum, und es werden oft dabei bedeutende Summen auf das Spiel gesetzt. Hier nun gab es nicht nur Gelegenheit zu einem Wett-, sondern sogar zu einem spaßhaften Schießen; die drei Schneider hatten wohl nicht gelernt, mit Gewehren umzugehen, und da die ihrigen nichts taugten, so gab es jedenfalls etwas zu lachen, wenn man sie dazu brachte, ihre vermeintliche Kunst zu zeigen. Darum sagte Buttler, um Sam anzustacheln, in zweifelndem Ton: „Ja, mit der Nähnadel den Armel eines Rodes treffen, das kann sogar ein Blinder; aber schießen, schießen, das ist doch etwas ganz andres. Habt Ihr denn schon einmal geschossen, Mr. Grinell?“

„Yes,“ antwortete der Kleine.

„Wonach?“

„Nach Sperlingen.“

„Mit diesem Gewehre?“

„Nein, mit dem Blasrohr.“

„Mit dem Blasrohr!“ lachte Buttler laut auf. „Und da denkt Ihr, daß Ihr auch mit dem Gewehr ein guter Schütze seid?“

„Warum nicht? Zielen ist doch zielen!“

„So? Wie weit könnt Ihr denn treffen?“

„Doch jedenfalls so weit, wie die Kugel läuft.“

„Sagen wir zweihundert Schritte?“

„Well.“

„Ungefähr so weit entfernt steht die zweite Hütte da drüben. Glaubt Ihr, sie zu treffen?“

„Die Hütte?“ meinte Sam beleidigt. „Die trifft ein Blinder, grad wie mit der Nadel den Rockärmel.“

„So wollt Ihr wohl sagen, daß das Ziel kleiner sein soll?“

„Yes.“

„Wie groß ungefähr?“

„Wie meine Hand.“

„Und das glaubt Ihr zu treffen, mit diesem Euerm Schießzeug hier?“

„Yes.“

„Unsinn! Dieser Lauf muß ja gleich beim ersten Schuß zerplatzen, und wenn er das nicht tut, so ist er so krumm gezogen, daß Eure Kugeln um jede Hausede biegen, nie aber gerade fliegen werden.“

„Versucht es doch einmal!“

„Wollen wir wetten? Ihr habt ja Geld dazu. Wieviel setzt Ihr?“

„So viel wie Ihr.“

„Einen Dollar?“

„Einverstanden.“

„So gilt also die Wette. Aber wir wollen nicht nach jener Hütte schießen, weil der Besitzer es wohl nicht dulden würde, sondern ich —“

„Schießt nach der meinigen!“ unterbrach ihn der Wirt. „Ich klebe an die hintere Front ein Papier, so groß wie meine Hand; dies ist das Ziel.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen. Man begab sich nach der hintern Seite; das Papier wurde angeklebt, und dann zählte Buttler zweihundert Schritte ab. Er setzte einen Dollar, und Sam gab den seinigen. Darauf loste man, wer zuerst schießen solle. Das Los fiel auf

Buttler. Er stellte sich in der abgemessenen Entfernung auf, zielte nur ganz kurz, drückte ab und traf das Papier.

Nun war die Reihe an Sam. Er machte die krummen Beinchen möglichst weit auseinander, legte seine Liddy an, bog sich weit, weit nach vorn und zielte eine lange, lange Zeit. In dieser Stellung sah er aus wie ein Photograph, der sich unter die Hülle seines Apparats beugt, um nach seinem Objekt einzustellen. Alle lachten. Da endlich krachte der Schuß, und Sam flog zur Seite, das Gewehr fallen lassend und mit der Hand die rechte Wade haltend. Das Gelächter wurde zum förmlichen Gejohle.

„Hat Euch die Flinte gestoßen, wohl gar einen Hieb gegeben?“ fragte Buttler teilnahmsvoll.

„Yes, sogar eine Ohrfeige ist's gewesen!“ erwiderte der Kleine wehmütig.

„Das Ding haut also; es scheint Euch selbst gefährlicher zu sein als andern Leuten. Wollen sehen, ob Ihr getroffen habt.“

Auf dem Papier war keine Spur von der Kugel zu bemerken. Man suchte lange, lange Zeit, bis endlich einer, der zur Seite gegangen war, unter dröhnendem Lachen den andern zurief: „Kommt her zu mir! Es konnte mir nicht einfallen, hier zu suchen; aber da steckt sie, da, wer sie sehen will. Kommt her! Der Schnaps läuft aus dem Loch!“

Jedenfalls zur Beförderung bestimmt, stand an der Seite des Hauses, vielleicht zehn Schritte davon entfernt, ein volles Branntweinsfaß. In dieses war die Kugel geflogen, und man sah den Inhalt in einem fingerdicken Strahl aus dem frischen Schußloch strömen. Das jetzt entstehende Gelächter wollte kein Ende nehmen. Der Wirt aber fluchte und verlangte Entschädigung. Als

Sam ihm diese zusagte, beruhigte er sich und trieb mit dem Hammer einen hölzernen Pflock in das Loch, um es zu schließen.

„Also nicht einmal das Haus habt Ihr getroffen!“ rief Buttler dem ganz verduzt dreinschauenden Kleinen zu. „Ich habe Euch ja gesagt, daß Eure Kugeln um alle Ecken biegen werden. Der Dollar ist mein. Wollt Ihr noch einen wagen, Mr. Grinell?“

„Yes,“ antwortete Sam.

Mit dem zweiten Schuß traf er wenigstens das Haus, aber ganz unten an der Ecke, während das Ziel oben in der Mitte der Mauer sich befand. So gab er noch vier oder fünf Schüsse ab, ohne dem Papier näher zu kommen, und verlor noch ebensoviele Dollars. Darüber wurde er zornig und rief aus: „Es ist nur, weil es bloß um einen Dollar geht. Ich glaube, wenn es mehr gälte, könnte ich besser zielen.“

„Mir recht,“ lachte Buttler. „Wieviel wollt Ihr setzen?“

„So viel wie Ihr.“

„Sagen wir zwanzig?“

„Yes.“

Sam verlor auch diese zwanzig, verlor sie aber, weil er wieder ganz genau in dieselbe Ecke traf. Buttler strich das Geld ein und fragte: „Noch einmal gefällig, Mr. Grinell?“ Dabei zwinkte er seinen Beuten heimlich und vergnügt mit den Augen zu.

„Yes,“ antwortete Sam. „Es muß doch einmal werden.“

„Denke es auch. Wie hoch?“

„Wie Ihr wollt.“

„Fünfzig Dollar.“

„Yes.“

„Oder wir sagen lieber hundert?“

„Das ist zu viel. Ich bin zwar überzeugt, daß ich jetzt endlich treffen werde, aber es tut mir leid, Euch eine solche Summe abzunehmen, Mr. — wie heißt Ihr denn eigentlich, Sir?“

„Buttler,“ antwortete der Gefragte zu schnell und also unvorsichtig. Wahrscheinlich hätte er einen andern Namen genannt, wenn er nicht durch Sams Frage so plötzlich überrumpelt worden wäre.

„Schön, Mr. Buttler,“ fuhr er fort. „Also nicht hundert; es ist zu viel.“

„Konjense! Was ich gesagt habe, das halte ich; es fragt sich nur, ob Ihr Mut habt.“

„Mut? Den hat ein Schneider immer.“

„Also hundert?“

„Yes.“

Buttler war so sicher, das Ziel zu treffen, während Sam natürlich wieder danebenschießen würde, daß er diesmal noch kürzer zielte als vorher. Oder regte ihn die Höhe der Summe auf, kurz und gut, seine Kugel kam neben, zwar hart aber doch neben dem Papier in die Mauer zu sitzen. Das raubte ihm aber nicht die gute Laune, denn sein Gegner traf jedenfalls nicht so nahe an das Ziel. Im schlimmsten Fall konnte es zum Stechen kommen, und da war ihm der Sieg dann sicher.

Jetzt zielte Sam, aber wohin? Nach der Mauerede, wohin er bisher stets getroffen hatte und wo von ihm außer dem ersten Schuß, Kugel auf Kugel saß.

„Was fällt Euch ein, Mr. Grinell,“ rief Buttler erstaunt, „Ihr zielt ja nach der Ecke!“

„Versteht sich ganz von selbst,“ antwortete der Kleine getrost.

„Warum denn aber?“

„Habe erst jetzt mein Gewehr begriffen.“

„Wieso?“

„Scheint seinen eigenen Willen, seine Launen zu haben. Ziele ich nach dem Papier da oben in der Mitte, so geht die Kugel da hinunter in die Ecke. Ziele ich aber nach der Ecke, so wird sie wohl hinauf nach dem Papier fliegen.“

„Das ist Verrücktheit!“

„Nicht von mir, sondern von der Flinte. Paßt mal auf!“

Er drückte ab, und die Kugel saß — — ganz genau in der Mitte des Zieles.

„Seht Ihr nun, daß ich recht hatte!“ lachte der Kleine. „Gewonnen! Gebt die hundert Dollar heraus, Mr. Buttler!“

Die Summen waren noch nicht gesetzt worden. Buttler zögerte, der Aufforderung Folge zu leisten; es kam ihm der Gedanke, die Zahlung zu verweigern; dann aber hatte er einen Einfall, den er für besser hielt; er zog also die Goldstücke aus seiner Tasche, gab sie Sam und sagte: „Hören wir auf?“

„Wie Ihr wollt.“

„Oder setzen wir noch einmal?“

„Meinetwegen!“

„Aber nicht hundert, sondern zweihundert!“

„Sir, das ist zu viel!“

„Für mich nicht. Oder habt Ihr Angst bekommen?“

„Angst? Fällt mir nicht ein!“

„Also zweihundert; aber gleich gesetzt!“

„Gut! Da mein Kamerad Mr. Berry mag den Unparteiischen machen und das Geld verwahren, und wir nehmen ein neues Papier mit einem Punkt genau in

der Mitte. Wessen Kugel diesem am nächsten sitzt, der hat gewonnen.“

„Einverstanden,“ erklärte Buttler; „aber wir schießen nicht auf zwei, sondern auf dreihundert Schritte!“

„Da treffe ich nichts!“

„Ist auch nicht nötig. Vorwärts, Mr. Grinell, zweihundert Dollar heraus!“

Sam gab Dick Stone das Geld. Buttler schien nicht mehr so viel zu besitzen, denn er ging zu mehreren seiner Gefährten, um sich von ihnen aushelfen zu lassen. Als er die Summe beisammen hatte, gab er sie auch an Dick, der sehr wohl wußte, weshalb ihn Sam als Unparteiischen vorgeschlagen hatte. Nachdem ein neues Papier angeklebt worden war, zählte man dreihundert Schritte ab, und Buttler machte sich zum Schuß bereit.

„Ziele besser als vorhin!“ rief ihm einer seiner Männer zu.

„Schweig!“ antwortete er zornig. „Ein Schneider sticht mich nicht aus!“

„Vorhin aber doch!“

„War nur Zufall, weiter nichts.“

Er zielte dieses Mal doch viel länger und sorgfältiger als vorher. Sein Schuß traf das Papier, wenn auch nicht dessen Mittelpunkt.

„Prachtschuß, Hauptschuß, trefflicher Schuß!“ lobten ihn seine Gefährten.

Nun kam wieder Sam an die Reihe; er legte an und der Schuß krachte. Ein mehrstimmiger Ruf des Schreckens oder des Argers folgte; er hatte genau den Mittelpunkt getroffen. Dick Stone eilte zu ihm, hielt ihm das Geld hin und murmelte: „Nimm rasch, alter Sam, sonst bekommst du es dann nicht!“

„Well, würden mir es später aber doch noch geben müssen.“ Er steckte es ein und schritt dann der Hütte zu.

„Ein unbegreifliches, ein verdammtes Glück ist das!“ rief ihm Buttler zornig entgegen. „So ein Zufall ist noch gar nicht dagewesen!“

„Bei mir allerdings noch nicht,“ gestand Sam ein, und zwar ganz der Wahrheit gemäß, denn er war ein so vortrefflicher Schütze, daß er keines Zufalls bedurfte. Buttler aber nahm diese Worte in anderm Sinn und sagte: „So gebt das Geld wieder heraus!“

„Herausgeben? Warum?“

„Weil Ihr soeben zugegeben habt, daß das Ziel nicht von Euch, sondern durch den Zufall getroffen worden ist.“

„Schön! Aber der Zufall hat sich meiner Hand und meiner Flinte bedient; er hat das Ziel getroffen, also die Wette gewonnen; ihm gehört das Geld, und ich werde es ihm geben, sobald ich ihm zum nächstenmal begegne.“

„Das soll wohl ein Witz sein, Sir?“ fragte Buttler drohend, und zugleich bildeten seine Leute einen engen Kreis um ihn und Sam.

Dieser letztere zeigte nicht die mindeste Besorgnis, sondern entgegnete ruhig: „Sir, Schneider pflegen keine Witze zu machen, wenn es sich um Geld handelt. Wollen wir weiter schießen?“

„Nein; ich habe mit Euch, aber nicht mit Eurem Zufall wetten wollen. Ist Euch dieser immer so günstig?“

Er gab seinen Gefährten einen verstohlenen Wink, auf Feindseligkeiten zu verzichten; Sam bemerkte ihn aber doch und antwortete schmunzelnd: „Stets, nämlich wenn es sich der Mühe lohnt, eines lumpigen Dollars wegen aber nicht; da geht meine Kugel lieber in die Erde.“

Eben wollten sie sich um diese Ecke wenden, um nach der vorderen Seite des Hauses zurückzukehren, als ihnen jemand entgegenkam. Dieser Jemand war — Sam Pawkens' Maultier, dessen Kopf neugierig nach seinem Herrn auszublicken schien. Buttler, der vorangegangen war, stieß mit dem Tier fast zusammen.

„Häßliches Vieh!“ rief er aus, der Mary einen Fausthieb gegen den Kopf gebend. „Ist ein wahres, richtiges Schneiderpferd! Einem andern könnte es im ganzen Leben nicht einfallen, sich auf eine solche Bestie zu setzen!“

„Sehr richtig!“ stimmte Sam bei. „Nur fragt es sich, warum?“

„Warum? Aus Abscheu natürlich! Was denn sonst?“

„Es läßt sich gut sagen, aus Abscheu, wenn der Grund im Unvermögen liegt.“

„Wieso? Wie meint Ihr das? Wollt Ihr etwa sagen, daß man Euern Ziegenbock nicht reiten könne?“

„Das behaupte ich nicht, Sir; ich wollte nur so viel sagen, daß ihn nur ein sehr guter Reiter besteigen kann.“

Er sagte diese Worte in einem so eigenartigen Ton, daß Buttler rasch fragte: „Meint Ihr etwa, daß ich kein guter Reiter bin, daß ich mit Eurer Bestie nicht fortfäme?“

„Das ist nicht meine Meinung gewesen, Sir, obgleich sehr zu erwarten steht, daß es Euch binnen einer Minute abwerfen würde.“

„Mich? Den besten Reiter zwischen Frisco und New Orleans? Ihr seid verrückt!“

Sam maß ihn mit einem neugierigen Blick vom Kopf an bis zu den Füßen herab und fragte dann ungläubig: „Ihr der beste Reiter? Das glaube ich nicht.“

Ihr seid nicht zum Reiten gebaut; dazu sind Eure Beine zu lang.“

„Nicht zum Reiten gebaut!“ lachte Buttler auf. „Was will ein Schneider vom Reiten verstehen! Als Ihr vorhin hier ankamt, hingt Ihr auf Eurem Viehzeug wie ein Affe auf dem Kamel, und da wollt Ihr vom Reiten sprechen? Laßt Euch nicht auslachen! Euer Maultier nehme ich so zwischen die Schenkel, daß es binnen fünf Minuten zusammenbricht!“

„Oder Euch binnen einer Minute herunterwirft! Wollen wir wetten?“

„Ich setze zehn Dollar!“ rief Buttler, der nicht mehr genügend Geld besaß, um wieder in der früheren Höhe wetten zu können.

„Ich auch!“

„Daß es mich nicht herunterwirft!“

„Und ich behaupte dies aber!“

„Gut, fertig, zehn Dollar heraus!“

Sam zog das Geld hervor und gab es Dick Stone wieder. Buttler borgte es sich von seinen Gefährten und gab es dann auch an Dick. Lieber hätte er es einem seiner Leute anvertraut, wollte aber keinen Verdacht erwecken.

„Eine schauerhafte Wette!“ sagte der Wirt zu ihm. „Um zehn Dollar zu gewinnen, auf ein solches Scheusal steigen! Diesmal aber werdet Ihr sicher gewinnen.“

Buttler nahm die alte Mary beim Zügel und führte sie von der Ecke fort nach dem vor dem Hause liegenden freien Platz. „Also binnen einer Minute herunter!“ rief er Hawkens zu. „Sitz ich dann noch darauf, habe ich gewonnen.“

„Darf ich mit dem Tier reden?“ fragte Sam.

„Wozum nicht? Haben wir ihm nicht mit ihm oder frage wir ihm, ganz wie Sie wollen!“

Es kamen sich zwei Gruppen gebildet. Auf der einen stand Sam mit Dick und Dill, auf der andern der Herr mit den beiden Hummers. Dieser letztere hing auf. Das Maultier ließ es sich ruhig gefallen und stand still und unbeweglich, als ob es aus Holz geschnitten sei. Da sagte Sam: „Nocke ihn ab, meine gute Suchsing-Mard!“

Augenblicklich machte das Maultier einen runden, hohen Kapfenbüdel, ging mit allen vieren in die Luft, streckte sich da aus und kam mit dem Reiter zu gleicher Zeit wieder auf dem Erdboden an; es stand auf derselben Stelle, Hummer aber saß nicht mehr im Sattel, sondern neben der Mard unten auf dem Boden. Seine Leute schrien überrascht auf; er sprang empor und rief ergrimmt: „Dieses Vieh ist des Teufels! Erst steht es fromm wie ein Lamm, und dann geht es ganz plötzlich wie ein Ballon in die Luft!“

„Da wäre es besser, Ihr wäret Luftschiffer anstatt Reiter; das Geld ist mein,“ antwortete Sam, indem er es einstrich.

„Zum Henter! Ich weiß nicht, ob ich richtig verstanden habe. Sagtet Ihr dem Tier nicht, daß es mich abbocken solle?“

„Yes.“

„Sir, das verbitte ich mir!“

„Pshaw! Ihr habt gesagt, daß ich mit ihm reden kann, ganz wie ich will.“

„Aber zu meinem Schaden!“

„Nein, sondern zu Eurem Nutzen. Ihr braucht ja nur zu hören, was ich sage, so wißt Ihr, was das Tier tun wird und wie Ihr Euch dagegen zu verhalten habt,

wenn Ihr ein so guter Reiter seid, wie Ihr vorhin sagtet.“

„Well, so werde ich das nächste Mal sicher gewinnen; ich lasse mich nicht wieder herabbocken. Seht Ihr noch einmal zehn Dollar?“

„Gern.“

Buttler borgte sich das Geld zum zweitenmal, gab es Did und sagte zu Sam, indem er wieder aufstieg: „Nun, sagt dem Racker doch wieder, was er tun soll!“

Sam lachte kurz und lustig auf und rief dem Maultier zu: „Streif ihn ab, meine liebe Striping-Mary!“

Die Mary setzte sich augenblicklich in galoppierende Bewegung, wogegen keine Bemühung Buttlers etwas half, schlug einen Bogen nach der unteren Hausecke zu und rannte, dort angekommen, nach der oberen Ecke hin, und zwar so eng an der Mauer, daß das rechte Bein Buttlers an der Ecke hängen blieb und er, wenn er sich es nicht arg zerschinden oder gar brechen lassen wollte, aus dem Sattel mußte; er wurde „abgestreift“ und kam wieder auf die liebe Erde zu sitzen.

„Alle neunundneunzigtausend Teufel!“ schrie er wütend, indem er sich erhob und sein Knie befühlte. „Diese Bestie ist ein wahres Höllenvieh. Ich war natürlich auf das Abbocken gefaßt. Wie könnt Ihr ihm da befehlen, daß es mich abstreifen soll?“

Diese Frage galt Sam, welcher antwortete: „Es ist ausgemacht worden, daß ich mit dem Maultier sprechen, pfeifen oder auch singen kann, ganz wie es mir beliebt. Daran halte ich fest. Das Geld ist mein.“

Er strich es ein. Buttler hinkte zum Wirt hin und sagte halbblaut zu ihm: „Gib mir zwanzig Dollar! Meine Leute haben nichts mehr.“

„Wollt Ihr wieder wetten?“ fragte der Isländer.

„Natürlich!“

„Ihr werdet abermals verlieren!“

„Jetzt ganz gewiß nicht wieder!“

„Und wenn aber doch? Von wem bekomme ich dann mein Geld?“

„Von mir, Salunte, von mir!“

„Aber wann?“

„Bis morgen früh.“

„Morgen früh? Wenn er Euch alles abgenommen hat?“

„Dummkopf! Das ist nur geborgt. Meine Leute würden wohl nicht so ruhig zusehen, wenn sie nicht wüßten, daß ich morgen früh wieder mein Geld und noch viel mehr habe.“

„Ah, die zweitausend Dollar dieser Schneider?“

„Yes.“

„Nehmt Euch in acht, Sir! Dieser Kerl ist doch nicht ganz so dumm, wie wir gedacht haben.“

„Pshaw! Alles Zufall!“

„Mit dem Schießen, ja; aber das mit dem Maultier wohl nicht.“

„Auch das! Das Tier ist ein altes, ausgemustertes Zirkusvieh, das er für einige Dollar erhalten hat. Es kann diese beiden Kunststücke; das ist alles. Also her mit dem Geld! Ich muß einstweilen wenigstens die letzten zweimal zehn Dollar wieder haben.“

Als ihm der Wirt das Geld aus dem Hause geholt hatte, rief er Sam Hatolens zu: „Wettet Ihr noch mal mit?“

„Ja, doch nun zum letztenmal.“

„Einverstanden; aber um zwanzig Dollar!“

„Yes.“

„Da ist das Geld. Dazu gebe ich die heiligste Ver-

sicherung, daß mich Euer Scheusal jetzt nicht herunterbringt, es kann machen, was es immer will.“

Er stieg auf, nahm die Mary kurz in die Zügel und fest zwischen die Schenkel und horchte zu Sam hin, was dieser befehlen würde, ob abbocken oder abstreifen. Der Kleine aber gebot keins von beiden, sondern rief: „Wälze ihn ab, meine liebe Rolling-Mary!“

Das Maultier warf sich augenblicklich nieder und rollte sich wie eine Walze auf dem Boden hin. Wenn Buttler sich nicht alle Glieder zerquetschen oder gar zerbrechen lassen wollte, mußte er die Zügel fahren lassen und die Füße aus den Steigbügeln nehmen. Kaum fühlte die Mary, daß sie ihn los war, so sprang sie auf, trabte zu ihrem Herrn hin, stieß ein triumphierendes Geschrei aus und rieb ihr Maul an seiner Schulter.

Buttler erhob sich langsam vom Boden, befühlte und betastete sich oben und unten, hinten und vorn und machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht. Er war wütend über den mehrfachen Reinfall, den er erlitten hatte, und wollte sich dies doch nicht merken lassen. Dazu schmerzten ihn alle seine Knochen und Muskeln, denn er hatte unter der Mary wie unter einer Drehrolle gelegen.

„Beliebt es Euch vielleicht, noch einmal zu wetten?“ rief ihm Sam Hawkens zu.

„Geht zum Satan mit Eurer schändlichen Bestie!“ grollte der Gefragte, indem er sich niedersetzte.

„Habe mit dem Satan keine Geschäfte, Mr. Buttler, werde also dahin gehen, wohin es mir gefällt.“

„Nach Prescott doch?“

„Yes.“

„Schon heut?“

„Nein. Werden heut hier in San Xavier del Bai bleiben.“

„Habt ihr euch schon nach einem Obdach umgesehen?“

„Nein. Ist nicht nötig; werden im Freien schlafen.“

„Habt ihr zu essen?“

„Noch nicht. Dachten hier was zu bekommen.“

„Damit steht es schlimm. Es ist nichts mehr zu haben. Ihr könnt euch also nur dann satt essen, wenn ihr unsre Gäste sein wollt. Nehmt ihr meine Einladung an?“

„Tue es hiermit, Sir. Wann werdet ihr speisen?“

„Wenn das Fleisch angekommen ist. Werde euch benachrichtigen.“

Damit waren die Wetten beendet und die beiden Gruppen hielten sich nun jede wieder für sich selbst.

Zweites Kapitel.

Durchkreuzte Pläne.

„Hast ein feines Geschäft gemacht!“ sagte Dick Stone zu Sam. „Hätte gerne mitgeholfen!“

„War gar nicht nötig, wenn ich mich nicht irre. Halten uns wahrhaftig für Schneider, hihihih! Und Buttler heißt der Kerl!“

„Sind also die zwölf Finders. Schlechte Gesellschaft das zum Abendessen!“

„Hätte nicht notwendig gehabt, ihre Einladung anzunehmen; haben ja in unsern Satteltaschen noch Vorrat für einen ganzen Tag, was ganz gut bis Tucson reicht; hege aber meine gute Absicht dabei. Will sie nämlich festnehmen.“

„Aber wie?“

„Wird sich finden.“

„Hätten wohl lieber fortreiten sollen von hier; ist ein sehr gefährliches Pflaster für uns, das hiesige. Werden dir den Gewinn natürlich wieder abnehmen wollen!“

„Versteht sich. Soll ihnen aber schwer werden. Fürchte mich nicht vor ihnen, besonders da ich gesehen habe, wie leicht sie sich nasführen lassen. Uns für Schneider zu halten, uns, das Kleeblatt!“

„Bist ein Piffkopf, alter Sam!“

„Bin ganz zufrieden mit meinem Kopf, wenn er auch oben ein bißchen schadhast ist! Besaß einst auch mein eigenes Haar mitsamt der Haut, an die es gewachsen war, habe es von Kindesbeinen an ehrlich und mit vollem Recht getragen, und kein Advokat hat es gewagt, es mir streitig zu machen, bis so ein oder zwei Duzend Pawnees um mich waren und mir das Fell bei lebendigem Leib vom Kopf schnitten und rissen. Bin dann nach Tetania gegangen und habe mir eine neue Haut gekauft; nannte es Perücke und kostete mich drei dicke Bündel Biberfelle, wenn ich mich nicht irre. Schadet aber nichts, denn das neue Fell ist zuweilen praktischer als das alte, besonders im Sommer; kann es abnehmen, wenn mich schwitzt, und es waschen und kämmen, ohne mich auf dem Kopf zu tragen. Und wenn abermals ein Roter meinen Skalp verlangen sollte, so kann ich ihm diesen verehren, ohne daß es ihm vorher Mühe und mir Schmerzen macht, hihihihi.“

„Und wie albern,“ fiel Will Parter ein, „daß sie wirklich glaubten, wir wollten droben am Gila Biber, sogar graue Bären fangen!“

„War gar nicht so albern, wie du denkst,“ erklärte Sam. „Haben ja sehr deutlich gesehen, daß du ein Greenhorn bist, und einem solchen ist eben alles zuzutrauen, auch daß er auf einem Heuboden Seehunde und Walfische fangen will. Sprachen davon, daß sie Fleisch erwarten. Wo sie es herbekommen? Ob etwa von Lucson? Ist kaum zu glauben. Werden es sich stehlen wollen — — behold, da kommen sie gezogen; werden sie also nun wohl kennen lernen.“

Er deutete nach vorn, wo auf dem freien Platz ein großer, langer, mit vier Ochsen bespannter Blahewagen

erschien, dem noch drei andre folgten. Ein sehr gut bewaffneter Reiter trabte voran, das war der Scout. Neben den Wagen ritten zwei Knaben oder Jünglinge, welche ebenfalls Messer, Revolver und Doppelbüchsen trugen. Die Ochsentreiber gingen zu Fuß. In zweien der Wagen gab es Insassen; man sah sie neugierig unter der Blase hervorbliden.

Der Scout hatte wohl die Absicht gehabt, hier halten zu lassen, aber als er die Gesellschaft vor der Schnapschenke erblickte, verdüsterte sich sein Gesicht, und er ritt weiter; die Wagen folgten ihm natürlich.

„Verdammt!“ sagte einer der Finders mit unterdrückter Stimme zu dem Wirt. „Da scheint aus dem Braten heute abend nichts zu werden.“

„Warum nicht?“

„Weil sie weiterfahren. Wer weiß, wie weit von hier sie dann halten.“

„Werden nicht weit kommen. Man sah, daß die Ochsen müde waren. Habt Ihr das Gesicht des Scout bemerkt?“

„Nein.“

„Es verfinsterte sich, als er euch erblickte. Es ist in ihm Verdacht gegen euch entstanden, weil ihr ihn zu weit ausgefragt habt. Er hätte wohl hier Lager gemacht und ist nur eurentwegen wieder fort, weit aber keineswegs, wohl nur bis ans Ende des Ortes, wo es Gras für die Rinder gibt.“

„Werde einmal nachsehen.“

„Tut das nicht. Wenn er Euch sieht, wächst sein Mißtrauen.“

„Das ist richtig,“ bestätigte Buttler. „Wir müssen warten, bis es dunkel geworden ist; dann gehe ich selbst mit einigen von euch ihnen nach. Sie werden ihre Ochsen

frei grasen lassen; wir führen einen davon fort und schlachten ihn.“

„Und werdet entdeckt!“ warf der Wirt ein.

„Was nennst du entdeckt? Wenn jemand kommt, so sitzen wir bei dir und essen gebratenes Rind; das ist alles. Der fehlende Ochse aber liegt geschlachtet weit draußen vor dem Dorfe; wer will beweisen, daß wir die Täter sind?“

„Wir essen grad das Stück Fleisch, das an dem toten Ochsen fehlt!“

„Das ist kein Beweis, denn wir haben es soeben von einem unbekanntem Roten gekauft. Und will man uns trotzdem noch weiter belästigen, so haben wir Gewehre und Messer, uns jeden Lästigen vom Halse zu schaffen.“

„Die drei Schneider da drüben essen mit?“

„Ja. Weißt du, Paddy, was für einen Gedanken ich habe? Wir machen sie betrunken!“

„Um sie dann — — —?“

„Ja, um sie dann — — — ganz so, wie du meinst.“

„Bei mir im Hause?“

„Ja, drin in der Stube. Hier im Freien wäre es unmöglich. Man könnte verstedte Zeugen haben.“

„Aber es ist für mich höchst gefährlich, eine solche Tat in meinem Hause, in meiner Stube geschehen zu —“

„Schweig! Du bekommst von dem, was wir bei den Kerls finden, dreihundert Dollar; das ist genug für die kleine Belästigung — bist du einverstanden?“

„Ja, denn ich sehe, es geht wohl nicht anders. Aber ich befürchte, daß sich die Kerls schwer berauschen lassen werden.“

„Leicht, sehr leicht im Gegenteil. Hast du nicht gesehen, daß sie deinen Schnaps wegschütteten?“

„So etwas sieht jeder Wirt!“

„Daraus folgt doch, daß sie keine Schnapstrinker sind und also nichts vertragen können. Nach einigen Gläsern werden sie toll und voll betrunken sein.“

„Ich schließe daraus, daß sie keine Schnapstrinker sind und also keinen trinken werden. Wie wollt ihr sie da betrunken machen?“

„Um, auch das wäre möglich. Hast du denn gar nichts andres als nur Schnaps?“

Der Wirt machte ein Gesicht, welches pfiffig sein sollte, und antwortete: „Für gute Freunde und wenn es ehrlich bezahlt wird, habe ich irgendwo ein Fäßchen sehr hitzigen Kalientwein aus Kalifornien liegen — — —“

„Kalientwein? Alle Wetter, den mußt du schaffen!“ fiel Buttler ein. „Ein einziger Liter davon wirft die drei Schneider um, und für uns wird dieser Kaliente eine wahre Wonne sein. Wieviel soll er kosten?“

„Bierzig Liter sechzig Dollar.“

„Etwas teuer, aber einverstanden. Du bekommst also dreihundertsechzig Dollar von dem, was uns die nächste Nacht einbringt.“

„Warum wollt ihr solche Umwege mit diesen Schneidern machen, Sir? Sie einladen, mit ihnen essen, sie unterhalten, dann berauschen und so weiter? Gibt es denn keinen kürzern und bessern Weg?“

„Das sehr wohl; aber Paddy, ich will dir sagen: es liegt in dem Benehmen dieser drei Männer so ein Etwas, was mich nicht so ganz an die Schneider glauben läßt. Ich habe es mir überlegt. Die Schüsse, die der Kleine getan hat, sind Meisterschüsse gewesen, sogar die ersten Fehlschüsse. Wir sehen ihn nach dem Papier zielen, und doch hat er mit einer blitzschnellen Bewegung des Gewehrs, die wir gar nicht bemerkt haben, genau Kugel auf Kugel in die Ecke geschickt. Schau hin, wie sie da

sthen! Sie sahen nicht ein einziges Mal her, o bewahre; aber ich sage dir, daß sie trotzdem alles so genau wissen, als ob sie ihre Augen immerwährend hierher richteten. Ich kenne diese maskierten Späherblide. Und ihre Haltung! Als ob sie jeden Augenblick bereit wären, ihre Revolver abzurücken. Ueberfallen, überrumpeln lassen die sich nicht so leicht, wenigstens nicht, ohne daß sie blitzschnell mit ihren Messern und Kugeln zur Hand sind.“

„Aber zwölf oder gar dreizehn gegen drei; da muß der Ausgang doch wohl sicher sein!“

„Aberdings; aber von den zwölf, also von uns, werden dabei sicher einige getötet oder gar verwundet. Eine Betäubung durch tüchtigen Rausch ist da das sicherste und ungefährlichste — — —“

Buttler hielt mitten in der Rede inne, deutete nach dem freien Platze hinüber und fuhr fort: „Da kommt die sonderbare Gestalt, die hinter dem Wagen herritt; sie ist zurückgeblieben, sieht den Zug nicht mehr und weiß nun augenscheinlich nicht, wohin sie sich wenden soll.“

Der Ausdruck „sonderbare Gestalt“, dessen er sich bediente, war sehr zutreffend und sagte eher zu wenig als zu viel. Während sie langsam nähergeritten kam, machte sie in kurzen, fast genau abgemessenen Zeiträumen die regelmäßigsten Pendelbewegungen auf dem Pferde, jetzt mit den Beinen weit nach hinten und den Kopf vornüber gesunken, dann rasch damit nach hinten und mit den Beinen nach vorn. Der Körper war in einen langen, weiten Regenmantel und der Kopf in ein großes Wiener Umschlagtuch gehüllt, dessen Zipfel bis auf den Rücken des Pferdes herunter fiel. An den Füßen trug die Figur Zugstiefel; über die eine Schulter hing eine Flinte, und unter dem grauen Mantel schien ein Säbel zu stecken. Das Gesicht, das aus dem Tuch hervorblickte, war bart-

loß, voll und rot, so daß man, besonders bei dieser Art sich zu kleiden, jetzt wirklich nicht zu sagen vermochte, ob ein Maskulinum oder Femininum da auf dem langsamen hageren Klepper saß. Und das Alter des rätselhaften Wesens? War diese Frau ein männlicher Mensch, so mochte er fünfunddreißig Jahre zählen; war dieser Mann aber eine Dame, so stand sie sicher im Anfang der Vierzig. Jetzt war sie bei den Tischen angekommen, hielt das Pferd an und grüßte in hohem Kopfs- oder Füstelton: „Guten Tag, meine Herren! Haben Sie vielleicht vier Ochsenwagen gesehen?“

Alles bisher Gehörte war natürlich englisch gesprochen worden; dieser Damenherr oder diese Herren-dame aber bediente sich der deutschen Sprache, deren die Gefragten nicht mächtig waren, weshalb auch keine Antwort erfolgte. Als die Frage in der Tonlage des eingestrichenen d wiederholt wurde, stand Sam Hawtens auf, trat zu dem Pferde hin und antwortete deutsch: „Sprechen Sie nicht englisch?“

„Nein, nur deutsch.“

„Darf ich erfahren, wer Sie sind?“

Da bekam er eine kleine Terz höher, also im eingestrichenen f zu hören: „Ich bin der Herr Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden.“

„Klotzsche bei Dresden? Da sind Sie wohl ein Sachse?“

„Ja, ein geborener, jetzt aber emeritiert.“

„Und ich auch, obgleich ich mich schon lange in Amerika herumtreibe. Sie gehören wohl zu den vier Wagen, Herr Kantor?“

„Ja. Ich bitte aber sehr, recht vollständig zu sein; fagen Sie also lieber, Herr Kantor emeritus! Dann

weiß gleich jedermann, daß ich den Orgel- und Kirchengdienst quittiert habe, um meine sämtlichen Befähigungen nun ganz allein der harmonischen Göttin der Musik zu widmen.“

Die Neuglein Sams leuchteten lustig auf, doch meinte er ernst: „Gut, Herr Kantor emeritus, Ihre Wagen sind längst hier vorüber und werden, wie ich vermute, draußen vor dem Dorf angehalten haben.“

„Wieviel Takte habe ich da noch weiterzureiten?“

„Takte?“

„hm — — hm — — Schritte wollte ich wohl sagen.“

„Das weiß ich ebensowenig, weil ich mich gleichfalls zum erstenmal hier befinde. Erlauben Sie, daß ich Sie führe?“

„Sehr gern, mein werter Herr. Ich bin die Melodie, und Sie machen die Begleitung. Wenn wir unterwegs keine langen Viertelpausen und Fermaten machen, werden wir wohl mit dem FINE bei den Wagen angekommen sein.“

Sam warf seine Biddy über die Schulter, pfiß seiner Mary, die ihm wie ein folgsamer Hund folgte, nahm das Pferd des seltsamen Menschen beim Zügel und schritt der Richtung nach, welche die Wagen eingehalten hatten. Dabei setzte er das Gespräch fort: „Also Sie komponieren, Herr Kantor emeritus?“

„Ja, bei Tag und Nacht.“

„Was?“

„Eine große Oper für drei Theaterabende in zwölf Akten, für jeden Abend vier Akte; wissen Sie, so ein Werk wie der ‚Ring des Nibelungen‘ von Richard Wagner, dieses Mal aber nicht von ihm, sondern von mir, dem Herrn Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden.“

„Können Sie das denn nicht daheim komponieren? Was treibt Sie denn da nach Amerika, noch dazu nach Arizona, dem gefährlichsten Teil des wilden Westens?“

„Wer mich treibt? Der Geist, die Muse, wer denn anders? Der begnadete Musensohn muß den Eingebungen der Göttin folgen.“

„Das verstehe ich nicht. Ich folge keiner Göttin, sondern meinem Verstand.“

„Weil Sie kein Begnadeter sind. Mit Verstand komponiert man keine Oper, sondern mit Generalbaß und Kontrapunkt, wenn nämlich ein passendes Libretto, ein Text vorhanden ist. Und dieser Text, der ist eben die Spannfeder, die mich herübergeschwippt hat nach Amerika.“

„Wieso, Herr Kantor?“

„Bitte wiederholt recht sehr: Kantor emeritus! Es ist wirklich nur der Vollständigkeit halber. Man könnte denken, daß ich noch immer zu Kloßsche bei Dresden die Orgel spielen muß, während ich doch schon seit zwei Jahren einen Nachfolger habe. Meine Oper ist nämlich im Kopf vollständig fertig; aber es fehlt mir der passende Text dazu. Ich brauche eine kräftige, eine gigantische, eine zyklische Handlung, denn meine Oper soll eine Heldenoper werden. So habe ich mich also selbst nach Helden umsehen müssen, aber leider keine recht geeigneten gefunden, denn ich will neue, originale Helden, die noch nicht für die Bühne verwendet sind. Da lebt nun in der Nähe von Dresden zuweilen mein Freund und Gönner Hobble-Frant, und der — — —“

„Der Hobble-Frant lebt dort? Den kennen Sie?“
fiel Sam schnell und überrascht ein.

„Ja. Sie auch?“

„Sehr gut sogar, sehr gut! Weiter, weiter!“

„Und der hat mich auf solche Helden, wie ich sie brauche, aufmerksam gemacht.“

„Was sie sagen, Herr Kantor!“

„Ich ersuche Sie nun schon zum dritten- oder gar zum viertenmal: Herr Kantor emeritus! Es ist gewiß und wahrhaftig nur der Vollständigkeit wegen. Man könnte sonst denken, ich maße mir ein Amt an, das ich nun schon seit zwei Jahren nicht mehr bekleide. Also der Hobble-Frank hat mich auf solche für mich passende Helden aufmerksam gemacht, zunächst natürlich auf sich selbst und sodann in zweiter Linie auf andre Männer, mit denen er früher hier im wilden Westen ganz außerordentliche Taten verrichtet hat und wahrscheinlich jetzt wieder zusammengetroffen ist.“

„Wer sind diese Leute?“

„Ein Apatshenhäuptling, welcher Winnetou heißt, zwei weiße Prairiejäger, namens Old Shatterhand und Old Firehand, und viele andere. Kennen Sie vielleicht auch diese drei?“

„Will es meinen, hihihih! Ich sage Ihnen, daß Sie von mir so viel über diese Gents hören können, daß Sie zwanzig Opern davon zu komponieren imstande sind. Die Musik dazu müssen Sie sich freilich selber machen.“

„Natürlich, natürlich! Der Hobble-Frank hat mir alle Abenteuer erzählt, die er mit den Herren erlebte; kann ich von Ihnen noch Ferneres vernehmen, so ist mir das lieb, weil dadurch mein zu bearbeitender Stoff reicher wird.“

„Sie sollen mehr erfahren, als Sie brauchen. Aber sagten Sie nicht soeben, daß der Hobble-Frank jetzt wieder mit ihnen zusammengetroffen sei?“

„Ja, so sagte ich; ich vermute es, wenn ich es auch nicht ganz bestimmt behaupten kann. Ich war nämlich

einige Tage lang nicht daheim gewesen; als ich nach Hause kam, fand ich einige Zeilen von ihm vor, worin er mich aufforderte, schleunigst zu ihm zu kommen, falls es noch meine Absicht sei, mit ihm nach Amerika zu gehen, um die betreffenden Helben für meine Oper persönlich kennen zu lernen. Ich suchte ihn natürlich sofort auf, kam jedoch zu spät, denn die Villa ‚Bärenfett‘, die er bewohnt, war verschlossen — alles zu, kein Mensch da, und vom Nachbar konnte ich nur erfahren, daß der Hobble-Frank für längere Zeit verreist sein müsse. Ich habe als ganz selbstverständlich angenommen, daß er nach Amerika ist, und bin ihm nachgereist.“

„Warum aber grad in dieses wilde Arizona hinein? Haben Sie denn Grund, zu glauben, daß er sich in dieser Gegend befindet?“

„Ja, denn er sprach öfters mit mir über Arizona und Nevada und erwähnte dabei, daß er sofort dorthin aufbrechen werde, sobald er erfahre, daß einer seiner früheren Gefährten sich dorthin wenden wolle. Er steht nämlich mit ihnen im Briefwechsel. Da er nun so plötzlich und ohne auf mich zu warten abgereist ist, vermute ich, daß er von seinem Freund eine solche Nachricht empfangen hat.“

„Und daraufhin, also nur daraufhin, haben Sie diese weite Reise gemacht?“

„Warum nicht? Land ist Land, gleichviel, ob es Sachsen oder Arizona heißt. Warum soll man sich in dem einen schwerer begegnen als in dem andern?“

„Welche Frage! Erstens handelt es sich darum, daß Arizona und Nevada je zwanzigmal größer sind als Sachsen, und dann kommen auch die Verhältnisse in Betracht. Haben Sie eine Ahnung davon, wie viele und welche Indianerstämme hier wohnen?“

„Die gehen mich doch nichts an!“

„Kennen Sie die Untwegsamkeit des Landes, die wilden Schluchten und Canons, die Oede der Bergregion, die Trostlosigkeit der Wüsten, besonders derjenigen, die zwischen Kalifornien, Nevada und Arizona liegt?“

„Geht mich auch nichts an!“

„Verstehen Sie die Sprachen der Indianer, der hiesigen Weißen?“

„Brauche ich nicht! Meine Sprache ist die Musik.“

„Aber der wilde Indianer wird ganz und gar nicht musikalisch mit Ihnen sprechen und verfahren! Wie es scheint, wissen Sie gar nicht, welchen Gefahren Sie sich aussetzen, wenn Sie den Hobble-Frank auffuchen wollen.“

„Gefahren? Ich habe Ihnen bereits gesagt, wie ich darüber denke. Ein Jünger der Kunst, ein Sohn der Musen hat keine Gefahren zu fürchten. Er steht so hoch über dem gewöhnlichen Leben wie die Violine über dem Kumpelbaß; er lebt und atmet den Aether himmlischer Akkorde und hat mit irdischen Dissonanzen nichts zu schaffen.“

„Well! So lassen Sie sich einmal von einem Indsman den Skalp über die Ohren ziehen, und sagen Sie mir dann, welche himmlischen Akkorde Sie dabei vernommen haben! Hierzulande gibt es nur eine Musik, und das ist diese hier.“ Er schlug bei diesen Worten mit der Hand an sein Gewehr und fuhr dann fort: „Dieses musikalische Instrument gibt die Töne an, nach denen in Arizona und Nevada getanzt wird, und — — —“

„Getanzt — — — Pfui!“ unterbrach ihn der Kantor. „Wer hat vom Tanzen gesprochen, oder wer wird überhaupt davon sprechen! Ein Künstler niemals! Das Tanzen ist eine hastige und immerwährende Ver-

änderung des festen Standpunktes, durch die man in unästhetischen Schweiß gerät.“

„Dann will ich wünschen, daß Sie hier nicht in die Lage kommen, ganz gegen Ihren künstlerischen Willen den Schwerpunkt und mit ihm noch einiges andre, vielleicht gar das Leben zu verlieren. Leider steht schon jetzt zu befürchten, daß Sie sehr bald gezwungen sein werden, einen Hopsier zu tanzen, wobei es wohl kaum ohne Schweiß abgehen wird.“

„Ich? Fällt mir nicht ein! Wer wollte oder könnte mich zwingen?“

„Die Herren, die da hinter uns vor der Schnapschenke saßen. Ich werde Ihnen das später erklären.“

„Warum nicht jetzt?“

„Weil ich es andern auch noch sagen muß und weil wir jetzt da angekommen sind, wohin wir wollten, wenn ich mich nicht irre.“

Sie hatten das Dorf verlassen und befanden sich nun hinter ihm an der Straße, die nach der Hauptstadt führt. Während dieses ganzen Wegs hatte der Kantor seine eigentümlichen Pendelbewegungen auf dem Pferd fortgesetzt. Bald den Oberkörper nach vorn, bald nach hinten biegend, hatte er die Beine und Füße mit den Bügeln in die entgegengesetzte Richtung geschoben, was dem kleinen Sam Hamkens, wie sein lustiges Augenblinzeln zeigte, nicht wenig Spaß zu machen schien. Jetzt sahen sie die vier großen, schweren Auswandererwagen vor sich stehen. Die Insassen waren ausgestiegen und hatten die Ochsen ausgespannt, die das nicht allzu reich sprossende Gras abweideten.

Die Wagen waren in der Weise aufgefahren, daß sie eng nebeneinander standen, mit den Deichseln alle nach einer Seite gerichtet, ein großer Fehler in jener

Gegend, wo es der Indianer und des herumstrolchenden weißen Gefindels wegen stets geraten ist, eine sogenannte Wagenburg zu bilden. Die Insassen waren ausgestiegen und bewegten sich in geschäftiger Weise auf dem Platze umher. Zwei Frauen suchten nach dornigem Mazien- gestrüpp, dem einzigen Holz, das es hier zu einem Feuer gab; zwei andre hantierten mit Töpfen, in denen das Essen gekocht werden sollte; einige Kinder halfen dabei. Zwei Männer schafften in Eimern Wasser herbei; ein dritter untersuchte die Wagenräder; diese drei waren noch ziemlich jung. Ein vierter, der gewiß die Fünzig überschritten hatte, aber noch bei vollen Mannekraften und sehr breit und stark gebaut war, stand inmitten dieses Treibens, um es zu bewachen und von Zeit zu Zeit mit heller Stimme und in kurzen Worten einen Befehl auszusprechen. Er schien also der Anführer dieser Auswanderer zu sein. Als er die beiden Ankömmlinge bemerkte, rief er: „Wo bleiben Sie denn nun wieder einmal, Herr Rantor?! Man ist in steter Sorge um Sie und — —“

„Bitte, bitte, Herr Schmidt,“ unterbrach ihn der Angeredete; „Herr Rantor emeritus, wie ich Ihnen schon hundertmal gesagt habe. Es ist wahrhaftig nur der Vollständigkeit wegen und weil ich mir kein Amt anmaßen darf, welches ich nicht mehr innehabe.“

Dabei hielt er sein Pferd an und stieg herunter, aber wie! Er nahm erst das rechte Bein empor, um links herunter zu kommen; das schien ihm aber zu gefährlich zu sein; darum zog er nun den linken Fuß aus dem Bügel, um zu versuchen, rechts auf die Erde zu kommen, was für ihn aber wahrscheinlich ebenso bedenklich war. Darum stemmte er beide Hände auf den Sattelpfosten, lüpfte sich empor und schob sich nach hinten, so daß er auf die Kruppe des Pferdes zu sitzen kam. Von da aus

verlor er sich langsam immer weiter rückwärts und rutschte endlich beim Schwanz herunter. Das Tier war lammfromm und ermüdet und ließ dieses seltsame und lächerliche Verfahren ruhig vor sich gehen. Die Auswanderer hatten diesem „Abrutisch“ schon sehr oft beigewohnt, weshalb er auf sie keinen Eindruck machte; dem guten Sam Hawkens aber war so etwas noch nicht vorgekommen, und so mußte er sich große Mühe geben, nicht laut aufzulachen.

„Ach was, Emeritus!“ antwortete Schmidt in kräftiger Weise, die ihm eigen zu sein schien. „Für uns sind Sie noch immer der Herr Kantor. Haben Sie sich emeritieren lassen, so ist das Ihre Sache, aber kein Grund für uns, dieses ewige Fremdwort immer wiederzukauen. Warum bleiben Sie immer zurück? Man hat nur stets auf Sie aufzupassen!“

„Piano, piano, lieber Schmidt! Ich höre Sie sehr gut, auch wenn Sie nicht so schreien. Es kam mir ein musikalischer Gedanke. Ich glaube nämlich, daß man bei einer Overture, wenn das Cello im Orchester fehlt, dessen Stimme auch der dritten Trompete übergeben kann. Nicht?“

„Uebergeben Sie sie meinethwegen der großen Paukentrommel! Ich weiß wohl, daß ein Wagen geschmiert werden muß, wenn er gut laufen soll, aber nicht, was in einer Overture getrompetet werden muß. Was haben Sie uns denn da für einen Hanswurst mitgebracht?“

Bei diesen Worten deutete er auf Sam Hawkens. Der Kantor antwortete, ohne ihm das kräftige und wohl auch beleidigende Wort zu verweisen: „Dieser Herr ist — — ist — — heißt — — hm, das weiß ich selbst noch nicht. Ich traf ihn im Dorf und fragte ihn nach Ihnen; da ist er so freundlich gewesen, mich heraus zu Ihnen

zu modulieren. Die Hauptsache ist, daß er auch ein Sachse ist.“

„Ein — — Sachse?“ fragte Schmidt im Tone des Erstaunens, indem er Sam vom Kopf an bis zu den Füßen herunter betrachtete. „Das ist doch gar nicht möglich! Wenn bei uns in Sachsen jemand in solcher Kleidung herumliefe, würde er auf der Stelle festgenommen!“

„Aber wir sind glücklicherweise jetzt nicht in Sachsen,“ antwortete Havkens mit verbindlichem Lächeln; „darum werde ich meine Freiheit wahrscheinlich behalten, wenn ich mich nicht irre. Ihr werdet hier noch ganz andre Anzüge zu sehen bekommen, als der meinige ist. Es gibt im wilden Westen nicht auf je zwanzig Schritte zehn Kleiderläden. Darf ich vielleicht erfahren, wohin ihr wollt, meine Herren?“

„Ihr?“ meinte Schmidt in abweisendem Tone. „Wir sind gewohnt, Sie genannt zu werden, und möchten, ehe wir Ihnen Auskunft geben, zunächst wissen, wer Sie sind und was Sie treiben.“

„Well, das können Sie wissen. Ich heiße Falke, bin aus Sachsen herübergekommen, lebe als Westmann und gebe jedem die Ehre, die ihm gebührt. Ob Ihr mir meine Frage nun auch beantworten wollt, das steht in Eurem Belieben.“

„Ihr und Euer? Herr Falke, ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir gewohnt sind — — —“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach ihn der Kleine. „Und ich habe auch bereits gesagt, daß ich einem jeden die Ehre gebe, die ihm gebührt. Wer mich als einen Hanswurst betrachtet, der wird von mir nicht als voll genommen.“

„Alle Donner! Meinen Sie damit etwa mich?“

brauste der Alte auf, indem er drohend einen Schritt nähertrat.

„Ja,“ antwortete der Kleine, indem er ihm furchtlos und höchst freundlich in die Augen sah.

„Da machen Sie ja gleich, daß Sie fortkommen, falls Sie wünschen, daß Ihre Knochen bei einander bleiben sollen!“

„Das werde ich tun. Aber als Ihr Landsmann halte ich es für meine Pflicht, Sie vor den zwölf Reitern zu warnen, die heute an Ihnen vorübergekommen sind.“

„Ist nicht nötig. Wir sind selbst so klug, zu wissen, woran wir sind. Die Kerls haben uns gleich nicht gefallen und, als sie uns ausfragen wollten, keine Auskunft erhalten. Sie sehen also, daß Ihre guten Lehren bei uns überflüssig sind.“

Er drehte sich um, zum Zeichen, daß er mit Sam Sawlens nichts mehr zu tun haben wolle. Dieser machte eine Bewegung, sich zu entfernen, blieb aber doch, angezogen von seinem guten Herzen, wieder halten und sagte: „Master Schmidt, noch ein Wort!“

„Was?“ fragte der Alte barsch.

„Wenn Ihr wirklich keine guten Lehren braucht, so will ich sie gerne für mich behalten. Gestattet mir nur noch das eine zu fragen: Stehen eure Wagen nur einsteilen so bei einander wie jetzt?“

„Warum diese Frage?“

„Weil dies die allerbequemste Weise ist, bestohlen oder gar überfallen zu werden; hätte ich hier etwas zu gebieten, so würde mit den vier Wagen ein Biered gebildet, innerhalb dessen alle Menschen und Ochsen — — hihihih — Menschen und Ochsen während der ganzen Nacht zu bleiben hätten. Dabei müßte von der Dunkel-

heit bis zum frühen Morgen ein Posten sorgsam Wache halten.“

„Warum?“

„Weil ihr euch in Abijour befindet und nicht daheim in der Dresdener oder Leipziger Kreisdirektion.“

„Wo wir sind, das wissen wir genau. Um das zu erfahren, brauchen wir keinen Hanswurst zu fragen. Macht Euch also fort von hier, sonst schaffe ich Euch Spannfedern in die Beine!“

„Well, gehe schon, wenn ich mich nicht irre. Habe es gut gemeint mit euch; aber jetzt verläßt der Hanswurst das Affentheater!“

Er drehte sich scharf um und entfernte sich nach dem Dorf zu. Schmidt fuhr den Kantor unmutig an: „Da hatten Sie uns einen saubern Kerl gebracht. Sah aus wie ein Harlekin und war dabei doch grob wie Bohnenstroh. Für solche Landsmänner muß ich danken.“

„Aber mir gegenüber ist er sehr zuvorkommend und freundlich gewesen,“ wagte der Emeritus einzuwerfen. „Das war wohl die Folge davon, daß ich ihn hübsch dolce angesprochen habe, wie wir Musikünstler uns auszudrücken pflegen, während Sie ihm sehr sforzando über den Mund gefahren sind.“

„Weil er wie ein Landstreicher dahergelaufen kam und — — —“

Schmidt war von einem lauten Ausruf unterbrochen worden. Die beiden jungen Männer, welche die Wagen zu Pferd begleitet und von denen die Finders gesprochen hatten, waren am Fluß gewesen, um ihre verstaubten Pferde zu waschen; jetzt kamen sie zurückgeritten. Der eine von ihnen hatte ein sehr aufgewecktes Gesicht vom Schnitt und der hellen Farbe des Europäers, obgleich die letztere infolge der Sonnenglut beträchtlich ge-

dunkelt hatte; er mochte wohl achtzehn Jahre zählen und war von mehr breiter als hoher Figur. Noch interessanter war der Kopf des andern. Seine kühn geformten Züge waren echt indianisch, doch nicht von der bei den Indsmen gewöhnlichen Schärfe, auch standen seine Backenknochen nicht so weit hervor. Die Farbe seines Gesichtes war ein mattes Bronze, wovon das helle Grau seiner scharfen Augen ebenso wie das Mittelblond seines Haares lebhaft abstach. Seine Gestalt war schlanker, doch nicht weniger kräftig als diejenige seines Begleiters, mit dem er jedenfalls im gleichen Alter stand. Beide waren nach europäischer Art gekleidet und, wie es schien, vortrefflich bewaffnet. Ebenso saßen beide sehr gut zu Pferde, zumal der Graugügige, der mit seinem Tier wie zusammengegossen schien. Dieser letztere hatte, als er, sich dem Lager nähernd, Sam Sawtens schnell von dannen gehen sah, den Ruf ausgestoßen, wodurch Schmidt unterbrochen worden war.

„Was gibt's? Was wollen Sie?“ fragte dieser entgegen.

Der junge Mann trieb sein Pferd schnell näher und antwortete, vor Schmidt anhaltend, in deutscher Sprache, doch mit fremder Betonung: „Wer war der kleine Mann, der soeben von hier fortgegangen ist?“

„Warum?“

„Weil er mir bekannt vorkam. Ich habe ihn nicht genau gesehen; aber sein Gang fällt mir auf. Hatte er einen Bart?“

„Ja, einen wahren Urwald!“

„Das stimmt! Die Augen?“

„Sehr klein.“

„Die Nase?“

„Fürchterlich.“

„Stimmt auch! Hatte er vielleicht seinen Namen genannt?“

„Ja.“

„Sam Hawks etwa?“

„Nein. Er heißt Falke und ist ein Deutscher.“

„Sonderbar, aber doch erklärlich! Falke heißt englisch hawk. Viele Deutsche nehmen, wenn sie herüberkommen, englische Namen an; warum sollte ein Westmann, der Falke heißt, sich nicht Hawks nennen? Daß Sam Hawks ein Deutscher ist, wußte ich allerdings nicht. Aber diese Gestalt und dieser eigentümliche, schleichende Gang! Jeder gute Westmann hat das Ausschleichen gelernt; aber so pflegt nur Sam Hawks zu schleichen. Doch halt, noch eine Frage: hat dieser Mann während des Gesprächs vielleicht einmal gelacht?“

„Ja.“

„Wie?“

„Ausgesucht höhnisch, als er von Menschen und von Ochsen sprach.“

„Ich meine, mit welchem Vokal, mit welchem Laut er lachte. Man lacht mit a und mit i, sogar mit e oder mit o.“

„Es war mit i, und mehr ein Richern als ein Lachen.“

„Wirklich, wirklich?“ fragte der Jüngling lebhaft.

„Dann ist er es wohl doch gewesen. Sam Hawks hat ein ganz eigentümliches Hihihih, wie man es von keinem andern hört; man vernimmt es sehr oft von ihm; es klingt so listig und dabei stillbergnügt; er schluckt es halb in sich hinein.“

„Sie werden sich täuschen: der Kerl war ein Strome, aber sicher kein Westmann!“ — — —

Der Kleine war nach der Schenke zurückgekehrt und

hatte sich wieder zu Dick und Will gesetzt. Um doch etwas zu verzehren, ließen sie sich je noch einen Whisky geben, den sie mit Wasser verdünnt tranken. Die Finders lachten über diese Nüchternheit, ließen die drei aber sonst in Ruhe.

Als es dunkel geworden war, brannte der Irländer eine Laterne an, welche aufgehängt wurde und den Platz vor dem Haus zur Not erleuchtete; in dessen Inneres sollte erst später, beim Essen, gegangen werden. Nach einiger Zeit stand Buttler vom Tisch auf, gab dreien seiner Gefährten einen Wink und entfernte sich mit ihnen.

„Das hat irgend einen Zweck,“ sagte Will Parker leise. „Wohin mögen sie wollen?“

„Kannst du dir das nicht denken?“ fragte ihn Sam.

„Nein. Ich bin nicht allwissend.“

„Ich auch nicht; aber wer kein solches Greenhorn wie Will Parker ist, der muß wissen, was sie wollen.“

„Nun, was, altes geschmeites Coon?“

„Fleisch.“

„Woher?“

„Von den Auswanderern.“

„Ah, ja! Die haben gewiß Rauchfleisch mit, und das soll ihnen gestohlen werden.“

„Fällt keinem Menschen ein! Die Finders haben Lust zu frischem Fleisch, und da draußen bei den Wagen gibt es sechzehn Ochsen. Weißt du nun, woran du bist, mein süßer Will?“

„Ah, die Ochsen, richtig, richtig!“ nickte der Gefragte. „Es ist diesen Gentlemen wirklich zuzutrauen, daß sie einen Ochsen stehlen, was viel leichter ist, als in einen Wagen zu steigen, um einen harten Schinken herauszuholen. Man legt sich auf die Erde, schleicht sich an

das Tier und treibt es langsam und vorsichtig vom Lager fort, bis man es sicher hat.“

„So ist es; ja, so wird's gemacht, hihihih! Scheinst in früherer Zeit ein feiner Ochsendieb gewesen zu sein, wenn ich mich nicht irre.“

„Schweig, altes Coon! Mir sollten diese Leute leid tun, wenn sie ein Zugtier einbüßen. Ist dir deine Vermutung erst jetzt gekommen?“

„Nein, sondern gleich als Buttler vom Fleisch sprach.“

„Und bist bei den Auswanderern gewesen und hast sie nicht gewarnt?“

„Wer sagt dir denn, daß ich dies nicht getan habe? Aber man nannte mich einen Hanswurst, dessen guten Rat niemand braucht. Sam Hawkens ein Hanswurst, hihihih! Hat mir ungeheuern Spaß gemacht. Bin zwar nicht ganz salonmäßig gekleidet; aber dieser Kantor emeritus sieht doch noch weit eher wie ein Bajazzo aus als ich, wenn ich mich nicht irre.“

„Du lachst. Denkst du denn auch daran, daß wir zum Essen eingeladen sind?“

„Natürlich denke ich daran! Fühle ja einen Hunger wie ein Prairiewolf, dem die Sonne zwei Wochen lang in den leeren Magen geschienen hat.“

„Willst also der Einladung folgen und gestohlenen Fleisch miteffen?“

„Yes, sogar sehr!“

„Sam, das wird mir schwer zu glauben, da du eine so grundehrliche alte Haut bist. Doch tu, was du willst; ich aber mache nicht mit. Gestohlene Ware ist Will Parter nicht!“

„Sam Hawkens auch nicht, außer er weiß, daß sie hinterher bezahlt wird.“

„Ach, du meinst — — —?“

„Ja,“ nickte der Kleine. „Bin ein Hanswurst genannt worden und mußte mich mit meinem Rat abweisen lassen, werde also nichts verhindern. Strafe muß sein, besonders wenn sie zur Lehre und zur Besserung dient, wie mir scheint. Werde auch mit dem größten Vergnügen mitessen, dann aber dafür sorgen, daß die Bestohlenen voll entschädigt werden.“

„Wenn das ist, esse ich auch mit. Müßten uns aber dabei sehr in acht nehmen. Sollte mich wundern, wenn uns die Finders ungerupft von dannen lassen wollten.“

„Werden ihre eigenen Federn lassen müssen; paß nur auf!“

Buttler mochte mit seinen Gefährten vielleicht drei Viertelstunden fortgewesen sein, als sie zurückkehrten. Sie brachten eine Rindslede mit, die in das Haus geschafft wurde, um dort gebraten zu werden. Bis sie gar war, wurden noch mehrere Flaschen Whisky geleert. Als die Negerin endlich meldete, daß der Braten fertig sei, kam Buttler zu dem „Kleeblatt“ herüber, um dieses aufzufordern, sich mit in das Innere des Hauses zu begeben.

„Können wir das, was ihr uns spenden wollt, nicht lieber herausbekommen?“ fragte Sam.

„Nein,“ lautete die Antwort. „Wer unser Gast sein will, muß bei uns sitzen. Uebrigens wißt ihr vielleicht, daß der Wein nur in Gesellschaft mundet.“

„Wein? Woher soll der hier kommen?“ tat Sam erstaunt.

„Ja, woher! Nicht wahr, das wundert euch? Ich sage euch, ihr seid bei echten Gentlemen zu Gaste geladen. Wir haben gesehen, daß ihr keinen Whisky mögt, und darum euch zuliebe und euch zu Ehren den Wirt über-

redet, uns das einzige Fäßchen abzulassen, was er noch im Hause hat. Es ist ein Wein, wie ihr wohl noch keinen gekostet habt. Also kommt, Mersch'schurs!"

Er wendete sich nach der Tür, worin seine Leute schon verschwunden waren. Dadurch gewann Sam Gelegenheit, seinen Gefährten zuzuraunen: „Wollen uns betrunken machen und dann ausrauben. Denken, wir haben Kindermagen, weil wir den Gistschnaps des Frey verschmähen. Hihihih, sollen sich täuschen, wenn ich mich nicht irre! Sam Sawkens trinkt wie ein Kellerloch, und hat man je ein Kellerloch berauscht gesehen? Wir tun, als könnten wir nichts vertragen, Boßs, trinken sie aber dennoch alle unter den Tisch.“

Sie traten in das Haus. Rechts lag die Küche mit einem höchst dürftigen Herd, auf dem ein Feuer brannte; über diesem hatte die Negerin das Fleisch gebraten. Links standen zwei lange Tafeln, die aus ungehobelten Pfählen und Brettern bestanden, daran je zwei Bänke aus demselben Material. Es war also für alle Anwesenden Platz zum Sitzen vorhanden. Das Weinsäß lag in der Ecke auf einem Klotz; der Frey füllte daraus zwei Krüge, aus denen getrunken wurde. Gläser gab es nicht.

Die Finders hatten sich vorgenommen, wenig zu trinken, bis ihre drei Gäste vollständig berauscht seien. Sie ließen also die Krüge fast ununterbrochen kreisen und taten so, als ob sie tüchtig tranken, nahmen aber nur kleine Schlucke. Der Wein war aber wirklich gut; er schmeckte ihnen, und so kam es, daß ihre Schlucke immer größer wurden.

Auch der Braten war vorzüglich; man sprach ihm tüchtig zu und war mit ihm schon fast auf die Reige gelangt, als eine Unterbrechung des Mahles eintrat. Es erschien nämlich der schon erwähnte Führer der Aus-

wanderer unter der Tür, hinter ihm der alte Schmidt und dann auch die drei andern Männer. Sie hatten ihre Gewehre bei sich, während diejenigen der Schmausenden weggelegt worden waren. Als sie die Szene kurz überblickt hatten, trat der Führer einige Schritte näher und sagte: „Good evening, Mylords! Erlaubt ihr uns vielleicht, euch gesegnete Mahlzeit zu wünschen?“

„Warum nicht?“ antwortete Buttler. „Würden euch gern einladen, mitzutun; haben aber schon beinahe aufgeessen.“

„Tut uns leid. Man sieht keine Knochen? Da ist's wohl gar Lende, was ihr euch geleistet habt?“

„Yes, eine feine Büffellende.“

„Laufen hier noch Büffel herum? Es wird wohl ein zahmes Rind gewesen sein?“

„Wohl möglich. Haben es aber als Büffellende gekauft.“

„Wo denn, wenn ich fragen darf?“

„In Rhodes Rancho im Tal von Santa Cruz, wo wir vorübergekommen sind.“

„Das muß doch einen tüchtigen Paß gegeben haben, und wir haben keinen bei euch bemerkt, als ihr an uns vorüberrittet.“

„Weil jeder sein Stück bei sich trug, wenn Ihr nichts dagegen habt, Sir,“ hohnlächelte Buttler.

„Well, Master. Wie aber kommt es denn, daß uns ein Ochse fehlt?“

„Fehlt euch ein Ochse? Ah, wie viele seid ihr denn gewesen?“

Die Kinder belohnten diesen groben Wit mit einem schallenden Gelächter. Der Führer ließ sich dadurch nicht irre machen und fuhr fort: „Ja, ein Zugochse ist uns ab-

händen gekommen. Habt ihr vielleicht eine Ahnung, Gentlemen, wohin er ist?“

„Woher sollen wir das wissen? Sucht ihn doch!“

„Das taten wir natürlich und haben ihn gefunden.“

„So seid froh, Sir, und laßt uns mit diesem eurem Ochsen in Ruhe! Wir haben mit dem Vieh nichts zu schaffen.“

„Wahrscheinlich doch! Die Sache ist nämlich die, daß er fortgelockt und erstochen worden ist, mit einem schönen, regelrechten Stich zwischen die beiden betreffenden Wirbel, einem Stich, der den sofortigen und lautlosen Tod des Tieres zur Folge hatte. Das ist ganz die Art und Weise der Rinderdiebe, ihre Beute gleich in der Nähe abzuschlachten.“

„Well. So denkt ihr also, der Ochse sei euch gestohlen worden?“

„Das denken wir nicht nur, sondern wir sind überzeugt davon.“

„So jagt den Dieben nach! Vielleicht erwischt ihr sie. Das ist der einzige und beste Rat, den ich euch geben kann.“

„Wir haben ihn bereits befolgt. Sonderbarerweise nämlich fehlt an dem erstochenen Ochsen gerade nur die Lende!“

„Das finde ich nicht sonderbar, sondern ganz erklärlich. Die Diebe haben wohl gewußt, daß die Lende das beste und schmachhafteste Stück eines Rindes ist.“

„Well, sie sind also gleicher Ansicht mit euch gewesen, da ich ja sehe, daß euer Braten grad auch Lende war.“

Da stand Buttler von der Bank auf und fragte in drohendem Ton: „Was soll das heißen, Sir? Bringt Ihr

etwa unsern Braten mit der Lende des gestohlenen Kindes zusammen?“

„Ja, das tue ich allerdings, und ich hoffe, daß ihr nichts dagegen habt.“

Im Nu hatte Buttler sein Gewehr in der Hand, und auch seine Gefährten sprangen auf, die ihrigen zu ergreifen.

„Mann,“ rief er dem Führer zu, „wißt Ihr, was Ihr tut, was Ihr wagt? Seht diese zwölf Gewehre auf Euch gerichtet, und wiederholt die Anschuldigung, die Ihr ausgesprochen habt!“

„Fällt mir nicht ein! Ich habe meine Pflicht getan und bin nun fertig. Ich bin der Führer der Männer, die da hinter mir stehen; sie sind Deutsche und können nicht englisch sprechen. Was ich sagte, habe ich in ihrem Namen gesagt und kann nun gehen. Ich bin ihr Scout, aber nicht ihr Ochsenhirt; was nun zu tun ist, mögen sie selber tun.“

Er drehte sich um und ging fort. Dieser Mann hatte von seinem Standpunkt aus ganz recht; er war ein Mietling und tat nur das, wofür er bezahlt wurde. Er hatte eigentlich schon zuviel getan, indem er sich eines abhanden gekommenen Kindes wegen vor die drohenden Läufe dieser gefährlichen Leute wagte. Buttler und seine Finder setzten sich wieder. Die Deutschen hatten wahrscheinlich gemeint, der Scout werde diese Angelegenheit zu Ende führen, denn sie standen, als er sich entfernt hatte, zunächst wie ratlos da, bis dem alten Schmidt ein Auskunftsmittel in den Sinn kam. Er wendete sich nämlich an Sam Hawks, der mit seinen beiden Freunden ruhig weitergeessen und scheinbar auf sonst nichts geachtet hatte: „Herr Falke, haben Sie gehört, was unser Führer gesagt hat?“

„So ziemlich,“ antwortete der Kleine, indem er ein Stück Fleisch in den Mund schob.

„Wir haben es nicht verstanden. Hielt er diese Leute für die Diebe?“

„Ja.“

„Und was war die Folge?“

„Die Folge? hm, die Folge war, daß er dann fortging.“

„Alle Teufel! Soll ich mir etwa meinen Ochsen stehlen lassen?“

„Sollen? Sie haben sich ihn stehlen lassen, wenn ich mich nicht irre, hihihhi.“

Bei diesem lustigen Lachen, auf das er besonders aufmerksam gemacht worden war, horchte Schmidt auf. Dann fuhr er fort: „So helfen Sie mir doch, damit ich zu meinem Recht komme! Sie sind ein Deutscher, also ein Landsmann von uns, und müssen sich unsrer annehmen.“

„Ich muß? Was könnt Ihr von der Hilfe eines Hanswurstes erwarten? Hättet Ihr meinen Rat befolgt, eine Wagenburg gebildet und Euer Vieh bewacht, so wäre Euch der Ochse nicht gestohlen worden. Ich kann nichts für Euch tun, gar nichts.“

„Aber hier sitzen, mit den Spitzbuben gemeinschaftliche Sache machen und von dem gestohlenen Braten essen, das können Sie wohl, nicht?“

„Ja, das kann ich, denn ich bin von ihnen zum Mitessen eingeladen worden, wenn ich mich nicht irre.“

Da stieß der Deutsche den Kolben seines Gewehrs wütend auf den Fußboden und rief: „Dann danke ich für die Landsmannschaft und werde mir selber helfen!“

„Wie wollt Ihr das anfangen?“

„Ich zwinge diese Schufte, mich zu bezahlen! Wir sind vier Personen und haben unsre Gewehre!“

„Und hier stehen zwölf verwegene Männer euch gegenüber, die ebenso gute Gewehre besitzen. Begeht keine Dummheit! Der Dohse ist dadurch, daß ihr euch in eine Lebensgefahr begeben, nicht wieder lebendig zu machen.“

„Das weiß ich auch; aber wo bleibt das Geld, das er mich kostet?“

„Diese Leute haben kein Geld, und selbst wenn sie welches besäßen, würdet Ihr es ihnen durch Gewalt nicht abzugewingen vermögen.“

„Soll ich etwa List anwenden?“

„Dazu seid Ihr nicht der Mann. Ein Bär ist kein Fuchs und ein Tolpatzsch kein Pfiffikus, hihihih.“

Schon wollte Schmidt wegen des Tolpatzsches eine grobe Antwort geben, als das Sichern ihn von diesem Vorhaben abbrachte. Er fragte rasch: „Heißen Sie wirklich Falke?“

„Ja, wenn ich mich nicht irre, hihihih.“

„Sie gleichen aber einem andern Westmann.“

„Welchem Westmann?“

„Schi-So hat mir seinen Namen gesagt; ich habe ihn aber wieder vergessen.“

„Schi-So?“ fragte Sam, sichtlich überrascht. „Wer ist das?“

„Ein junger Begleiter von uns, der Sohn eines Ramajohauptlings, welcher Nitsas-Jni heißt.“

Da machte Sam eine Bewegung der Freude und rief aus: „Nitsas-Jni? Sein Sohn ist bei euch? Kommt er aus Deutschland zurück?“

„Ja; er ist mit uns herübergesahren.“

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Da es so steht, sollen Sie mich nicht umsonst um meinen Beistand gebeten

haben. Kehren Sie nun ruhig in Ihr Lager zurück; Sie werden Ihren Ochsen ersetzt bekommen.“

Hatte er vorher Ihr zu ihm gesagt, so begann er nun, ihn Sie zu nennen. Die Nachricht, die er soeben empfangen hatte, mußte ihn also umgestimmt haben.

„Das sagen Sie wohl nur, um mich loszuwerden?“ fragte Schmidt mißtrauisch.

„Nein. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie volle Entschädigung erhalten werden, und vielleicht noch mehr als das. Wieviel hat der Ochse gekostet?“

„Hundertdreißig Dollar.“

„Die erhalten Sie. Ich sage es Ihnen, und also ist es wahr, wenn ich mich nicht irre.“

„So sind Sie wohl der Westmann, welchen Schi-So meint?“

„Jedenfalls bin ich es, denn ich habe Schi-So früher oft gesehen, wenn ich mich als Gast bei dem Stamm seines Vaters befand. Sagen Sie ihm, daß ich mit dem frühesten hinaus in das Lager kommen werde, um ihn zu begrüßen. Wo befand er sich denn, als ich gegen Abend draußen war?“

„Er war nach dem Fluß geritten.“

„Und Ihr Scout, den ich auch nicht sah?“

„Der war fort, um vielleicht einen wilden Truthahn zu schießen. Ich werde ihm eine Predigt darüber halten, daß er uns hier so schmachvoll verlassen hat.“

„Das wird Ihnen keinen Nutzen bringen. Aber gehen Sie jetzt! Ihr längeres Bleiben hat nur den Erfolg, diese Leute hier noch mehr gegen Sie aufzuregen.“

„So will ich gehen, und niemals wieder soll es mir vorkommen, daß ich mir etwas stehlen lasse. Ich werde von jetzt an sehr darauf achten, wenn mir jemand einen guten Rat erteilt.“

„Ich will das benutzen und Ihnen gleich jetzt den Rat geben, niemals wieder im wilden Westen einen Menschen nach dem Anzug einzuschätzen, den er auf dem Leibe trägt!“

Als Schmidt mit seinen drei Männern das Haus verlassen hatte, fragte Buttler den Kleinen: „Wir haben kein Wort verstanden. Was meinte denn der Kerl?“

„Er verlangte Schadenersatz.“

„Und was habt Ihr geantwortet?“

„Ihn fortgeschickt,“ sagte Sam harmlos.

Der Finder fühlte sich befriedigt und meinte: „Es war sein Glück, daß er Euch gehorcht hat. Wir sind nicht gewohnt, mit solchen Burschen viel Federlesens zu machen. Jetzt aber setzt Euch wieder nieder! Wir wollen zeigen, daß diese Dummköpfe uns die Laune nicht verderben haben.“

Das Schmausen begann von neuem; das Essen währte nicht lange mehr, aber desto eifriger begann das Trinken. Als das Faß halb geleert war, gab sich Sam den Anschein, als ob der Wein eine berauschte Wirkung auf ihn zu äußern beginne, und Dick und Will folgten seinem Beispiel. Das freute die Finders außerordentlich; sie sahen ihre Absicht gelingen, glaubten, daß es nur noch kurzer Zeit bedürfen werde, ihre Opfer einzuschläfern, und sprachen nun den Krügen noch mehr als vorher zu. So verging Viertelstunde auf Viertelstunde. Sam tat, als ob er nur noch mit Mühe die Augen offen zu halten vermöge; den Finders aber begannen die ihrigen aus wirklicher Betrunktheit zuzufallen; sie hatten vorher zuviel Schnaps zu sich genommen.

Der erste, den das Trinken vollständig übermannte, war der Irländer. Er setzte sich am Herde nieder, schlief

ein, nichte tiefer und immer tiefer und fiel dann endlich, ohne anzuwachen, auf den Boden nieder, so lang er war.

Sam hatte dem Anführer sehr fleißig zugetrunken, und dieser bekam einen solchen Rausch, daß er den Kopf in die Hände und die Ellenbogen auf die Tafel stemmen mußte. Er merkte sehr wohl, daß der Wein ihn übermannen wolle, und gedachte, sich keine Blöße vor seinen Leuten geben zu dürfen. Darum blinzelte er ihnen verstohlen, wie er meinte, zu; sie sollten denken, daß er sich bloß verstelle. Die ganz natürliche Folge davon war, daß sie glaubten, sich denselben Anschein geben zu sollen, dies war ihnen außerordentlich lieb, und so trat in der erst so lauten und beweglichen Gesellschaft bald die größte Ruhe und Stille ein.

Da stand Hawlens auf, um die Krüge zu füllen. Solange noch ein Tropfen in dem Fasse war, weckte er bald den einen, bald den andern, um ihn zum Trinken zu nötigen.

Endlich war das Faß leer und die Finders schliefen alle einen tiefen, tiefen Schlaf, aber nicht den der Gerechten. Sam machte die Probe, indem er einige von ihnen weckte. Sie lallten, ohne zur richtigen Besinnung zu gelangen, unverständliches Zeug und fielen wieder zusammen. Einer von ihnen stierte mit leblosen Augen vor sich hin und fragte: „Sind sie nun endlich betrunken, Buttler?“

„Ja, ganz und gar,“ antwortete Sam.

„Dann hinaus mit ihnen und das Messer zwischen die Rippen; dann teilen wir das Geld und scharren sie ein.“

Und als Sam nichts dazu sagte, fuhr er mit lallender Zunge fort: „Was redest du nicht? Willst du sie etwa laufen lassen? Das geht nicht; ihr Tod ist beschlossen.“

Soll ich — — mit — — meinem — — Messer — — anfangen?“

„Ja,“ sagte Hawkens.

„Dann — — nehme ich — — den kleinen — — Di — — Di — — Dicken und — — —“ Er griff mit der Hand nach dem Gürtel, um sein Messer zu ziehen, stand auf, konnte sich aber nicht halten und glitt auf den Boden nieder, wo er ohne Besinnung liegen blieb.

„Da haben wir es gehört,“ flüsterte Dick Stone. „Ermordet sollen wir werden, ausgeraubt und verscharrt. Du hattest mit deiner Vermutung das Richtige getroffen, alter Sam. Was tun wir nun?“

„Das Einfachste: wir fesseln sie. Riemen und Schnüre wird es wohl im Hause geben.“

Ja, es gab deren genug, und bald hatten die drei nicht nur die Finders, sondern auch den Wirt und die alte Regerin, welche auch schwer betrunken war, an Händen und Füßen gefesselt. Nun ließ Sam seine beiden Genossen als Wächter zurück und ging nach dem Lagerplatz der deutschen Auswanderer. Als er sich diesem näherte, hörte er eine jugendliche Stimme rufen: „Who is there? I shoot — wer ist da? Ich schieße!“

„Sam Hawkens ist's,“ antwortete er.

„Schon? Das ist prächtig! Kommt herein, Sir; steigt über diese Wagendeichsel!“

„Bin zu klein dazu; will lieber drunterweg kriechen.“

Sam bemerkte, daß man mit den Wagen ein Biered gebildet und die Tiere hineingetrieben hatte. Sein Rat war also befolgt worden, doch leider erst dann, als man durch Schaden klug geworden war. Der, welcher die Wache gehabt und ihn angerufen hatte, streckte ihm die Hand zum Gruß entgegen. Es war Schi-So, der Sohn des Indianerhäuptlings. Er hatte im reinsten

Englisch gesprochen. Jetzt fragte ihn Sam: „Hoffentlich sprechen Sie deutsch, junger Freund, da Sie sechs Jahre in Deutschland gewesen sind?“

„Ziemlich gut.“

„So lassen Sie uns die Schläfer wecken und deutsch mit Ihnen sprechen! Doch horch! Wer kommt da?“

Sie horchten in die Nacht hinaus. Man hörte Pferdegetrappel vom Dorf her. „Ein Reiter ist's, ein einzelner,“ flüsterte Schi-So. „Wer mag das sein?“

„Es ist kein Reiter; diesen Hufschlag kenne ich sehr genau. Es ist meine alte, gute Mary, die mir nachgelaufen kommt. Sie kennen sie von früher her?“

„Ja, ich kenne sie. Aber bitte, sagen Sie nicht Sie, sondern Du zu mir! Ich bin Indsman und will ein solcher bleiben und den Gewohnheiten meines Stammes nicht untreu werden.“

„Recht so, mein Junge! Bist also da drüben nicht stolz geworden? Da wird der alte Sam dich lieb behalten. Hast mir viel zu erzählen, doch ist jetzt nicht die Zeit dazu; müssen es für später aufheben.“

Das Maultier kam bis an die Wagendeichsel heran, wo Sam noch immer stand, und rieb den Kopf an seiner Schulter. Durch das laute Sprechen waren die Schläfer wach geworden; sie kamen herbei, um zu fragen, wer gekommen sei, sie konnten Sam nicht sehen, weil das Feuer verloschen war. Er wurde von Schmidt ganz anders empfangen als beim erstenmal und erteilte die Weisung, daß das Feuer wieder angebrannt werden solle. Als es den Platz beleuchtete, stellte ihm Schi-So die Personen vor. Die drei jüngeren, aber auch verheirateten Auswanderer hießen Strauch, Ebersbach und Ahlmann; Schi-So's junger Freund wurde Adolf Wolf genannt. Mehr wollte Sam zunächst nicht wissen. Die Frauen

und Kinder, unter denen keine kleinen waren, kamen auch herbei; der Scout konnte selbstverständlich nicht fern bleiben, und so waren alle beisammen, als Hawtens in seiner eigenartigen Weise von seinem heutigen Zusammentreffen mit den Finders zu erzählen begann. Außer dem jungen, blonden Indianer hatte ihn bisher keiner der Anwesenden gekannt. Als sie hörten, in welcher Weise er die Wetten gewonnen, die Finders in den Schlaf getrunken und dann sich ihrer Personen versichert hatte, erkannten sie trotz der Einfachheit und Bescheidenheit seiner Darstellungsweise, daß dieses kleine, sonderbare Männchen keineswegs ein gewöhnlicher Westläufer oder gar Herumstreicher sei. Das fühlte auch der alte Schmidt; darum streckte er ihm, als die Erzählung zu Ende war, die Hand entgegen und sagte in entschuldigendem Ton: „Ich sehe ein, daß ich Sie um Verzeihung bitten muß; ich habe Sie verkannt. Hoffentlich tragen Sie es mir nicht nach?“

„Werde mich hüten!“ lachte der Kleine. „Habe an mir selbst genug zu tragen und werde mich also nicht auch noch mit anderer Leute Fehler schleppen. Der Hanswurst ist vergeben und soll auch vergessen sein, wenn ich mich nicht irre.“

„Sie behaupten also, daß diese zwölf Personen die Finders sind?“

„Ja.“

„Und daß Sie mit Stone und Parker ermordet werden sollten?“

„Ja.“

„So liegen Gründe genug vor, sie alle um den Hals oder wenigstens in das Zuchthaus zu bringen. Wir werden sie also während dieser Nacht bewachen und morgen dann der Behörde übergeben.“

„Nein, das werden wir nicht.“

„Was denn?“

„Sie laufen lassen.“

„Laufen lassen? Solche Verbrecher, denen Sie soeben mit heiler Haut entgangen sind? Haben Sie ein Gehirn im Kopf?“

„Vielleicht steckt's drin; in den Stiefeln wenigstens habe ich es nicht, Master Schmidt. Man merkt es wohl, daß Sie eben jetzt von drüben herübergekommen und noch fremd im Lande sind. Welche Behörde meinen Sie? Wo gibt es eine? Und wenn, hat sie auch die nötige Gewalt? Kann ich beweisen, was ich behaupte?“

„Ich denke doch!“

„Nein. Ich halte diese Männer für die Finders, weil sie ihrer zwölf sind und einer von ihnen Buttler heißt. Ist das vor dem Richter ein Beweis? Ich behaupte, daß man uns ermorden wollte, denn ein total Betrunkener hat es geschwaßt. Ich sage Ihnen, daß Sie überfallen werden sollen, denn ich vermute es. Was wird der Richter dazu meinen? Und wenn er die Anzeige annimmt und die Finders einsperrt, so haben wir Aufenthalt und eine Menge Scherereien, daß wir himmelblau vor Aerger werden.“

„Nun wohl! Bilden wir also selbst ein Gericht! Wir verurteilen die Spitzbuben zum Tod und geben jedem von ihnen eine Kugel.“

„Soll mich Gott behüten! Ich bin kein Mörder. Nur in wirklicher Verteidigung meines Lebens bin ich imstande, Menschenblut zu vergießen.“

„Also wollen Sie sie wirklich entlaufen lassen?“

„Ja.“

„Und sie sollen keine Strafe bekommen?“

„Doch! Grad deshalb, weil sie bestraft werden sollen, will ich sie laufen lassen.“

„Das ist widersinnig!“

„Widersinnig, sagen Sie? Master Schmidt, die Sache hat den besten Sinn, den es geben kann, wenn ich mich nicht irre. Es gehört dazu nichts weiter als ein wenig Grüze im Kopfe. Haben Sie welche drin, hihihih?“

„Herr, Sie werden beleidigend!“ brauste Schmidt auf, der sich trotz seines vorhin gegebenen Versprechens nicht zügeln konnte.

„Beleidigend? Nein. Spreche nur stets so, wie mit mir geredet wird. Haben mich vorhin auch gefragt, ob ich ein Gehirn im Kopf habe. Werde Ihnen erklären, daß kein Widersinn vorhanden ist. Wir haben jetzt keine Beweise, sondern nur Vermutungen; müssen also nach Beweisen fischen. Lassen wir die Kerls jetzt laufen, so überfallen sie Ihren Wagenzug, und wir nehmen sie beim Schopf; dann besitzen wir den Beweis, der ihnen an den Stragen gehen wird, wenn ich mich nicht irre.“

„Wie? Ueberfallen sollen wir uns lassen? Da begeben wir uns aber doch in eine Gefahr, in der wir umkommen können!“

„Denke nicht daran! Kommt ganz darauf an, wo man das Pferd aufzäumt, ob beim Kopf oder beim Schwanz. Verlassen Sie sich nur auf mich! Sam Hawks, dieses alte Coon, wird schon eine List ausfindig machen, worin diese Finders stecken bleiben müssen. Werden noch weiter darüber sprechen. Muß mich auch mit Dick Stone und Will Parker bereden. Die Hauptsache ist jetzt zunächst die Erfüllung meines Versprechens: Schadenersatz für den gestohlenen und getöteten Ochsen. Wollen Sie ihn sich jetzt holen?“

„Wenn ich ihn bekommen kann, sofort. Nur fragt es sich, ob die Finders die ganze Summe bezahlen werden.“

„Warum sollten sie nicht?“

„Weil sie nur die Lende genommen und wir uns das andre zurückgeholt haben, um es selbst zu verzehren.“

„Bleibt sich gleich; der Ochse ist tot und muß bezahlt werden. Also kommen Sie jetzt, sich den Ersatz zu holen! Aber hüten Sie sich dabei, mich bei meinem hiesigen Namen Sam Sawlens zu nennen! Ich habe meine guten Gründe, ihn diesen Menschen noch nicht wissen zu lassen.“

„Wer von uns soll nach dem Dorf gehen?“

„Nur Sie allein, Master Schmidt; mehr brauchen wir nicht. Die andern mögen hier bleiben, sich zum Aufbruch rüsten und die Ochsen an die Wagen spannen, damit Ihr Zug nach unsrer Rückkehr sofort nach Tucson aufbrechen kann.“

„Jetzt schon, noch während der Nacht? Wir müssen doch ausruhen und wollten erst am Morgen fort.“

„Das wird nun nicht möglich sein. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, müssen Sie unbedingt auf die fernere Nachtruhe verzichten.“

Da ertönte von dort, wo die Frauen sich befanden, eine tiefe, kräftige Bassstimme in echt sächsischer Mundart: „Hörn Se, daraus wird nischt! Der Mensch will seine ordentliche Ruhe haben und das Vieh ooch. Es wird also hier geblieben!“

Sam blickte die Sprecherin verwundert an. Einen Einspruch von weiblicher Seite, und noch dazu in diesem Ton, hatte er nicht erwartet. Sie war eine starkknöchige Gestalt von sehr männlichem, selbstbewußtem Aussehen. Hätte das Feuer heller gebrannt, oder wäre es Tag gewesen, so würde der Kleine bemerkt haben, daß unter

ihrer scharf gebauten Nase sich eine dunkle Linie hinzog, die man beim besten Willen doch nicht anders als einen Schnurrbart nennen konnte.

„Ja, gucken Sie nur immer her!“ fuhr sie fort, als sie den befremdeten Blick des Westmanns auf sich gerichtet sah. „Es wird nich andersch. Bei Tage wird gefahren und bei Nacht geschlafen. Da könnte jeder kommen und unsre Ordnung über den Haufen werfen!“

„Aber mein Vorschlag zielt nur auf Ihre Sicherheit, auf Ihren Vorteil hin, liebe Frau,“ antwortete Sam.

„Das machen Sie mir nich weis!“ entgegnete sie wegwerfend. „Een ordentlicher Mensch treibt sich nich so mitten in der Nacht und bei solcher Finsterheit in Amerika herum. Ja, wenn's derheeme wär, da ließ ich mersch gefallen; aber in fremden Erdteelen wartet man hübsch ruhig, bis es Tag geworden is. Verschüthen Se mich?“

„Freilich verstehe ich Sie, liebe Frau; aber ich denke, —“

„Liebe Frau?“ unterbrach sie ihn. „Ich bin gar nich Ihre liebe Frau! Wissen Se, wer ich eegentlich bin und wie ich heeße?“

„Natürlich sind Sie die Gattin eines dieser virc Gentlemen.“

„Gentlemen! Reden Se doch deutsch, wenn Se eene deutsche Frau vor sich haben! Ich bin die Frau Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllern. Der da“ — — — dabei deutete sie auf einen der drei jüngeren Auswanderer — — „is mein gegenwärtiger Gemahl und Ehemann, Herr Schmiedemeester Eberschbach; so wird's nämlich geschrieben, gesprochen aber Eberschbach. Und daß Sie's gleich von vorn'rein wissen, er tanzt nich etwa so, wie Sie pfeifen, sondern er hat sich

nach mir zu richten, weil ich elf Jahre älter bin und also mehr Verstand und Erfahrung haben muß als er. Ich bleibe hier und er folglich ooch. Bei nachtschlafender Zeit wird nich in der Welt herumgefahren.“

Da keiner der Auswanderer eine Entgegnung aussprach, so ließ Sam Sawtens seine lebhaften Neuglein lustig im Kreis herumgehen und meinte dann: „Wenn die Herren gewohnt sind, dieser sehr gebieterischen Lady zu gehorchen, so kann ich allerdings nur bitten, wenigstens für dieses Mal eine Ausnahme zu machen.“

Er wollte weiter sprechen; sie aber fiel ihm schnell in die Rede: „N, was Se nich sagen! Gene Ausnahme! Als ob ich mer das gefallen ließe! Da kennen Se mich schlecht! Was gucken Se mich denn so an? Se brauchen keen solches Gesicht zu machen. Wissen Se, ich bin's, nach der man sich hier zu richten hat, ich; verstehn Se mich? Wer hat denn die ganzen Kosten bezahlt? Für die Ueberfahrt und nachher ooch für den Landweg bis hierher? Und wer wird noch weiter herborgern müssen? Ich! Ich bin 's Kapital! Jetzt wissen Se alles, und nu woll' mer wieder schlafen gehn!“

Wieder sagte keiner der Männer ein Wort dagegen, selbst Schmidt nicht, der doch der Anführer zu sein schien und vor Abend gegen Sam so kräftig aufgetreten war. Darum stand dieser lehtere vom Feuer, wo er gesessen hatte, auf und sprach in gleichgültigem Ton: „Ganz wie Sie wollen. Sagen wir also gute Nacht, wenn ich mich nicht irre. Es ist das letzte Mal, daß Sie es tun, denn ich bin überzeugt, daß der heutige Schlaf Ihr letzter ist, hihihi!“

Er wendete sich zum Gehen; da stand die Frau auch schnell auf, hielt ihn am Arm fest und fragte: „Unser

legt Schlaf? Wie meinen Sie das, Sie flehen Männern Sie?"

Sie war allerdings, als sie so neben ihm stand, um einen Kopf länger als er. Er entgegnete freundlich: „Ich meine, daß Sie früh nicht wieder aufwachen werdet.“

„Warum denn nicht?“

„Weil Sie tot sein werden.“

„Tot? Das fällt mir gar nicht ein! Frau Rosalie Ebersbach stirbt noch lange nicht!“

„Glauben Sie, daß die zwölf Bagabunden, mit denen Sie es zu tun haben, gesonnen sein werden, sich nach Frau Rosalie Ebersbach zu richten?“

„Die können uns nicht tun; die sind gefangen und gebunden, wie Sie uns erzählt haben.“

„Sie werden sich aber frei machen und über Sie herfallen, sobald ich mich mit meinen beiden Kameraden aus der Schenke entfernt habe.“

„Sie wollen sich entfernen, wollen fort?“

„Natürlich!“

„Warum aber denn? Es ist doch eigentlich Ihre Pflicht, diese Gefangenen zu bewachen, bis wir uns in Sicherheit befinden! Was soll ich denn von Ihnen denken, wenn Sie uns im Stich lassen und von hier verschwinden wie Butter an der Sonne!“

„Denken Sie, was Sie wollen!“

„Schöne Rede das, sehr schöne Rede! Haben Sie denn noch nicht gehört, daß Männern gegen Damen aufmerksam zu sein und sie zu beschützen haben? Und Frau Rosalie Ebersbach ist eine Dame, verstanden!“

„Ganz richtig; aber wer sich unter meinen Schutz begibt, der hat sich nach mir zu richten. Auch verstanden? Sie sollen überfallen werden. Geschieht das hier, nachdem Sie sich wieder schlafen gelegt haben, so sind Sie

verloren. Geschieht es nicht, so können wir nichts beweisen. Um den Beweis zu führen, müssen wir nach Lützen, wo ich den Kommandanten ersuchen will, uns ein Fähnlein Soldaten zur Hilfe zu geben. Darum müssen wir sofort aufbrechen, um schon am Morgen in Lützen zu sein und die Falle, die wir dem Finckel stellen wollen, fertig zu haben, ehe sie diese bemerken. Können Sie das begreifen, Frau Ebetsbach, geborene Leiermüller?“

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ fragte sie in ganz anderm Ton. „Uebrigens bin ich als Leiermüllerin verwitwet, nicht aber geboren. Wenn Sie so vernünftig mit mir reden wie eben ist, bin ich auch vernünftig. Ich bin nämlich auch nicht uff den Kopf gefallen; das können Sie sich merken. Also wollen wir die Ochsen anschnappen und uns zum Weiterfahren fertig machen. Aber daß nur Schmidt mit Ihnen gehen soll, daraus wird nicht. Ich will mer diese Kerls auch ansehen. Warten Sie een bißchen; ich will mer eene Flinte holen.“

Sie ging zu ihrem Wagen, wo sich das Gewehr befand. Als sie damit zurückkehrte, wurde sie von ihrem Mann gebeten: „Bleib da, Rosalie! Das ist nichts für Frauen. Ich werde an deiner Stelle mitgehen.“

„Du?“ antwortete sie. „Du wärscht der Kerl dazu! Schpiel dich nur nicht etwa als Mann und Helden uff; du weest, daß ich das een für allemal nicht leiden kann. Du bleibst also und wartest, bis ich wiederkomme!“

Sie wendete sich zu Sam, der, leise vor sich hinhin gehend, mit ihr und Schmidt nach dem Dorfe ging. Als sie die Schenke erreichten, waren die Finckels insolge der drückenden Fesseln aus ihrem betäubenden Rausch er-

wacht, und Buttler sprach eben zornig auf Stone und Parker ein.

„Was will der Mann?“ fragte Sam Hawks die beiden. — „Was soll er wollen,“ antwortete Stone. „Wundert sich natürlich darüber, daß wir sie haben und nicht sie uns. Fragt, ob dies der Dank dafür sei, daß wir mit ihnen essen und trinken durften.“

„Ja,“ rief Buttler grimmig, indem er an seinen Banden zerrte und sich bemühte, wenigstens den Oberkörper aufzurichten, „was sichts euch an, uns im Schlaf in dieser Weise zu behandeln? Wir haben euch gastlich aufgenommen, euch nicht beleidigt, nicht das mindeste getan und dafür seid — — —“

„Nicht das mindeste getan?“ unterbrach ihn Sam. „Glaube wohl, daß euch das ungeheuer ärgert — übrigens wozu die vielen Worte: wir wissen und kennen eure Absichten, denen wir zum Opfer fallen sollten, und zum Dank dafür gedenken wir euch dem Richter auszuliefern.“

Da lachte Buttler höhniſch und fragte: „Und der wird euch ohne Beweise glauben?“

„Ihr habt euch in eurem Rausche verschnappt.“

„Und selbst wenn es so wäre, wird kein Richter auf das Wort eines Schwertrunkenen hören. Eure Beweise stehen auf schwachen Füßen, Sir. Mag der Richter erscheinen; wir werden ihm ruhig entgegensehen.“

„Sehen freilich selbst ein, daß eine Anzeige nichts taugt. Könnten zwar beschwören, was wir von euch gehört haben, würden aber so viel Zeit mit euch und dem Richter verlieren, daß wir lieber davon absehen.“

„Das ist der beste Gedanke, den ihr haben könnt. Nun hoffe ich aber auch, daß ihr die Fesseln von uns nehmt!“

„Nicht so stürmisch, Sir! Haben vorher noch ein Wort mit euch zu reden.“

„So macht schnell! Was wollt ihr noch?“

„Bezahlung für den Ochsen, den ihr erstochen habt.“

„Was geht euch der Ochse an!“

„Sehr viel. Haben uns nämlich diesen deutschen Auswanderern angeschlossen. Wollen auch hinauf in die Berge, um Bären und Biber in Fallen zu fangen, grad so wie wir. Sind also ihre Gefährten geworden, und haben also die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie ihren Verlust ersetzt erhalten.“

„Das geht euch dennoch nichts an!“ zürnte Buttler.
„Wir geben nichts!“

„Schadet nichts; denn was ihr nicht gebt, das nehmen wir uns. Wie hoch wird wohl der Wert des Ochsen sein, Master Buttler?“

„Das ist uns gleich. Wir haben kein Geld mehr. Ihr wißt ja, daß ihr uns infolge der Wetten alles abgenommen habt.“

„Habt euch aber wenig darüber geärgert, weil ihr es uns wieder rauben wolltet. Rechnen wir hundertfünfzig Dollar. Nicht?“

„Meinetwegen hunderttausend. Wir können nicht bezahlen.“

„Mit Geld freilich nicht; ist auch nicht nötig; werdet ja nicht ganz und gar leere Taschen haben.“

„Zounds! Wollt ihr uns etwa die Taschen ausräumen!“

„Warum nicht?“

„Sir, das wäre Raub!“

„Schadet nichts. Freut uns, euch einmal in das Handwerk pfeuschen zu können.“

„Wir sind keine Räuber, und wenn ihr euch an unserem Eigentum vergreift, werden wir euch anzeigeln!“

„Würde uns sehr lieb sein. Möchten gern wissen, was der Richter sagt, wenn er euch zu sehen bekommt. Also vorwärts, Dick und Will! Wollen einmal ihre Taschen untersuchen.“

Die beiden Genannten machten sich mit dem größten Vergnügen an das Werk; die Fingers sträubten sich dagegen, so viel sie konnten, doch ohne Erfolg; ihre Taschen wurden alle geleert. Es fanden sich viele Gegenstände, besonders einige wertvolle Uhren vor, von denen man getrost behaupten konnte, daß sie gestohlen oder geraubt worden waren. Sam nahm die Uhren, zeigte sie Schmidt und fragte diesen: „Die Burschen besitzen kein bares Geld. Würden Sie diese Uhren an Zahlungsstatt nehmen?“

„Wenn sie keine Münze haben, ja,“ antwortete der Gefragte; „nur fragt es sich, ob ich nicht dadurch einbüße. Ich müßte die Uhren verkaufen, und kein Händler zahlt dafür den wirklichen Wert.“

„Haben Sie keine Sorge. Sie büßen keinen Pfennig ein. Diese Uhren haben gewiß den vierfachen Wert Ihres Ochsens; darauf können Sie sich verlassen.“

„Aber mein Gewissen, Herr! Wenn diese Gegenstände nun gestohlen sind!“

„Das sind sie wahrscheinlich.“

„So gehören sie dem Bestohlenen, aber nicht mir.“

„Richtig; aber diese Leute würden die Uhren niemals wieder bekommen. Wahrscheinlich sind sie ermordet worden und selbst wenn dies nicht wäre, dürfen Sie ohne Bedenken zugreifen. Es herrschen hier ganz andre Verhältnisse als drüben in der deutschen Heimat.“

„Aber man hat doch, wenn die rechtmäßigen Eigen-

tücker nicht auffindig gemacht werden können, die Pflicht, solche Gegenstände der Behörde zu übergeben!“

„Wen meinen Sie hier unter der Bezeichnung Behörde? Kein hiesiger Beamter würde sich die Mühe geben, nach dem Eigentümer zu forschen, sondern die Uhren einfach für sich behalten und Sie heimlich auslachen. Stecken Sie diese also getrost ein und falls Sie damit ein Unrecht zu begehen glauben, werde ich die Verantwortung auf mein Gewissen nehmen.“

„Wenn das so ist, so würde es geradezu Dummheit von mir sein, wenn ich mich ferner weigern wollte.“

Er schob die Uhren also in die Tasche. Als Buttler dies sah, rief er aus: „Was soll das heißen? Was will dieser Mensch mit unseren Uhren? Das soll —“

„Schweig, Schurke!“ schnitt ihm Sam die Rede ab. „Er hat sie als Bezahlung für den getöteten Ochsen betrachtet und ihr könnt froh sein, wenn dieß die ganze Strafe ist. Uebrigens sind wir ganz und gar nicht gewillt, uns der Rache schaft zu entziehen. Wir fahren von hier nach Tucson und werden morgen abend an dem dahinter liegenden Knotenpunkt unser Lager aufschlagen. Ihr könnt uns folgen und uns mit Polizei aussuchen, der wir sehr gern Rede stehen wollen.“

„Ja, ja, das werden wir tun, ganz gewiß werden wir das tun! Wir kommen in euer Lager und holen uns wieder, was ihr uns gestohlen habt. Und nun nehmt uns die Fesseln ab, nachdem ihr jetzt wohl endlich mit uns fertig seid!“

„Daß wir Narren wären! Geben wir euch frei, so würdet ihr uns schon heut im Lager aussuchen anstatt morgen. Ihr bleibt also so liegen, wie ihr seid. Wenn es Tag geworden ist, wird wohl jemand kommen, der euch frei macht.“

„So nehmt den Lohn dafür später in der Hölle!“

„Danke, Sir! Und damit ihr nicht etwa einen von uns unberechneten Schaden anrichten könnt, werden wir euch jetzt eure Munition nehmen. Ihr könnt sie euch morgen mit den Uhren wieder holen. Es wird euch bis dahin alles ehrlich aufgehoben werden.“

Sawlens, Stone und Parter entluden die Gewehre und nahmen alle vorhandenen Patronen oder Kugeln und das Pulver an sich, worüber die Finders in außerordentlichen Zorn gerieten.

Frau Ebersbach war während der ganzen Szene stille Zuschauerin gewesen. Sie verstand nicht, was gesprochen wurde, konnte sich aber dennoch alles leicht erklären. Und noch einen andern stummen Zuschauer gab es — Mary, das Maultier Sams, das seinem Herrn auch jetzt wieder gefolgt war, mit dem Vorderleib im Hause stand und alle Bewegungen seines Herrn mit großer Aufmerksamkeit verfolgte.

Als man mit den Finders zu Ende war, wurde die Schenke verlassen und die Thür von außen zugemacht und mit einem schweren Stein angedrückt; dann marschierten die fünf Personen nach dem Lager. Mary trabte gemüthlich hinterdrein. Sie war gewohnt, ihrem Herrn wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt zu folgen, wenn er ihr nicht durch ein bestimmtes Zeichen zu verstehen gegeben hatte, daß sie an Ort und Stelle zu bleiben habe.

Drittes Kapitel.

Ausbruch nach Tucson.

Während ihrer Abwesenheit waren alle Vorbereitungen getroffen worden, so daß jetzt sofort aufgebrochen werden konnte. Der Führer ritt voran, mit ihm die beiden Jünglinge, denen es reizvoll war, nächstlich an der Spitze dieses einsamen Zuges zu reiten. Dann folgten die Wagen, von Dick Stone und Will Parker geleitet, während Sam Hawkens mit dem Kantor hinten folgte. Er hatte sich mit Absicht diesen Begleiter auswählt, da er glaubte, von ihm am besten über die Verhältnisse der Personen, welche diese kleine Karawane bildeten, unterrichtet werden zu können. Eigenartig, sehr eigenartig mußten diese Verhältnisse sein; das sagte er sich nach dem, was er bis jetzt davon gesehen und erfahren hatte. Der originelle musikalische Kantor; diese gewichtige Frau Rosalie Ebersbach; der Sohn des Indianerhäuptlings, der aus Deutschland kam; der junge Deutsche, welcher dessen Freund zu sein und nicht zu den andern zu gehören schien; das waren Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche Neugierde erwecken mußten. Der Kantor kam der Wisßbegierde des Kleinen entgegen, denn kurze Zeit, nachdem die Wagen sich in Bewegung gesetzt hatten,

begann er das beabsichtigte Gespräch mit der Frage: „Unsre Frau Rosalie war mit bei diesen Finders. Denen wird sie aber ihre Meinung gesagt haben, denn sie weiß ihre Zunge zu gebrauchen, wenn sie will. Sie hat doch jedenfalls mit ihnen gesprochen?“

„Kein Wort.“

„Das sollte mich wundern. Ich habe im Gegentheil geglaubt, daß sie ganz fortissimo mit ihnen verfahren würde.“

„Spricht sie denn englisch?“

„Nur einige Worte, die sie sich unterwegs gemerkt hat.“

„Wie können Sie da denken, daß sie mit diesen Leuten reden könne, die nur Englisch oder Spanisch verstehen! Zehn oder zwölf zufällig aufgeschnappte Ausdrücke reichen zu einer langen Strafpredigt nicht aus. Uebrigens hatte es den Anschein, als ob ihr, als sie diese wilden Gestalten sah, der Mut zu einer solchen Rede entschwunden sei.“

„Der Mut? Das glauben Sie ja nicht! Frau Rosalie fürchtet sich vor keinem Menschen, mag er noch so vornehm oder noch so hervorgehen aussehen. Sie hat Haare auf den Zähnen und ist gewohnt, daß man ihr den Willen tut.“

„Das habe ich freilich bemerkt. Sie alle hielten ja den Mund, als sie mir widersprach.“

„Ja, das muß man tun, wenn man nicht ein tüchtiges Graupelwetter auf sich laden will. Dabei aber ist sie seelengut und, wenn man sie nur reden läßt, gleich wieder um den kleinen Finger zu wickeln. Widerspruch verträgt sie freilich nicht.“

„Das ist ein großer Fehler, wenn ich mich nicht irre. Wenn man eine Sache nicht versteht, muß man Lehre annehmen.“

„O, diese Frau Rosalie versteht vieles und alles!“

„Unsinn! Von den hiesigen Verhältnissen und wie man sich dabei zu verhalten hat, kann sie gar nichts wissen. Und wenn sich solche Szenen wiederholen, wie die heutige war, muß sie sehr gewärtig sein, die ganze Gesellschaft in Schaden oder gar Gefahr zu bringen.“

„Auch das dürfen Sie nicht glauben. Selbst wenn sie etwas nicht kennt und versteht, findet sie sich außerordentlich schnell hinein. Sie haben ja auch gesehen, daß sie dann einer Ansicht mit Ihnen war.“

„Auch Sie scheinen ja eine große Achtung vor ihr zu haben, Herr Kantor.“

„Herr Kantor emeritus, wenn ich bitten darf! Es ist ja nur der Vollständigkeit wegen, weil ich meinen Abschied genommen habe und also nicht mehr im Amt bin. Ja, ich habe Achtung vor ihr, und sie verdient dies auch. Sie ist eine tüchtige und musikalisch gebildete Frau.“

„Aha, musikalisch gebildet, hihihih! Komponiert sie etwa auch?“

„Nein; aber sie spielt.“

„Was?“

„Ziehharmonika.“

„Alle Wetter, das ist freilich etwas andres! Ziehharmonika! Ein vorzügliches Instrument, wenn ich mich nicht irre! Ja, wenn sie diese spielt, so muß man Achtung vor ihr haben. Ich habe noch nie von einer Dame gehört, welche Ziehharmonika spielt.“

„Ich auch nicht; Frau Rosalie ist die erste. Sie hat sich manchen schönen Taler damit verdient.“

„Ah, etwa bei einer herumziehenden Damenkapelle gewesen?“

„Nein, zum Tanz aufgespielt.“

„Bravo! Ich denke, Sie halten den Tanz für etwas Unfeines?“

„Das tue ich auch; hier aber lagen die Verhältnisse anders. Frau Rosalie ist nämlich eine geborene Morgenstern —“

„Das weiß ich; sie hat es mir gesagt.“

„Und heiratete in die Leiermühle bei Heimberg —“

„Verwitwete Leiermüllerin,“ nickte Sam Hawkens lächelnd.

„Zur Mühle gehörte eine Schantgerechtigkeit mit kleinem Tanzsaal. Das Geschäft war vorher schlecht gegangen, bis sie sich dessen annahm. Das war wieder einmal ein in die Augen fallender Beweis, welchen Wert die edle Musika hat; sie verläßt keinen Musensohn und auch keine Musentochter. Frau Rosalie kaufte sich eine Ziehharmonika, lernte sie spielen und zog damit die tanzlustige Jugend der ganzen Umgegend an sich. Da sie selbst zum Tanz aufspielte, brauchte sie keine Musikanten zu bezahlen und nahm ein schönes Geld für sich ein, da die Kunde pro Person zwei Pfennige kostete; billiger machte sie es nicht, denn wen die Musen geadelt haben, der hat die Pflicht, seinen Wert aufrecht zu erhalten. Also es wurde nicht nur getanzt, sondern auch gegessen und getrunken; das Geschäft hob sich außerordentlich, und als der alte Leiermüller starb, hinterließ er sie als eine Witwe, die auf einem vollen Geldsack saß. Sie war die reichste Frau im Dorf, verkaufte dann später die Mühle zu einem hohen Preise und wurde hierauf die Frau unfres Schmiedemeisters —“

„Der ihr ebenso folgsam ist, wie Sie alle!“

„Warum sollte er nicht?“

„Wie aber und aus welchem Grunde kommt sie jetzt nach Amerika?“

„Diesen vortrefflichen Gedanken habe ich ihr eingegeben.“

„Sie? Um! Die Frau konnte in der Heimat bleiben; sie hatte ja doch keine Not daheim.“

„So meinen Sie, daß man nur aus Not auswandern soll?“

„Das nicht; aber ein Zwang, ein innerer oder äußerer Zwang, ist doch meist die Ursache.“

„War es auch hier, nämlich ein Drang, ein Stringendo nach der Neuen Welt. Ich hatte ihr Bücher geborgt, und die Schmiederei ging' schlecht; es gefiel ihr nicht mehr daheim. Als sie nun hörte, was der Hobbler-Frank mir alles gesagt und erzählt hatte, und daß ich meine Felder hier in Amerika suchen wollte, da war sie ganz Feuer und Flamme und wollte mit.“

„Wie kamen Sie denn zu ihr, die in Heimberg wohnt, während Sie aus Klotzsche sind? Liegen diese beiden Orte nahe beisammen?“

„Nein. Heimberg liegt oben im Gebirge, Klotzsche aber nahe bei Dresden. Aber ich stamme selbst aus Heimberg, stand stets mit meinen Landsleuten in regem Briefwechsel und war auch öfters dort. Trotz alledem wäre ihr der Gedanke, nach Amerika zu gehen, nicht mit solcher Gewalt gekommen, wenn die Wolfsche Angelegenheit nicht gewesen wäre.“

„Welche Angelegenheit?“

„Das wissen Sie noch nicht?“

„Nein.“

„Wolf, der Heimberger Förster, hat einen kinderlosen Bruder in Amerika, der vielen, vielen Wald, große Herden und ich glaube gar auch Silbergruben besitzt. Dieser Bruder hat ihn gebeten, ihm seinen Sohn hinüberzuschicken, den er zu seinem Nachfolger und Allein-

erben machen will, wenn er ihm gefällt. Der Förster fragte seinen Sohn, der sich auf der Tharander Forstakademie befand, und dieser hatte sogleich Lust, dem Ruf zu folgen, nachdem er sein Examen bestanden haben würde.“

„War das nicht Leichtsinns oder Lieblosigkeit gegen seine Eltern?“

„Gott bewahre! Nicht im geringsten, sondern gerade das Gegenteil. Der Förster hat eine zahlreiche Familie und ein geringes Gehalt. Da ist Schmalhaus Küchenmeister, und die Opfer, die das Studium des Ältesten gekostet hat, sind ihm außerordentlich schwer geworden; es war unmöglich, die andern Söhne auch eine bessere Laufbahn betreten zu lassen, obwohl sie sehr begabt waren. So hat denn Adolf den Ruf des Heims mit Freuden vernommen. Er mußte zwar die Heimat und die Eltern verlassen, sagte sich aber, daß er als Nachfolger des reichen Pflanzers seinen Geschwistern schnell emporhelfen könnte.“

„Diese Gesinnung ist freilich ehrenwert. Und ist er dem Ruf gefolgt?“

„Ja. Da vorn reitet er ja!“

„Der ist's, der? Dieser junge Mann? Der kann doch unmöglich die Forstakademie schon vollständig durchgemacht haben?“

„Doch, und zwar hat er sie mit sehr guten Zeugnissen verlassen. Er wird, da sein Onkel große Waldungen besitzt, diesem mit seinen Kenntnissen Nutzen bringen. Allerdings gab es für ihn auch noch einen andern Grund, sich so schnell und willig für Amerika zu entscheiden, und dieser Grund kann mit dem indischen Wort *Schi-Su* bezeichnet werden.“

„Das ist doch der Name des Häuptlings Johnes?“

„Allerdings. Sie sind, wie ich gehört habe, ein Bekannter dieses Häuptlings. Wissen Sie vielleicht, weshalb dieser seinen Sohn nach Deutschland geschickt hat?“

„Ja.“

„Das ist mir lieb. Könnten Sie es mir einmal *prima vista* vorgeigen, oder ist vielleicht ein Geheimnis dabei?“

„Es gibt keinen Grund, die Sache geheim zu halten; es ehrt vielmehr den Häuptling und kennzeichnet ihn als einen Mann, der den Bildungsgrad von seinesgleichen weit, weit überragt. Nämlich als er noch jung war, überfiel ein feindlicher Stamm einen Auswandererzug; es wurde alles niedergemetzelt und nur ein Mädchen verschont und mitgenommen, das eine Deutsche war. Der Häuptling rettete sie und brachte sie zu seinem Stamm. Sie sollte sich dort zunächst von ihrem Unglück und Leid erholen, und hätte sollte er sie nach der nächsten weißen Ansiedlung bringen. Sie wurde gut gepflegt und noch besser behandelt; ihre Verwandten waren ermordet worden; sie hatte nirgends Bekannte; die Ansiedlung, wohin sie gebracht werden sollte, war ihr fremd; es gefiel ihr bei den *Nabajos*, und sie gewann den Häuptling *Mitsas-Sni* (großer Donner) lieb, der sie gerettet hatte — sie blieb und wurde seine Frau. Sie hat es nie zu bereuen gehabt und lebte außerordentlich glücklich mit ihm.“

„Ist das die Möglichkeit!“ tief der *Kantot* aus.

„Ein roter Mensch mit einer weißen Frau!“

„Ein roter Mensch, sagen Sie? Das klingt wie verächtlich! Ich sage Ihnen, daß Gott der Vater und Schöpfer aller Menschen ist; die Farbe der Haut macht keinen Unterschied. Ich habe Indianer kennen gelernt, vor denen sich tausend und hunderttausend Weiße schämen müßten. *Mitsas-Sni* ist ein solcher. Seine weiße Frau

war kein hochgebildetes Fräulein, sondern ein gewöhnliches Mädchen gewesen, aber als Deutsche überragte sie doch in jeder Beziehung alle roten Frauen und Mädchen. Das gereichte dem ganzen Stamm zum Segen. Sie wurde das Vorbild aller Squaws und Töchter. Es trat ein anderer Ton ein; es bildeten sich andre Formen; ihr Mann, der Häuptling, war ihr erster und eifrigster Schüler und hatte später nichts dagegen, daß sie mit den Kindern, die sie ihm schenkte, deutsch sprach, sie unterrichtete und ihnen Bücher kaufte. Da lernte sie Winnetou, den großen Apatſchen kennen; mit ihm kam Old Shatterhand, der Freund und Beschützer aller gutgesinnten roten Männer. Sie sahen mit Freuden, was die weiße Squaw geleistet, welchen Segen sie gestiftet hatte; sie blieben längere Zeit bei dem Stamm und lehrten oft zu ihm zurück, um dem Werk Festigkeit und Ausbau zu geben. Nie hat dieser Stamm wieder Krieg geführt, sondern nur, wenn er sich verteidigen mußte, zu den Waffen gegriffen. Seine Angehörigen sind Freunde der Weißen, wurden insolgedessen von diesen nie vertrieben, sondern durften ihr Gebiet behalten, wenn sie sich auch in Beziehung auf dessen Abgrenzung und Einteilung nach den vorgeschriebenen Gesetzen richten mußten. Diese Navajos befinden sich im Besitze fruchtbarer Weideländereien und ungeheurer Wälder; ihr Reichthum ist von Jahr zu Jahr gewachsen, und so sehnsüchtig die weißen Squatter und Landfresser darnach bliden, es ist für keinen dieser Männer etwas zu holen. Denn in Folge von Old Shatterhands Bemühungen betrachtet die Regierung der Vereinigten Staaten das Gebiet nicht als Indianerreservation, sondern als in berechtigten Händen befindliches Privateigentum, dessen Besitzer das Gesetz gegen jeden Eingriff zu schützen hat. Man könnte sich bewogen füh-

len, dieses Gebiet ein zivilisiertes zu nennen. Der „große Donner“ war einsichtig genug, zu erkennen, daß er für die Zukunft nicht die nötigen Kenntnisse besitze, und daß sein Nachfolger mehr, viel mehr lernen müsse, als er selbst gelernt hatte. Er sagte, beeinflusst durch seine kluge weiße Frau, den Entschluß, seinen Erstgeborenen in eine Schule der Weißen zu schicken. Old Shatterhand kam und stimmte lebhaft bei. Er war ein Deutscher und die Squaw eine Landsmännin von ihm, und beide brachten den Häuptling dahin, den Sohn nach Deutschland zu senden, um ihn dort einer Erziehungsanstalt anzuvertrauen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel da der Kantor ein. „Ich kenne diese Anstalt, denn es ist die gleiche, wo auch Adolph Wolf für die Charandter Akademie vorgebildet worden ist. Weshalb hat denn eigentlich Schi-So gerade Forstwesen erlernen müssen?“

„Der großen Wälder wegen, die sein Stamm besitzt. Er soll als späterer Häuptling die nötigen Kenntnisse besitzen, die Reichtümer, die in diesen Forsten stecken, nicht nur zu erhalten, sondern womöglich noch zu vermehren. Man weiß, daß die Vereinigten Staaten eine schlechte Forstwirtschaft haben; vor den daraus folgenden großen Schäden soll Schi-So einst seinen Stamm bewahren. Doch weiter! Sie wollten mir doch wohl sagen, welchen Einfluß diese beiden jungen Forstakademiker auf die frühere Leiermüllerin ausgeübt haben, Herr Kantor?“

„Ja; aber zunächst haben Sie doch endlich die Güte, darauf zu achten, daß ich nicht mehr im Amt bin und daß Sie also der Vollständigkeit wegen Herr Kantor emeritus zu sagen haben. Ich darf mich nicht mit Federn schmücken, die ich längst abgelegt habe, und das immerwährende Weglassen dieses höchst notwendigen Wortes

erregt in mir den sehr begründeten Verdacht, daß Sie mich noch immer im Amt stehend glauben und an meiner musikalischen Begabung zweifeln, welche allein mich veranlaßt hat, mich emeritieren zu lassen! Also Schi-So und Wolf kamen nämlich von Tharandt häufig nach Heimberg herauf und lehrten in der Leiermühle, später auch in der Schmiede ein, als die Müllerin den Schmied geheiratet hatte. Sie waren sonach mit beiden gut bekannt. Gerade als mich der Hobble-Frank bestimmt hatte, nach Amerika zu gehen und seine Helden aufzusuchen, kam der Brief des Onkels und auch die Nachricht, daß Schi-So zu seinem Stamm zurückkehren werde. Dieser Onkel war ungeheuer reich und wohnte, wie man bald heraus hatte, in der Nähe der Navajos; das ging rasch im Dorf herum, das meist blutarme Einwohner hat; da fiel es mir denn nicht schwer, einige von ihnen zu vermögen, auszuwandern und mit mir hinüber zu ziehen.“

„Also haben Sie, sozusagen, diese armen Leute verführt!“ meinte Sam vortwurfsvoll.

„Verführt? Was für ein Ausdruck! Ein Kantor emeritus, der tausendmal beim Gottesdienst die Orgel gespielt hat, gehört halbwegs zur Geistlichkeit, also zu demjenigen Stand, wo man nicht nach Verführern suchen darf. Führer bin ich ja, aber doch nicht Verführer, denn ich will diese Leute zum Glück führen. Ich bin überzeugt, daß der Onkel Wolfs sie sehr gut aufnehmen wird. Und Geld, sich Land zu kaufen oder ein Geschäft anzufangen, ist auch vorhanden.“

„Ich denke, diese drei sind arm!“

„Ja, Schmidts, Strauchs und Ahlmanns hatten nichts; aber Ebersbachs sind, wie Sie gehört haben, wohlhabend und Frau Rosalie hat ihnen das nötige Geld vorgezoffen. Sie ersähen daraus, was für eine brave

Frau sie ist. Sie konnte recht wohl im Vaterland bleiben und hat sich nur aus Teilnahme für diese drei, aus Freundschaft für mich und infolge ihres Dranges nach der Fremde entschlossen, mitzugehen. Besonders entzückt war sie darüber, daß in Amerika die Damen so außerordentlich geachtet und berücksichtigt werden.“

„Ach so,“ lächelte Sam vergnügt; „und Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenstern, verwitwete Veler Müllerin ist eben auch eine Dame! Das erklärt mir freilich das vorher Unerklärliche. Sie haben also alle die Absicht, sich bei dem Oheim Wolfs anzusiedeln?“

„Sie wollen ihn fragen. Gibt er es nicht zu, so ziehen sie weiter.“

„Und Sie? Was beginnen denn Sie?“

„Ich? Ich suche Old Shatterhand, Old Firehand und Winnetou auf. Natürlich werde ich auch den Hobbler-Frank finden.“

„Sie scheinen, wie bereits gesagt, sich das als außerordentlich leicht vorzustellen, und doch können Sie jahrelang im Westen herumreiten, ohne auch nur auf einen von diesen Männern zu treffen.“

„So muß man fragen, sich erkundigen!“

„Denken Sie, es sei hier gerade so wie in einem deutschen Dorf oder Städtchen, wo man sich einfach nach dem Herrn Müller, Meier oder Schulze erkundigt? Die Gesuchten können leicht zehnmal ganz nahe an Ihnen vorbeireiten oder in sehr geringer Entfernung von Ihnen lagern, ohne daß Sie es ahnen.“

„Oh! Ich ahne es; darauf können Sie sich verlassen. Einem Tonkünstler ist nichts zu schwer. Wer von den Mäusen ausgezeichnet und bevorzugt wird, bei dem sammeln sich alle Löhne zu Akkorden. So werden auch die

gesuchten Männer sich um mich zusammenfinden, wie wohlgeschulte Musiker um ihren Dirigenten.“

„Will es Ihnen wünschen! Jetzt aber sollten Sie sich in einen der Wagen legen, um zu schlafen.“

„Schlafen? Warum?“

„Weil wir morgen abend wahrscheinlich nicht schlafen können; wir müssen wachen, da die Finders uns überfallen wollen.“

„Sie sind davon wirklich überzeugt, Herr Sawkens?“

„Ja. Jrgend jemand, der am frühen Morgen nach der Schenke kommt oder dort vorübergeht, wird ihr Rufen hören und sie befreien. Dann setzen sie sich auf die Pferde, um uns nachzureiten.“

„Nach Tucson?“

„Fällt ihnen nicht ein. In dieser Stadt lassen sie sich ganz gewiß nicht sehen. Sie werden Tucson umreiten und dann unsern Wagengleisen folgen, bis sie bemerken, daß wir Lager gemacht haben. Um ja nichts zu verabsäumen, habe ich ihnen die Munition genommen; doch sind sie gewiß so klug, sich in San Xavier del Bac mit neuer zu versorgen, was ihnen freilich nicht leicht werden wird, da dort wohl nicht viel zu haben ist. Also folgen Sie meinem Rat und steigen Sie in einen Wagen!“

„Danke! Ich schlafe nicht.“

„Warum aber nicht?“

„Weil während eines solchen nächtlichen Rittes die schönsten musikalischen Gedanken kommen. Ich mache da Studien für meine Oper. Vielleicht lasse ich gleich im ersten Akt einen solchen Ochsenwagenzug über die Bühne gehen, was beim Schein einer kleinen Mondfichel einen ganz besonderen Eindruck machen muß, zumal die Instrumente dabei das Knallen der Peitschen, das Brüllen

der Ochsen und das Knarren der Räder nachzuahmen haben.“

„Möchte dabei sein!“ sagte Sam im ernsthaftesten Tone. „Muß ein außerordentlicher Kunstgenuß sein! Also machen Sie Ihre Studien und bleiben Sie meinetwegen wach. Aber werfen Sie sich denn immerwährend bald nach vorn und bald nach hinten? Das muß Sie doch ungeheuer ermüden!“

„Allerdings; aber es ist leider nicht zu umgehen.“

„Nicht zu umgehen? Unbegreiflich! Wieso denn? Es strengt natürlich auch das Pferd an und macht es untauglich.“

„Kann nicht anders, bester Herr Sam. Ich komponiere immerwährend und immerfort, selbst jetzt, während ich mit Ihnen spreche. Indem mir nun die Melodien durch das Gehirn erklingen, muß ich sie nach ihrer Taktart prüfen. Dazu gehört eigentlich ein sehr empfindliches Instrument, welches Metronom oder Taktmesser genannt wird. Da ich dieses aber unmöglich durch den wilden Westen mit mir führen kann, so habe ich einen weit bequemeren und praktischeren Taktmesser erfunden, indem ich mich in ganz regelmäßigen Intervallen im Sattel hin und her schwinge. Freilich wird das Pferd dadurch zuweilen irre, denkt, ich will herunter, und hält im Laufen an; aber das tut mir nichts, denn sobald ich die Komposition dann fertig habe, treibe ich es wieder an.“

„Aber dadurch bleiben Sie doch jedenfalls oft zurück!“

„Das kommt freilich vor.“

„Das kann aber höchst gefährlich für Sie werden, Sie unvorsichtiger Mann!“

„Glaube es nicht, Herr Sam!“

„Wenn Sie zurückbleiben und von rotem oder

weißem Gefindel überfallen werden, können wir Sie nicht retten.“

„Mich überfällt kein Gefindel, ich bin gefeit dagegen!“

„Unfinn!“

„Sprechen Sie nicht von Unfinn, lieber Herr Sam! Ich weiß schon, was ich sage. Haben Sie vielleicht schon einmal gehört, daß ein berühmter Opernkomponist von irgend welchem Gefindel überfallen worden sei?“

„Nein; es ist mir nichts erinnerlich.“

„Da haben Sie es, was ich meine. Als Komponist einer großen Heldenoper und Selbstdichter des dazu gehörigen Librettos stehe ich unter dem ganz besonderen Schutz der Musen. Diese werden sich hüten, mich zu hohen musikalischen Gedanken zu begeistern und dann überfallen und töten zu lassen, wobei diese Gedanken für immer wieder verloren gehen würden. Das wäre ja ganz dieselbe Dummheit, als wenn der Schuster mir zwei neue Stiefel machte und sie, wenn er sie fertig hat, in den Ofen steckte, um sie zu vernichten. Oder meinen Sie, die Musen seien weniger klug als ein gescheiter Schuster?“

„Kann das nicht sagen; habe noch keines von diesen Frauenzimmern gesehen oder gesprochen. Aber ich kann nicht während der ganzen Nacht hier bei Ihnen sein und darf auch keinem andern zumuten, stets nur auf Sie aufzupassen; da Sie nun auf keinen Fall zurückbleiben dürfen, weil wir Feinde hinter uns haben, so werde ich Sie anbinden, um Ihrer Person ganz sicher zu sein.“

„Anbinden, Herr Hawkens? Woran denn? Etwa an das Pferd?“

„Das würde nichts nützen, da der Gaul auch in diesem Fall stehen bleiben könnte. Nein, ich meine, daß ich ihn hier an den hintersten Wagen binden werde.“

„Sie halten dies für tunlich?“

„Sehr! Das Pferd kann dann nicht stehen bleiben, sondern muß trotz Ihrer Schwingungen ununterbrochen weiterlaufen. Dabei befinden Sie sich stets allein und ungestört und können Ihren musikalischen Schöpfungen nachhängen, ohne darin unterbrochen zu werden.“

„Richtig, sehr richtig! Dieser Gedanke ist sehr gut; ich bin Ihnen außerordentlich dankbar dafür und werde Ihnen bei der ersten Aufführung meiner Oper gern ein Freibillett zur Verfügung stellen. Oder wünschen Sie deren zwei?“

„Ich werde darüber nachdenken, Herr Kantor, falls ich zufällig —“

„Bitte, bitte, Herr Kantor emeritus! Ich kann es Ihnen zuschwören, daß es nur der Vollständigkeit wegen ist.“

„Weiß, weiß! Und ich versichere Ihnen, daß es bei mir nur aus Vergeßlichkeit geschah.“

Sam zog einen Riemen aus der Satteltasche und band damit den Gaul des Kantors hinten an den Wagen an. So war für den guten, ununterbrochenen Fortgang sowohl des Pferdes als auch der Oper gesorgt, und der geniale Komponist brauchte nicht immerwährend beaufsichtigt und im Auge behalten zu werden.

In langsamem Ochsenschritt ging die Fahrt die ganze Nacht hindurch vor sich, und so kam es, daß die Reisenden erst zwei Stunden nach Tagesanbruch die Stadt vor sich liegen sahen, obgleich die Entfernung zwischen San Xavier del Bac und Tucson eine so kurze ist.

Der Anblick dieser Hauptstadt war ein wenig erfreulicher. Obgleich es noch so früh am Tag war, strahlte die Sonne doch schon mit einer fast unerträglichen Glut auf die kahlen Schlammhütten und Mauertrümmer her-

ab. Außerst häßliche Kohotehunde bellten und heulten dem Zug entgegen, und ausgehörte, in bunte Felsen gehüllte Menschengestalten lungerten vor den Türen und an den Ecken herum und verzerrten grinsend ihre sonnerbrannten Gesichter, als der letzte Wagen an ihnen vorüberfuhr und sie den Herrn Emeritus auf dem hinten angebundenen Pferd erblickten. Er nickte ihnen, ohne ihr Lachen übelzunehmen, freundlich zu; mochten sie seine Lage für lächerlich halten, ihm war es ganz recht, daß er das Tier nicht mehr zu lenken brauchte.

Auf Sams Anweisung wurde auf einem freien oder vielmehr vollständig kahlen Platz angehalten, wo sich bald eine Menge von kläffenden Hunden, schreienden Kindern und neugierigen Tagedieben einfanden, welche die Wagen umlungerten und ihre Aufmerksamkeit besonders auf das „Kleeblatt“ und den Kantor richteten.

Da die deutschen Auswanderer während ihrer Reise nur wenig Englisch gelernt und vom Spanischen sich gar nur einige Brocken angeeignet hatten, übernahm es Sam Hatlens, sich zu erkundigen, ob man hier Futter für das Vieh und Wasser bekommen könne. Ja, Heu und Wasser war zu haben, aber beides in sehr schlechtem Zustand und zu hohen Preisen, und zehn, zwanzig und noch mehr Faulenzer zeigten sich bereit, es herbeizuholen, um sich durch diese Arbeit, die eigentlich keine Arbeit war, einige Centavos zu verdienen.

Als dies besorgt war, begab sich der Kleine zum Kommandanten, um ihm sein Anliegen vorzutragen. Er vernahm, daß dieser Offizier mit zahlreicher Begleitung nach Prescott gereist und fast die ganze Besatzung nach der Gegend des Guadeloupepasses aufgebracht sei, um die dort hausenden aufrührerischen Mimbrenjos zu züchtigen. Er wurde zu einem Kapitän ge-

führt, der die Stellvertretung des Kommandanten übernommen hatte. Dieser saß bei seiner Morgenschokolade und las in einer alten Zeitungsnummer, die hier in Tucson aber neu genannt werden mußte. Als er den Eintretenden erblickte, zeigte sein Gesicht zunächst den Ausdruck der Ueberraschung; dann erheiterte es sich mehr und mehr; endlich lachte er laut auf, erhob sich von seinem Stuhle und sagte in einem Ton, dessen dreiste Annahme nicht zu verkennen war: „Mensch, wer seid Ihr? Was wollt Ihr? So ein Jack-pudding¹⁾ ist mir noch niemals vorgekommen!“

„Mir auch nicht,“ antwortete Sam in einer Weise und mit einer Handbewegung, welche ahnen ließen, daß er den Offizier meinte.

„Euch auch nicht? Was wollt Ihr damit sagen?“ fuhr ihn dieser an. „Wollt Ihr mich etwa beleidigen?“

„Ist es eine Beleidigung, wenn ich Euch beistimme?“ fragte Sam sehr ernst und sehr ruhig.

„Ach so! Dann lobe ich Eure edle Selbsterkenntnis. Ich wiederhole Euch, daß ich noch keinem solchen Harlekin begegnet bin, wie Ihr zu sein scheint. Ihr kommt wohl, um die Erlaubnis zu bitten, hier eine lustige Vorstellung geben zu dürfen?“

„Ja, das ist's,“ lachte Sam. „Ihr habt's erraten, Sir, und sollt mir dabei helfen, wenn ich mich nicht irre.“

„Helfen? Ich? Haltet Ihr den Stellvertreter des Kommandanten, einen Offizier der Vereinigten Staaten für einen ebensolchen Poffenreißer, wie Ihr seid?“

Sam ließ sein bekanntes Nichern hören, blieb aber die Antwort schuldig. Kaltblütig zog er einen Stuhl näher und setzte sich darauf. Der Offizier wollte wütend aufbrausen, doch Hawkens kam ihm mit der freundlichen

¹⁾ Hanswurst.

Frage zuvor: „Habt Ihr vielleicht einmal etwas von dem bekannten Leaf of trefoil gehört, Kapitän?“

„Kleeblatt? Welches Kleeblatt meint Ihr da?“

„Die drei Prairiejäger, wenn ich mich nicht irre.“

„Ja, dieses Kleeblatt kenne ich. Es besteht aus Dick Stone, Will Parter und Sam Hawks, von dem man sich erzählt hat, daß —“

„Schön, Sir, schön!“ unterbrach ihn der Westmann. „Habt also von diesen dreien gehört. Freut mich, freut mich sehr! Werden da bald mit unsrer lustigen Vorstellung im reinen sein und dabei erfahren, wer den Bajazzo macht. Wißt Ihr vielleicht auch, daß Sam Hawks im letzten Kriege Scout¹⁾ gewesen ist?“

„Ja, unter General Grant. Er hat es in Folge seiner großen dabei geleisteten Dienste, durch seine List und Kühnheit bis zum Kapitän gebracht. Aber was hat das mit Euch zu tun?“

„Biel, sehr viel, Sir; jedenfalls mehr als mit Euch, denn ich schätze, daß Ihr damals noch gar nicht in der Uniform gesteckt habt. Das Kleeblatt befindet sich nämlich gegenwärtig hier.“

„Hier? In Tucson?“

„Yes, Sir. Und Sam Hawks, der verdiente Kapitän der Vereinigten Staaten, befindet sich Euch sogar noch näher; er sitzt in diesem Augenblick hier in Eurer Stube.“

„Hier? In meinem Zimmer?“ rief der Stellvertreter betroffen und indem seine Augen sich erweiterten. „Dann — dann — wäret Ihr — Ihr, Ihr dieser Hawks?“

„Yes, bin ich auch, wenn ich mich nicht irre.“

¹⁾ Führer, Pfadfinder.

„Thunder-storm! Ihr wäret Sam Hawkens? Ihr?“

„Denke es. Warum sollte ich es nicht sein?“

„Weil — weil — weil,“ stotterte der Kapitän verlegen, „weil Ihr keineswegs danach ausseht. Ein Offizier kann sich doch unmöglich in solche Kleider stecken!“

„Wüßte nicht, warum er es nicht tun sollte! Warum sollte sich gerade ein Offizier nicht nach seinem Geschmack kleiden, Sir? Und dies ist nun einmal mein Geschmack, der Geschmack von Sam Hawkens, und wer mich für geschmacklos halten sollte, der mag es tun; ich habe nichts dagegen, so lange er schweigt. Wenn er es aber wagt, es mir zu sagen, so muß er sich mit dem Gewehr an der Wange mir gegenüberstellen, um zu erfahren, wessen Kugel ganz genau das Herz des andern trifft!“

Das wurde in einem Tone gesprochen, der trotz der allerdings lächerlichen Gestalt Sams auf den Offizier sichtlich Eindruck machte. Mit einer abwehrenden Handbewegung antwortete er nun höflich: „Ist gar nicht nötig, Sir, ist nicht nötig! Warum sollen sich Gentlemen, welche Kameraden sind, ohne alle Veranlassung niederschließen?“

„Am! Da Ihr erkannt habt, daß der vermeintliche Hanswurst ein Gentleman und Euer Kamerad ist, so habt hier meine Hand. Wollen in Frieden über die lustige Aufführung sprechen, an der Ihr Euch beteiligen sollt.“

Sie schüttelten sich die Hände, und dann erzählte Sam von seinem gestrigen Zusammentreffen mit den zwölf Reitern, die er für die Finders hielt. Der Kapitän hörte sehr aufmerksam zu; sein Gesicht nahm je länger desto mehr den Ausdruck großer Spannung an, und als

der Kleine geendet hatte, sprang er erregt auf und rief: „Wenn Ihr Euch nicht irrtet, Sawlens! Wenn es wirklich die Finders wären! Welch ein Fang!“

Sam blinzelte ihn mit seinen kleinen Neuglein an und fragte: „Meint Ihr, daß Sam Sawlens so dumm ist, nicht zu wissen, was er behauptet? Sie sind es, sage ich Euch, sie sind es!“

„Aber warum seid Ihr da von San Kabier del Bac fortgeritten, ohne sie mitzunehmen? Sie waren doch gefesselt und befanden sich in Eurer Gewalt!“

„Kann ich beweisen, daß sie Diebe, Räuber, Mörder, daß sie wirklich die Finders sind? Dieser Beweis muß erst erbracht werden, indem ich ihnen die Gelegenheit gebe, uns zu überfallen. Wenn wir sie dabei ergreifen, sind sie ohne weiteres überführt.“

„Ergreifen! Ihr wollt euch also überfallen lassen?“

„Yes.“

„In Wirklichkeit überfallen lassen?“

„Natürlich! Oder meint Ihr, daß ich nur davon träumen soll?“

„Das ist Scherz; mir aber ist es Ernst. Ich könnte mich meinen Vorgesetzten nicht besser empfehlen, als wenn wir gerade jetzt, da ich der Kommandierende bin, diese berüchtigte Bande in die Hand bekämen. Aber wenn ihr warten wollt, bis sie über euch herfallen, begehrt ihr euch in die größte Gefahr!“

„Wenn wir uns hinstellen, ja; aber der kleine Sam Sawlens wird mit seinen Leuten verschwunden sein.“

„Dann ist doch von einem Ueberfall keine Rede!“

„Warum nicht? Die Wagen werden überfallen, und wenn wir nicht dort sind, so bleibt die Tat doch ein Verbrechen, auf dem hierzulande die Todesstrafe steht.“

„Well! Aber wie wollt ihr sie dabei ergreifen, ohne

daß es zum Kampf kommt und ihr euch also in die Gefahr begeben, euer Leben zu verlieren?“

„Das wird sich finden, wird sich ganz gewiß finden, Sir, wenn Ihr uns dabei unterstützen wollt. Setzt Euch nur aufs Pferd und begleitet uns mit einem Trupp Eurer Kavallerie!“

„Ich wäre ganz glücklich, wenn ich das tun dürfte; aber es ist mir nicht gestattet, meinen Posten hier zu verlassen. Und da ich so wenig Leute hier habe, könnte ich höchstens nur einen Leutnant mit zwanzig Mann entbehren.“

„Das genügt vollständig, Sir.“

„Wenn Ihr dies meint, so soll's geschehen, doch muß ich unbedingt vorher wissen, wie Ihr Euch die Sache denkt. Seid Ihr denn wirklich so sicher, daß die Finders Euch folgen werden?“

„Daß sie kommen werden, das ist so sicher wie mein alter Filzhut hier, hihihihi! Sie werden freilich nicht wagen, sich in Tucson sehen zu lassen, sondern die Stadt umreiten; dennoch aber ist es möglich, daß sie einen einzelnen von ihnen als Kundschafter in die Stadt senden. Darum darf jetzt niemand als nur wir beide, höchstens noch der Leutnant, erfahren, was wir vorhaben. Also sie werden einen Bogen um die Stadt schlagen, bis sie wieder auf unsre Wagenspur treffen, und ihr folgen, bis sie bemerken, daß und wo wir für die nächste Nacht Lager machen. Sie bleiben natürlich zurück und ruhen aus, bis es dunkel geworden ist; dann kann und wird der Ueberfall stattfinden, wenn ich mich nicht irre.“

„Nun, und Ihr? Ihr wolltet doch nicht bei den Wagen bleiben, wie Ihr vorhin sagtet?“

„Werden uns freilich hüten, hihihihi! Kennt Ihr die Stelle, wo die Guadeloupestraße mit dem Weg von

Babasaqui zusammenstößt? Und wird diese Stelle auch dem Leutnant, den Ihr uns mitgeben wollt, bekannt sein?“

„Wir sind beide mehrere Male dort gewesen, er sowohl wie ich.“

„Well, ist mir lieb. Dort werden wir lagern, dort gibt es Wasser, was für unsre Zugtiere die Hauptsache ist. Ihr schickt den Leutnant mit seinen Leuten voraus dorthin; aber er muß sich seitwärts unsres Weges halten, damit die Finders nicht etwa seine Spur treffen und mißtrauisch werden. Wir folgen später und treffen mit ihm dort zusammen. Sobald es zu dunkeln beginnt, zünden wir ein großes, helles Feuer an, damit die Finders uns leicht bemerken können. Dann lassen wir die Wagen stehen und machen uns zur Seite, um die Kerls, sobald sie sich heimlich nähern, gleich mit den Fäusten zu packen, niederzureißen und gefangen zu nehmen.“

Der Kapitän ging eine Weile schweigend, aber mit raschen Schritten im Zimmer hin und her; dann blieb er vor Sam stehen und sagte: „Wie Ihr das sagt, klingt es so glatt, so leicht, als ob es nur so und gar nicht anders kommen könne. Die Finders werden den Ueberfall aber jedenfalls nicht unternehmen, ohne vorher einen Kundschafter nach eurem Lager gesandt zu haben.“

„Das sollen sie auch, und das werden sie allerdings.“

„Aber dann sieht der Späher doch, daß ihr euch nicht im Lager befindet!“

„Nein, das sieht er nicht, denn wir werden es nicht eher verlassen, als bis er dagewesen ist.“

„Dann mühtet ihr aber doch über sein Kommen und Gehen unterrichtet sein!“

„Das werden wir auch, Sir. Ihr scheint Sam

Samuels für dümmer zu halten, als er ist, hihihihi! Den Finders traut Ihr zu, daß sie einen Stundschafter voraussenden. Können denn dasselbe auch nicht wir tun? Ich sage Euch, Sir, daß ich diese Kerls viel eher belauschen werde, als sie uns.“

Der Offizier schüttelte zweifelnd den Kopf und entgegnete: „Das dürfte wohl unmöglich sein. Ihr mühtet sie schon am Tag beschleichen. Ich habe viel, sehr viel von Euch und Euern beiden Kameraden erzählen hören; ich weiß also, wie listig und wie verwegen Ihr seid, aber diese Leute am hellen, lichten Tag belauschen, hier, wo es keine Wälder gibt, in denen man sich verstecken kann, das dürfte Euch wohl kaum gelingen. Dazu müßt Ihr folgendes bedenken: Ihr brennt ein großes Feuer an, sie hingegen werden sich hüten, das zu tun; sie können also euern Lagerplatz schon von weitem sehen, während Ihr nicht wißt, wo sie zu finden sind.“

„Meint Ihr? Meint Ihr wirklich? Sam Hattens soll nicht wissen, wohin sich diese Gentlemen stecken werden, hihihihi! Das ist gerade so, als wenn mein Kopf nicht wissen sollte, daß er unter seinem Hut steckt! Habt keine Sorge, und sagt mir rund heraus, ob Ihr Euch mit dieser Sache befassen wollt oder nicht! Wir werden auch allein ganz gut mit ihnen fertig; nur müßten wir sie in diesem Falle unsre Kugeln schmecken lassen. Da ich aber lieber kein Blut vergießen will, habe ich mich an Euch gewendet. Wenn Ihr mir zwanzig Mann, also vierzig Hände, zur Verfügung stellt, können wir mit den Fäusten fertig bringen, was sonst nur mit Hilfe von Pulver und Blei zu erreichen wäre.“

„Gut, ich bin einverstanden, möchte aber vorher auch die Meinung des Leutnants hören.“

„So laßt den Mann kommen, Sir! Denke, daß er

dem Stod, den ich schwimmen lassen will¹⁾, keine andre Richtung geben wird.“

Der Kapitän holte den Leutnant selbst herbei, und es erfolgte eine Unterredung, an deren Schluß es bei Sams Vorschlag blieb. Die beiden Offiziere waren neugierig, auch Dick Stone und Will Parker zu sehen, doch Sawlens redete ihnen das aus, da ihr Besuch bei den Wagen oder der Besuch der beiden Genannten bei ihnen gewiß Aufsehen erregt hätte. Ein etwaiger Späher der Finders mußte dann davon erfahren, und Buttler konnte dann gar wohl erraten, daß die Garnison zu Hilfe gerufen worden sei. Als noch einige nebensächliche Dinge besprochen und bestimmt worden waren, entfernte sich Sam, sehr zufrieden über das Ergebnis der Verhandlung mit seinem Herrn „Kameraden“.

¹⁾ Krapperausbruch.

Viertes Kapitel.

Der Ueberfall.

Als er bei den Wagen ankam, stand die ganze nichtsturende Bevölkerung von Tucson um dieselben, gerade so, wie hier in Deutschland die Müßiggänger nach einem Zigeunerlager laufen, um sich dessen Treiben anzusehen. Die Gesellschaft saß, ohne diese große Zuschauerschaft zu beachten, beim Frühstück, und Sam setzte sich mit nieder, um an dem einfachen Essen teilzunehmen und zu berichten, welches Ergebnis seine Unterredung mit dem Kapitän gehabt habe.

Später kamen einige der Neugierigen näher, um sich mit den Reisenden zu unterhalten, wobei sie jedoch nur beim Kantor etwas Erfolg hatten, da dieser sich eine größere Anzahl englischer Broden angeeignet hatte als die andern. Unter diesen Leuten befand sich ein junger Mann, der sich schließlich an den Führer machte und ihn, mit ihm allein stehend, in ein Gespräch verwickelte. Sam beobachtete ihn; er bemerkte, daß er eine militärische Haltung besaß und während des Gesprächs besonders forschend zu ihm, Dick und Will herüberblickte. Darum stand der Kleine auf und näherte sich ihnen. Als er ankam, hörte er noch deutlich, daß der Führer auf eine an

ihn gerichtete Frage antwortete: „Ja, es ist das ‚Kleeblatt‘; ich kann es versichern, obgleich ich es erst auch nicht glauben wollte.“

Da nahm Sam den Fremden beim Arm und sagte in einem sehr bestimmten Tone: „Master, Ihr seid Soldat, nicht? Ihr gehört zur hiesigen Garnison?“

Man sah dem Mann an, daß ihn diese Frage in Verlegenheit brachte. Er stotterte etwas, was als Antwort dienen sollte, aber nicht verstanden werden konnte; darum fuhr der Kleine fort: „Ich zürne Euch nicht. Der Kapitän kennt mich nicht persönlich und muß doch infolge einer Zusicherung, die er mir gegeben hat, wissen, ob ich wirklich Sam Hawkins bin. Darum habt Ihr die Uniform ausziehen und in dieser Kleidung zu uns gehen müssen, um genaue Erkundigung einzuziehen. Gesteht, daß es so ist!“

„Ja, Sir, Ihr täuscht Euch nicht,“ lautete jetzt die Antwort. „Da ich nun weiß, daß Ihr zu dem ‚Kleeblatt‘ gehört, darf ich es gestehen.“

„So meldet dem Kapitän, was Ihr gehört habt; sprecht aber ja mit keinem andern davon!“

„Kein Wort sage ich, Sir. Ich weiß, um was es sich handelt; ich bin Unteroffizier und gehöre zu den zwanzig, die mit dem Leutnant reiten werden. In einer halben Stunde brechen wir bereits auf.“

Der Mann grüßte höflich und entfernte sich, und nun wendete sich Sam an den Führer: „Sagt mir doch einmal, wie Ihr dazu kommt, Auskunft über uns zu erteilen!“

„Er fragte mich!“ antwortete der Führer kurz.

„So! Also wenn Euch jemand fragt, so antwortet Ihr, es mag sein, wer es will?“

„Ihr wollt mir doch nicht etwa den Mund verbieten?“

„Ja, das will ich allerdings! Ihr wißt, daß niemand erfahren soll, daß wir das Kleeblatt sind, und doch habt Ihr es diesem Träger sofort auf die Nase gehängt. Ihr wollt ein Gevüt, ein Westmänn sein und habt noch nicht einmal das Abc der Vorsicht inne. Ich möchte mich Eurer Führung nicht anvertrauen.“

„Das habt Ihr auch nicht nötig. Ehe Ihr zu uns kamt, ging alles nach meiner Weisung und nach meinem Willen; nun aber tut Ihr, als ob Ihr unser Gebieter wäret. Ich bin von diesen Leuten angeworben und führe sie —“

„Iris Verderben!“ fiel Sam ihm in die Rede. „Ihr habt sie zu beschützen. Tut Ihr das? Ohne unser Kommen würden sie heut abend beraubt und ermordet werden!“

„Pshaw! Ich habe meine Augen auch offen. Laßt Euch sagen, Master Hawkens, daß ich die mir Anvertrauten bis Fort Yuma zu führet habe. Bis dorthin bin ich Herr des Zuges. Wollt Ihr mit, so habt Ihr Euch mir zu fügen. Später dann könnt Ihr befehlen, soviel Ihr wollt! Basta!“

Da klopfte ihm Sam auf die Achsel und sagte mit seinem freundlichsten Lächeln, hinter dem sich aber stets das Gegenteil verbarg: „Nicht basta, noch lange nicht! Ich weiß, wohin diese Leute wollen; es ist nicht nötig, daß sie über Fort Yuma ziehen; es gibt einen kürzeren Weg, den Ihr freilich nicht zu kennen scheint. Ihr bleibt bis morgen früh noch bei uns, dann könnt Ihr gehen, wohin es Euch beliebt.“

„Mir recht, wenn ich meinen Lohn bis Fort Yuma bekomme!“

„Den werdet Ihr erhalten, und dann führe ich diese Leute, ohne Lohn von ihnen zu verlangen; sie werden dann nicht wieder durch die Schwachhaftigkeit ihres Scout in Gefahr geraten.“

Der Führer setzte sich mürrisch auf eine Wagenbeichsel; Sam wendete sich von ihm ab und seinen Gefährten zu.

„Hast einen Fehler gemacht, altes Coon,“ meinte Will Parker. „Kann dich nicht begreifen.“

„Fehler gemacht? Welchen?“ fragte der Kleine.

„Warum soll er noch bis morgen bei uns bleiben? Hättest ihn gleich fortschicken sollen.“

„Das also, das soll ein Fehler sein! Will Parker, das Greenhorn, untersteht sich, Sam Hawkens gute Lehren zu erteilen! Siehst du denn nicht ein, verehrter Will, daß ich ihn heut noch nicht fortschicken darf?“

„Nein, das sehe ich nicht ein.“

„O, süßer Will, wie traurig steht's mit dir! Wirst niemals, nie, ein Westmann werden. Wie schäme ich mich, einen solchen Lehrjungen zu haben, der nichts begreifen kann! Du aber kannst dich glücklich schätzen, daß ich dein Meister bin, denn ohne mich und Dick Stone wärest du längst schon ausgelöscht worden. Weißt du, was dieser sogenannte Scout machen würde, wenn ich ihn schon heut davon jagte?“

„Nun, was?“

„Er würde aus Rache zu den Finders gehen und ihnen unser Vorhaben verraten. Aber dein kleines Gehirn reicht gar nicht zu, diesen großen Gedanken in sich aufzunehmen.“

„Yes,“ stimmte Parker sehr ernsthaft zu. „Du hast wirklich recht, alter Sam. Es ist eine wahre Sünde und Schande mit mir, daß keine deiner guten Lehren und

Ermahnungen wie ein Tintenkleck an mir haften bleibt. Ich begreife gar nicht, wie du es nur so mit mir aushalten kannst.“

„Das ist kein Wunder, da du überhaupt gar nichts begreifen kannst. Der Grund liegt darin, daß ich für dich fühle und empfinde wie eine nachsichtige Mutter, die gerade dasjenige Kind, das ihr die meisten Sorgen macht, am meisten liebt.“

Jetzt sah man die zwanzig Soldaten vorüberreiten. Der Wagenzug aber blieb noch lange halten und setzte sich erst um die Mittagszeit wieder in Bewegung.

Man hatte bis zu dem Punkt, wo für die Nacht gehalten werden sollte, ungefähr neun englische Meilen zurückzulegen und mußte also selbst bei dem langsamen Ochsenschritt noch vor Abend dort ankommen. Die Gegend, durch die der Zug sich bewegte, war eine mit Kies bedeckte Einöde, wo nur hier und da ein hagerer Kaktus oder ein elender Mesquitestrauch zu sehen war. Was man davon dürr fand, wurde mitgenommen, um heut abend ein großes Feuer unterhalten zu können. Ueberhaupt besteht die ganze zwischen Tucson und dem Gila liegende Strecke aus solchem kiesigen Wüstenland, wo es Wasser für das Vieh nur in einigen Lümpeln gibt und für die Menschen zwei oder drei Brunnen, welche die frühere Ueberlandpostgesellschaft graben ließ und die noch heut bestehen. Man nennt diese Gegend die Neunzigmeilenwüste. Jedenfalls gibt es außer an den angeführten Stellen auch noch an andern Orten Wasser, doch halten die wilden Indianer derartige Quellen verborgen, indem sie die Löcher mit Häuten bedecken, auf welche sie Kies und Sand streuen, gerade so, wie die Nomaden der Sahara es mit ihren verborgenen Brunnen tun.

Sam Hawks leitete den Wagenzug; der bisherige

Führer ritt nicht mehr voran, sondern hinterdrein. Die Blide, die er von Zeit zu Zeit auf den Kleinen warf, waren keine guten. Wenn sie bemerkt worden wären, hätte man aus ihnen ersehen können, daß er auf Rache sann.

Als am Nachmittag nur noch zwei englische Meilen zurückzulegen waren, achtete Sam noch weit mehr als vorher auf den Weg und dessen Umgebung. Von einem gebahnten „Weg“ war allerdings keine Rede; aber wer diese Gegend passierte, der hielt, ob zu Pferde oder zu Wagen, dieselbe Richtung ein, und so kommt es, daß man mit starker Uebertreibung sogar von Straßen spricht, welche die einzelnen Orte dort verbinden.

Diese letzten zwei Meilen führten über wellenförmiges Land, das so ausah, als ob eine Schar von Giganten riesenhafte Körbe voll Sand, Kies und Steingerümmer hier nebeneinander ausgeschüttet hätte. Darum kamen die Wagen nur sehr langsam vorwärts. Einer dieser Giganten hatte seinen Korb mit großen, manns hohen und noch höheren Felsenstücken gefüllt gehabt und sie so hingeworfen, daß sie wie eine Brustwehr neben-, zwischen- und übereinander lagen. Wer sich dahinter versteckte, konnte sehr weit sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Sam deutete auf diese Felsen und rief seinen beiden Freunden zu: „Das ist der Ort, wo die Finders halten werden. Oder willst du vielleicht wetten, Will Parker, daß ich unrecht habe?“

„Fällt mir nicht ein, altes Loon,“ antwortete der Genannte. „So klein mein Gehirn nach deiner Meinung ist, es hat doch diese Felsen sofort als mutmaßliche Saltestelle in sich aufgenommen. Schau, da drüben, links,

gibt es noch ähnliche hohe Steine. Vielleicht reiten die Kerls dort hinüber.

„Nein, denn hier siehst du einige hundert Grasshalme, die sie ihren Pferden gönnen werden. Dort drüben wird sich aber auch jemand befinden.“

„Wer?“

„Kannst du das dir nicht denken?“

„Doch, alter Sam.“

„Nun, wer?“

„Du selbst. Du wirst dich dort verstecken, um ihre Ankunft zu beobachten und sie dann zu belauschen.“

Da schlug Sam seine fetten Hände über dem Kopf zusammen und rief in gut gespielter Bewunderung: „Ist so etwas denn möglich! Dieses Greenhorn hat auf einmal einen Gedanken, einen wirklichen Gedanken, und zwar einen ganz richtigen und guten! Entweder geht die Welt bald unter, oder bei diesem alten Will Parfer ist der Knoten endlich doch gerissen. Ja, edler Will, ich werde, wenn ich unsern Lagerplatz gesehen habe, nach dort drüben zurückkehren und auf die Finder's warten.“

„Nimmst du mich mit?“

„Darf es nicht wagen, Will. Gehören geschickte und erfahrene Leute zu so etwas. Mußt erst noch länger in die Schule gehen.“

„Sam, ist's nicht etw' so, daß du dich täuschest, alter Sam? Habe einen Jungen gekannt, der gar nichts lernte, obwohl er einen sehr anstelligen Kopf besaß. Die Leute sagten, nicht der Junge, sondern der Lehrer, der nichts verstand, sei schuld daran. Ist wahrscheinlich hier bei uns auch der Fall.“

Nachdem man noch einige niedrige Badenerhebungen überwunden hatte, wurde das Land wieder eben, und eine gute Viertelstunde später verwandelte sich der

unfruchtbare Fieß in eine Erde, die eine Gruppe von Mesquite- und Docchillabüschen trug. Da gab es sogar Wasser. Es war hier nämlich einer jener Brunnen, die von der Ueberlandpostgesellschaft gegraben worden sind. Der Lagerplatz war erreicht, und man hielt an.

Zunächst erquidten sich die Menschen an dem Wasser; dann wurden die Pferde und Ochsen getränkt, welche alsdann den Versuch machten, sich aus dem stacheligen Gebüsch die wenigen grünen Blätter zu holen. Die Wagen waren, wie Sam gestern geraten hatte, so aufgefahen worden, daß sie die Seiten eines zwischen ihnen liegenden Vierecks bildeten.

Natürlich blickte man nach den Soldaten aus. Sie waren nicht zu sehen. Sam nickte befriedigt vor sich hin und sagte: „Ist kein übler Kopf, dieser Leutnant. Hat nicht eher hier erscheinen wollen, als bis wir angekommen sind. Wird sich aber nun bald sehen lassen.“

Als ob seine Worte von dem Betreffenden gehört worden seien, tauchte jetzt im Norden ein einzelner Reiter auf, der rasch näher kam. Es war der Leutnant. Als er das Lager erreichte, gab er Sam Hawksens die Hand und sagte: „Wir befinden uns schon seit Stunden in der Nähe, mieden indes diese Stelle, weil leicht jemand hierher ans Wasser kommen und uns dann den Finders verraten könnte. Nun aber müssen unsre Pferde saufen. Dürfen wir her?“

„Ja, Sir,“ antwortete der Kleine. „Aber wenn es dunkel werden will, müßt ihr wieder fort. Es werden Späher kommen, die euch nicht sehen dürfen. Wir werden euch rechtzeitig zurückholen.“

„Einverstanden. Wo aber meint Ihr denn, daß die Finders halten werden, um auf die rechte Zeit zu warten?“

Sam deutete nach Südost zurück, wo man die vorhin erwähnten Felsen von hier aus gerade noch sehen konnte. „Dort hinter jenen Steinen, Sir. Da sie wahrscheinlich schon am Tage dort ankommen werden, dürfen sie nicht weiter, weil wir sie sonst bemerken würden.“

„Aber werden sie nicht mich und meine Reiter sehen?“

„Nein. Ich habe gestern bei ihnen gegessen und weiß, daß keiner von ihnen ein Fernrohr besitzt; ein Auge aber, und wenn es noch so scharf ist, kann in dieser Weite nur die großen Wagen und später, wenn es dunkel geworden ist, das Feuer erkennen. Ihr könnt also eure Leute getrost bringen, Sir.“

Der Offizier ritt fort und kehrte bald darauf mit seinen zwanzig Kavalleristen zurück, die sich nur so weit entfernt vom Lager befunden hatten, daß sie von hier aus eben gerade nicht mehr gesehen werden konnten. Es wurde der Ort bestimmt, bis zu welchem sich die Truppen bei der Dämmerung zurückzuziehen hatten; dann schickte sich Sam an, seinen Spähergang anzutreten. Er mußte gehen, da er sich als Reiter nicht so gut und leicht verbergen konnte. Er trat also zu seinem Maultier, gab ihm einen leichten Klaps und sagte: „Leg dich nieder, alte Mary, und warte, bis ich wiederkomme!“

Es verstand ihn ganz genau, legte sich nieder, um sich nicht eher von der Stelle zu rühren, als bis es von seinem zurückgekehrten Herrn dazu aufgefördert wurde. Dann wendete er sich an Barker: „Wie steht es, süßer Will? Wünschst du nicht, mitgenommen zu werden?“

„Lauf nur allein,“ war die Antwort. „Kannst ein Greenhorn, wie ich bin, doch nicht brauchen.“

„Muß dich aber doch mitnehmen, wenn du etwas lernen sollst.“

„Well, ich gehe mit, doch nicht des Bernens halber, sondern damit du nicht ohne Hilfe bist, wenn die Finders dich ertwischen und skalpieren wollen.“

„Mögen es immer tun. Können meine Haut bekommen. Werde mir eine andre und schönere kaufen.“

Samens und Barter verließen das Lager, wobei sie natürlich ihre Waffen mitnahmen. Südöstlich lagen die Steine, hinter welchen, wie Sam annahm, sich die Finders verbergen würden. Mehr nach Süd, als nach rechts, sah man die Felsen, bei denen Sam sich verstecken wollte. Dorthin nahmen sie ihren Weg, doch nicht in gerader Richtung, sondern in einem westwärts geschlagenen Bogen, um, falls die Finders schon angekommen sein sollten, nicht von ihnen gesehen zu werden. Selbstverständlich hatte Sam, ehe er sich aus dem Lager entfernte, für alle möglichen Fälle die nötigen Anweisungen zurückgelassen.

Als die beiden ihr Ziel erreichten, stand die Sonne schon dem Horizont nahe; in einer halben Stunde mußte die in jenen Gegenden sehr kurze Dämmerung eintreten. Drüben bei den andern Felsen befand sich noch kein Mensch; sie richteten ihre Blicke also dahin, wo die Erwarteten herkommen mußten. Niemand war zu sehen.

„Ob sie überhaupt kommen werden?“ fragte Barter. „Wir sind nur von einer Vermutung, nicht aber von einer Gewißheit ausgegangen.“

„Was du Vermutung nennst, ist für mich Gewißheit, wenn ich mich nicht irre,“ antwortete Sam.

„Die Lust kann ihnen vergangen sein; haben ihnen nicht gut mitgespielt.“

„Desto kräftiger wird ihr Durst nach Rache sein. Schau! Bewegt sich nicht etwas dort zwischen den beiden vorletzten Bodentwelen?“

Barter strengte seine Augen an und antwortete dann hastig: „Weiter! sie sind's!“

„Ja, sie sind's; sie kommen aus der Einsenkung hervor. Man kann sie noch nicht zählen, aber mehr als zwölf sind es nicht.“

„Und wohl auch nicht weniger. Sie sind's gewiß. Alter Sam, du hast recht gehabt!“

„Habe immer recht, süßer Will, immer, und das ist gar nicht schwer. Weißt du, wie man es machen muß, um niemals unrecht zu haben?“

„Yes; ist sehr leicht.“

„Nun, wie?“

„Man muß gar nichts behaupten.“

„Auch richtig; aber das meine ich nicht. Man darf nicht eher etwas sagen, als bis man gewiß weiß, daß es richtig ist.“

„Ist keine Kunst!“

„Richtig? Nun, dann muß man immer das Gegenteil von dem behaupten, was ein Greenhorn sagt.“

„Schön, lieber Sam! Werde also von jetzt an dir niemals beistimmen, dann habe ich immer recht. Schau, die bleiben halten! Sie besprechen sich. Sie werden doch nicht herüber zu uns wollen!“

„Fällt ihnen nicht ein! Jetzt setzen sie sich wieder in Bewegung. Sie weichen rechts von unsrer Fährte ab. Sie kennen diese Gegend und wissen, daß sie dort hinauf zu den Felsen müssen, wenn sie unser Lager sehen wollen.“

„Du meinst, sie nehmen als sicher an, daß wir dort am Wasser lagern?“

„Natürlich! Kein Mensch wird, wenn er Wasser haben kann, in die Wüste gehen. Welch eine Frage wieder! Will Barter, Will Barter, was werde ich noch an

dir erleben müssen! Ich kann mit dir keine Ehre einlegen und darf mich also in deiner Gesellschaft vor niemand sehen lassen. Du betrübst und grämst mich noch in den blassen Tod hinein, wenn ich mich nicht irre. Schau, sie reiten hinauf, und ich hatte wieder recht: sie kommen nicht hierher.“

Man sah, daß sie sich nach den jenseitigen Felsen bewegten. Je näher sie kamen, desto vorsichtiger bewegten sie sich, indem sie jeden Stein zur Deckung nahmen, um vom Wasser aus nicht gesehen zu werden. Sie stiegen schließlich von den Pferden und führten diese hinter sich her, weil sie im hohen Sattel mehr in die Augen fallen mußten. Endlich hatten sie die Felsen erreicht und lugten hinter ihnen hervor. Man sah ihren Bewegungen an, daß sie sich freuten, den Wagenzug zu erblicken. Die Pferde wurden etwas rückwärts angepflöck, und dann nahmen die Reiter die verschiedensten Stellungen ein, in denen sie das Lager bequem beobachten konnten.

„Sie sind's,“ riefte Sam. „Zwölf; man kann sie jetzt zählen.“

„Gehen wir hinüber?“ fragte Will.

„Ja, sobald es dunkel geworden ist.“

Da brauchten sie nicht lange zu warten. Die Sonne hatte schon den Horizont berührt; sie verschwand; der immer tiefer werdende Schatten der Dämmerung flog von Osten herbei, und draußen am Wasser leuchtete nun ein hohes, helles Feuer auf. Man konnte die Feuers schon nicht mehr erkennen.

„Komm,“ forderte Sam seinen Kameraden auf.

„Wir wollen keine Zeit verlieren.“

Sie verließen ihr Versteck und schritten dem Lager ihrer Gegner zu. Je näher sie kamen, desto leiser, zuletzt vollständig unhörbar, wurden ihre Schritte. Daß Sam

Hawkens mit seinen Riesenstiefeln so geräuschlos auftrat wie ein Sperling im Grase, das war geradezu unbegreiflich. Und Will Parker benahm sich mit einem Geschick, das bewies, daß er kein Greenhorn war, wenn er von Sam auch oft so genannt wurde.

Als sie an den Fuß der kleinen Anhöhe gelangten, gab Sam seinem Begleiter das Gewehr und flüsterte ihm zu: „Bleib hier zurück und halte meine Biddy! Ich will allein hinauf.“

„Well; aber wenn du in Gefahr gerätst, komme ich nach.“

„Pshaw, wüßte nicht, welche Gefahr dies sein könnte! Spitz die Ohren, Will, damit du nicht etwa ertappt wirst!“

„Von wem?“

„Von dem Kundschafter, den sie gewiß nun bald fortgeschicken werden. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, aber doch möglich, daß er hier vorüberkommt.“

Er legte sich auf den Boden nieder und kroch weiter. Es war jetzt die beste Zeit zum Anschleichen, weil so kurz nach der Dämmerung die wenigen Sterne, welche zu sehen waren, noch matt schimmerten. Bekanntlich wächst der Glanz der Sterne von der Dämmerung an.

Wie bereits bemerkt, bestand die Bodentwelle, wo die Felsenstücke lagen, aus lauter Geröll, welches demjenigen, der im Anschleichen keine sehr große Gewandtheit besaß, unter den Füßen und Händen fortrollen mußte. Sam aber schob sich unhörbar Zoll um Zoll vorwärts, ohne daß ein Steinchen aus seiner Lage geriet. So erreichte er die Höhe und hielt an. Seine scharfen, an die Dunkelheit gewöhnten, weil darin geübten Augen sahen die Gegner vor sich; er hätte sie ebensogut bemerkt, wenn er sie nicht gesehen hätte, denn sie sprachen mit-

einander. Er wagte es, sich ihnen noch mehr zu nähern, und hielt endlich bei einem größten Steinbrocken an, hinter dem er sich niederkauerte. Zwei oder drei der Finders standen aufgerichtet an den Felsen, um über diese hinweg das ferne Lagerfeuer zu beobachten; die übrigen hatten es sich bequem gemacht; sie saßen auf der Erde. Zwei waren es, die miteinander sprachen, Buttler und ein anderer. Eben als Satt es sich Hittet seinem Stein bequem gemacht hatte, hörte er den letzteren sagen: „Hätten wir nur mehr Munition bekommen können! Wir müssen außerordentlich sparsam sein.“

„Nur einstweilen,“ antwortete Buttler. „Wir werden uns alles wieder nehmen und noch weit mehr dazu. Posten, jetzt ist's Zeit, dunkel genug. Mache dich fort! Aber laß dich ja nicht erwischen oder auch nur hören oder sehen, sonst hast du es mit mir zu tun!“

„Werde mich hüten, mich sehen zu lassen,“ antwortete der Angeredete. „Es ist nicht zum erstenmal, daß ich lauschen gehe.“

„Darum eben schicke ich dich und keinen andern. Du brauchst dich nicht in Gefahr zu begeben, brauchst nichts zu wagen und dich ihnen nicht allzuleich zu nähern, das wäre unnötig.“

„Aber ich möchte doch gern wissen, was sie reden!“

„Das ist von keinem Nutzen für uns. Ich will nur wissen, ob sie allein am Wasser sind oder noch andre sich mit dort befinden.“

„Aber wenn ich sie reden hören könnte, würde ich erfahren, ob sie vielleicht Verdacht haben!“

„Verdacht? Woher soll ihnen dieser kommen?“

„Sie können doch denken, daß wir ihnen folgen werden?“

„Dazu sind sie zu dumm. Die Deutschen sind gar

nicht zu rechnen, und der Scout schließt nicht der Mann zu sein, der sein Leben wagt, um andre zu retten. Also blieben nur die drei Schufte, die gestern trotz ihrer Dummheit ein solches Glück gegen uns gehabt haben. Ihr Verstand reicht sicher nicht so weit, zu denken, daß wir ihnen nachgeritten sind. Um Uila in Fallen Bären und Biber zu fangen! Hat man jemals eine solche Betrüchtigkeit gehört? Also geh, Pöskon, und spüte dich! In einer halben Stunde kannst du wieder hier sein.“

Der Späher entfernte sich, und der allererste Sprecher nahm nun wieder das Wort: „Wann denkst du, daß wir uns auf sie werfen, Buttlet? Heut abend noch oder morgen früh?“

„Morgen erst? So lange mag ich nicht warten. Ich brenne vor Begierde, ihnen, und vor allen Dingen dem kleinen, dicken Kerl, die Rechnung heimzuzahlen. Nein, heut abend noch.“

„Wenn sie schlafen und das Feuer ausgegangen ist?“

„Nein. Wir werden sie mit einer einzigen Salbe niederschleßen; dazu gehört Nicht.“

„Aber das Feuer ist groß und leuchtet so weithin, daß sie uns sehen müssen, wenn wir kommen.“

„Dadurch, daß sie einen solchen Höllenbrand angefaßt haben, beweisen sie, daß sie nicht den geringsten Verdacht hegen. Es ist freilich unangenehm, daß die Riesenflamme gar so weit leuchtet; wir müssen also warten, bis sie niedrig brennt. Dann aber wird keinen Augenblick länger gezögert. Ich sage euch, auf den Kleinen, Dickent darf mir niemand schließen, denn der soll von meiner Kugel sterben.“

Er erging sich weiter in zornigen Ausdrücken und in überkräftigen Redensarten über das gestrige Erlebnis, die dabei gegen ihn aufgetretenen Personen und die

Uebertölpelung, der er mit seinen Gefährten verfallen war. Sam erwartete, noch weiteres Wichtiges zu hören; darum blieb er wohl noch eine gute Viertelstunde liegen, sah sich aber getäuscht und verließ darum nun seinen Ort ebenso leise und vorsichtig, wie er gekommen war. Als er unten bei Will Parker anlangte, gab dieser ihm sein Gewehr zurück und sagte: „Hier hast du die Libby. Gab es etwas zu hören?“

„Wenig.“

„Aber wichtig?“

„Nur daß der Ueberfall dann geschehen soll, wenn unser Feuer nicht mehr so hell brennt wie vorher. Wir müssen uns darauf einrichten. Hast du den Rundschafter gesehen?“

„Ja. Er ging ziemlich nahe an mir vorüber, hat mich aber nicht bemerkt.“

„So komm! Wir müssen zu den Unsrigen.“

Sie entfernten sich, erst mit gedämpften Schritten, dann aber mit weniger Vorsicht, denn sie schritten nicht direkt auf das Lager zu, sondern machten einen Umweg, um nicht auf den zurückkehrenden Späher zu treffen. Sie hatten noch nicht ganz die Hälfte des Weges zurückgelegt, so hörten sie einen lauten englischen Ausruf, dem ein zweiter deutscher folgte.

„Tempest!“ rief die erste Stimme.

„Herr Femineh!“ schrie die zweite. „Wer fällt denn da über mich weg?“

„Das ist der Kantor,“ raunte Sam seinem Kameraden zu. „Der Mann macht mir da wohl eine Dummheit. Komm schnell näher, aber leise, damit man uns nicht eher bemerkt, als bis wir uns bemerken lassen wollen!“

Sie huschten der Gegend zu, aus der die Stimmen

erklagen. Als sie nahe genug gekommen waren, blieben sie halten und lauschten.

„Wer Ihr seid, habe ich gefragt!“ sagte der englisch Sprechende.

„Ich erstide!“ wurde ihm deutsch geantwortet.

Ja, es war die Stimme des Emeritus. Sie klang so, als ob ihn jemand an der Kehle habe.

„Den Namen will ich wissen!“ erklang es wieder englisch.

„Dort vom Lager.“

„Ich verstehe Euch nicht. Redet doch englisch!“

„Ich komponiere!!!“

„Gehört Ihr zu den Leuten, die dort am Feuer sitzen?“

„Eine Heldenoper, welche drei ganze Abende füllen soll!“

„Mensch, wenn Ihr nicht verständlich redet, kommt Ihr nicht los! Also Antwort! Wer seid Ihr?“

„Zwölf Akte, auf jeden Abend vier.“

„Den Namen, den Namen!“

„Ich suche den Hobble-Frank!“

„Ah endlich! Frank heißt Ihr! Was treibt Ihr denn hier, so allein und nächtlichertweile?“

„Aus Kloßsche bei Dresden bin ich. Laßt mich doch los — o, o, endlich! Gott sei Dank!“

Die Stimme klang freier; der Kantor hatte sich losgerissen und eilte fort. Man hörte seine Schritte.

„Nun ist er doch fort!“ stieß der andre zornig hervor. „Soll ich — nein; ich muß weiter.“

Er verfolgte den Fliehenden nicht, sondern nahm seinen Weg mit schnellen Schritten zu den Finders.

„Es ist der Rundschafter,“ flüsterte Sam. „Das ist eine ärgerliche Geschichte. Kann uns alles verderben.“

Ich muß wieder nach den Felsen zurück, um zu hören, was der Mann dort meldet. Bleib hier stehen! Ich muß noch eher dort sein als er.“

Er rannte fort. Will Parler wartete. Es verging wohl eine halbe Stunde, ehe Sam zurückkehrte. Als er kam, meldete er: „Es ist besser abgelaufen, als ich dachte. Diese Begegnung konnte dem Kantor das Leben kosten oder, wenn wir ihm beisprangen, wenigstens unsern Plan zu Schanden machen.“

„Für wen halten die Finders diesen Unglücks-
emeritus?“ erkundigte sich Parler.

„Es ist gar nicht von ihm gesprochen worden. Dieser pfiffige Rundschafter hat nämlich die Begegnung gar nicht erwähnt.“

„Wirklich nicht? Unbegreiflich! Sie ist doch so wichtig, daß er sie unbedingt melden muß!“

„Das begreift dieser Mann vielleicht nicht. Er hat sie höchst wahrscheinlich aus Angst verschwiegen.“

„Aus Angst? Wieso?“

„Aus Angst vor den Bortwürfen. Ehe er ging, drohte ihm Buttler, sich ja nicht sehen zu lassen: nun ist er gar über jemand weggefallen. Wenn er dies sagt, hat er nichts Gutes zu erwarten; darum zog er vor, lieber zu schweigen. Das kann uns nur lieb sein. Komm nun jetzt zum Lager!“

Sie gingen weiter, hatten aber noch nicht viele Schritte getan, als sie schon wieder stehen blieben, da sie ein Geräusch vor sich hörten. Als es näher kam, erkannten sie, daß es Hufschläge waren.

„Ein galoppierendes Pferd, das gerade auf uns zukommt!“ sagte Parler.

„Ja, so ist es,“ stimmte Sam bei. „Was ist das nun wieder, wenn ich mich nicht irre! Schnell zur Seite!“

Das Pferd war schnell näher gekommen; sie wichen gerade noch zu rechter Zeit aus; als es vorüberschoß, sahen sie trotz der Dunkelheit, daß zwei Gestalten auf demselben saßen. Die eine von ihnen stöhnte laut.

„War das einer von uns, Sam?“ fragte Parker.

„Weiß nicht. Waren überhaupt zwei, altes Greenhorn.“

„Aber Feinde. Der eine saß richtig im Sattel; der andre kniete hinter ihm und hatte ihn beim Halse.“

„So genau habe ich es nicht unterscheiden können. Hast du dich nicht etwa geirrt?“

„Nein. Ich stand näher als du und konnte es also deutlicher sehen. Einer von ihnen gehörte wohl zu uns; wer aber mag der zweite sein?“

Dieser zweite gehörte ebenso wie der erste zur Gesellschaft. Es hatte sich nämlich mittlerweile folgendes ereignet:

Frau Rosalie war mit Pöller, dem Scout, in Streit geraten, in dessen Verlauf sie schließlich zornig ausrief: „Denken Sie sich etwa, daß wir Ihre Untertanen und Sklaven sind! Ich, Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllerin, habe hier gerade so viel zu befehlen wie Sie. Verschtehn Sie mich! Sie zeigen uns den Weg und kriegen Ihr Geld dervor. So is die Sache. Und morgen gehn Sie ab! Der Herr Sam Hawkens wird uns weiter führen; der verschteht seine Sache besser als Sie und macht's noch derzu ganz umsonst.“

„Besser wie ich?“ fragte zornig der Scout. „Darüber haben Sie als Fremde und als Frau gar kein Urtheil. Weiber haben überhaupt zu schweigen!“

„Zu schweigen? J, was Sie nich sagen! Schweigen sollen wir Damen? Hörn Sie, da sind Sie uff dem Holz-

weg! Wozu haben wir denn den Mund bekommen? Schweigen lieber Sie, denn alles, was Sie sagen, ist falsch und verrückt! Wir werden froh sein, wenn Sie morgen fort sein werden. Uff Ihre lockere Amtsführung als Wegweiser und Schtut dürfen Sie sich wahrhaftig nicht einbilden!“

„Ich kann dieses Amt ja schon heut niederlegen!“

„So? Das ist uns lieb; das ist uns recht; das wird oogenblicklich angenommen. Also treten Sie ab! Sie sind hiermit aus Amt und Schtand und Brot entlassen!“

„Nicht eher, als bis ich meine Bezahlung bekommen habe!“

„Die sollen Sie haben, oogenblicklich haben. Wegen den paar Pfennigen lassen wir uns nicht beim Land- und Kreisgericht verklagen. Julius, haste Geld bei der Hand?“

Julius hieß ihr Mann, der neben ihr stand. Er bejahte ihre Frage.

„So bezahl den Mann; mir kommt er nicht wieder ins Haus. Dem will ich's zeigen, ob wir Damen schweigen müssen oder nicht! Ich bin nur deshalb mit nach Amerika, weil da die Damen feiner als drüben behandelt werden, und gleich dieser erste Jängli, der mir in den Weg gekommen ist, will mir die Schprachwerkzeuge verbieten! Das muß eenen ja aus allen seinen sieben Himmeln reißen! Also zahl ihn aus, und dann hau du ju du!“

Der Scout erhielt wirklich seinen Lohn so ausbezahlt, als ob er mit bis nach Fort Duma geritten wäre. Er schob es mit pfiffigem Lächeln in die Tasche. Jedenfalls hatte er den Streit nur deshalb vom Zaune gebrochen, um das Geld zu bekommen und sich noch wä-

¹⁾ How do you do — wie geht es Ihnen? (Englische Begrüßung.)

rend der Abwesenheit Sams entfernen zu können. Er sattelte sein Pferd, nahm sein Gewehr und stieg auf. Da trat Did Stone zu ihm und fragte: „Wollt Ihr mir wohl sagen, Sir, was es zu bedeuten hat, daß Ihr da Euren Gaul so plötzlich zwischen die Beine nehmt? Wie es scheint, wollt Ihr fort?“

„Yes. Habt Ihr etwas dagegen?“ antwortete der Führer spitzig. „Danach werde ich nicht fragen.“

„Oho! Did Stone ist ganz genau der Mann, nach dessen Wort man fragt. Wir sollen überfallen werden; es heißt entweder hie Freund oder hie Feind; wenn Ihr gerade jetzt fort wollt, so kennen wir den Grund!“

„Kennt Ihr ihn? Ah, wirklich?“ höhnte der Scout. „Wollt Ihr vielleicht die Güte haben, ihn mir zu sagen?“

„Ja. Ihr wollt zu den Finders, um sie zu warnen.“

„Ich glaube, Ihr seid nährisch geworden, Master! Da will ich Euch doch sagen, wohin ich will. Ich bin von diesen Deutschen entlassen worden und kann also nicht hier bei ihnen bleiben; meine Ehre verbietet mir das. Darum will ich hinaus zu den Soldaten, um bei ihnen bis zum Tagesanbruch zu bleiben. So, das ist meine Absicht, und nun laßt mich fort!“

Did Stone ließ sich, durch diese Lüge für einen Augenblick getäuscht, die Zügel, die er ergriffen hatte, aus der Hand zerren; der Scout gab seinem Pferd einen Hieb und ritt davon, der Richtung zu, wo sich der Leutnant nach Sams und Parlers Entfernung mit seinen zwanzig Mann zurückgezogen hatte. Aber schon eine Sekunde später war Did Stone wieder klar. Er sprang nach der Stelle, wo sein Gewehr lag, und rief: „Der Schuft hat mich belogen; er will uns doch verraten; ich schicke ihm eine Kugel nach!“

Da schnellte Schi-So zu ihm hin und sagte: „Schießt

nicht, Sir! Es ist dunkel; die Kugel würde fehlgehen. Ich bringe Euch den Mann zurück.“ Nach diesen Worten schoß der Jüngling fort, in die dunkle Nacht hinaus.

„Ihn zurückbringen? Dieser Knabe?“ fragte Dick. „Sollte ihm schwer fallen. Ich muß ihm selbst nachreiten.“

Er wollte zu seinem Pferd; da ergriff ihn Adolf Wolf am Arme und bat: „Bleibt hier! Er holt ihn wirklich.“

„Ist unmöglich!“

„Er holt ihn! Ihr könnt es glauben. Schi=So bringt, obgleich er noch so jung ist, noch ganz andre Dinge fertig.“

Der bestimmte Ton und die überzeugungsvolle Miene Wolfs blieben nicht ohne Wirkung.

„Hm,“ brummte Dick, „würde wohl zu nichts führen, wenn ich ihm nachritte. Kann doch nicht sehen, wohin er ist. Will er wirklich zu den Finders, so wird er wahrscheinlich auf Sam und Will stoßen, die ihn nicht weiter lassen werden. Bleibe also hier. Aber eine verteuflerte Geschichte ist es doch, wenn er entkommt. Was wird Sam dazu sagen!“

Dieser sagte gar nichts, sondern er stand gerade in diesem Augenblick noch neben Parker und horchte mit diesem nach der Richtung, wo das Pferd an ihnen vorüber verschwunden war. Man hörte es noch deutlich schnauben, aber keine Huftritte mehr. Doch nach einiger Zeit waren sie wieder zu vernehmen; sie kamen wieder zurück, näher und näher und viel langsamer als vorher.

„Sonderbar!“ brummte Sam. „Die beiden Reiter kommen zurück und zwar im Schritt. Wir legen uns nieder, weil wir dann besser sehen können, wer es ist.“

Sie duckten sich auf den Boden. Jetzt kam das

Pferd; es sah nur ein Reiter darauf, aber er zog einen dunklen Gegenstand hinter sich her.

„Schi-So!“ rief Sam. „Ihr seid es, Ihr? Wie kommt Ihr hierher?“

Der Gefragte hielt das Pferd an und antwortete in bittendem Ton: „Sagt du zu mir, Sir! Ich habe Euch schon einmal darum ersucht. Der Scout ließ sich sein Geld geben und ritt gegen unsern Willen fort. Er wollte uns den Finders verraten; da sprang ich ihm nach, erzielte ihn und schwang mich hinter ihm aufs Pferd. Als ich ihn mit dem Revolverkolben betäubt hatte, hielt ich das Tier an und warf ihn herunter; nun zieht es ihn an meinem Lasso hinter sich her.“

„Tausend Donner! Racheilen, aufs Pferd springen, betäuben, herunterwerfen! Du bist ja der reine, richtige Old Shatterhand geworden! Braver Bursche! Werde es deinem Vater erzählen. Du hast den Verräter vielleicht gar erschlagen?“

„Nein; er ist nur betäubt.“

„Alle Wetter! Und das alles so ruhig, ohne einen Schuß oder sonstigen Lärm, wenn ich mich nicht irre!“

Der Jüngling antwortete einfach und bescheiden: „Lärm durfte doch nicht sein, weil die Feinde sich in der Nähe befinden.“

„All right; hast deine Sache so brav gemacht, daß jedes Lob überflüssig ist. Komm jetzt mit nach dem Lager! Wir wollen uns beeilen, mit den Finders fertig zu werden!“

Es ging wieder dem Feuer entgegen. Dem Scout kehrte infolge der Schmerzen, die das Nachschleifen verursachte, die Besinnung zurück. Er begann zu wimmern, doch wurde nicht darauf geachtet, bis das Lager erreicht worden war. Dort raffte er sich langsam auf. Der Lasso

war ihm um die Hände gebunden, unter den Armen hindurchgeschlungen und dann an den Sattel befestigt worden. Es läßt sich leicht denken, wie er empfangen wurde. Er starrte finster vor sich nieder und beantwortete kein an ihn gerichtetes Wort. Ebenso schweigsam verhielt sich Schi-So zu dem Lob, das ihm von allen Seiten gebracht wurde. Er ging ganz still davon, konnte es aber doch nicht verhindern, daß Frau Rosalie ihn beim Arm ergriff und fragte: „Herr Schi-So, haben Sie vielleicht einmal die Geschichte von der verzauberten Prinzessin gelesen?“

„Welche?“ antwortete er. „Es gibt sehr viele Geschichten, welche diesen Titel haben.“

„Ich meene nämlich diejenige Prinzessin, die in einen Kirchturmknopf hineingezaubert war.“

„Die kenne ich nicht.“

„Der Kirchturm war hundertundelf Ellen hoch; darum mußte derjenige, der die Prinzessin erlösen wollte, hundertundelf Heldentaten verrichten, uff jede Elle eene. Viele tausend Jahre hat das arme Wurm im Knopf geschtedt, ohne daß es jemand nur bis zur dritten oder vierten Heldentat gebracht hat, bis endlich een junger Rittersmann aus Schleswig-Holsteem kam und alle hundertelf Heldentaten, eene nach der andern, mit dem Schwert um das Leben brachte. Da schprang der Kirchturmknopf uff und entzwee und die erlöste Prinzessin trat holdselig heraus, reichte dem Erretter die rechte Hand und führte ihn hinunter in die Sakristei.“

„So!“ lächelte Schi-So. „Und die Nutzenanwendung dieser ebenso schönen wie rührenden Geschichte?“

„Nutzenanwendung? Was meenen Sie damit? Was soll das heeßen? Wenden Sie den Nutzen wenigstens nich zu Ihrem Schaden an! Ich habe Ihnen von diesem Turmknopf erzählt, weil ich sehe, daß Sie ooch so een

tapferer Schleswig-Holsteener sind. Gibt es bei den Indianern auch verzauberte Prinzessinnen?"

„Nein.“

„Jammer schade! Ich gloob, Sie brächten's auch bis hundertundelf. Rechnen Sie uff meine Hochachtung und uff meine Dankbarkeit!"

Sie wollte noch weiter sprechen, wurde aber von jemand fortgeschoben, der sich zwischen sie und ihn drängte. Es war der Kantor, der, Schi-Sos Hand ergreifend, sagte: „Teurer Freund und junger Mann, Sie wissen, daß ich im Begriffe stehe, eine große Heldenoper zu komponieren?"

„Ja; Sie haben uns das oft genug gesagt.“

„Und daß diese Oper zwölf Akte haben wird?"

„Ich glaube allerdings, daß es zwölf waren, von denen Sie sprachen.“

„Schön! In welchem Akt wollen Sie erscheinen?"

„Warum ich?"

„Weil Sie ein Held sind, wie ich ihn für meine Komposition brauche. Sie werden auftreten, indem Sie den Verräter zu Pferd am Lasso über die Bühne schleppen. Also bitte, in welchem Akt?"

Ueber das sonst so ernste Gesicht des Halbindianers glitt ein fröhliches Lächeln, als er antwortete: „Sagen wir: im neunten.“

„Schön! Und wollen Sie ihn in Dur oder Moll über die Bühne schleppen?"

„In Moll.“

„Gut; da werde ich C-moll wählen, denn dies hat den Dominantsextakkord von G und ist im ersten Grad mit dem herrlichen Es-dur verwandt. Und als Taktart wählen wir nicht Dreiviertel- oder Sechszachtel-, sondern den Biervierteltakt, weil das Pferd, auf dem Sie auf der

Bühne erscheinen werden, gerade vier Beine hat. Sie sehen, daß alles stimmen wird. Ich werde mir das alles gleich notieren.“

Er zog sein Merkbuch aus der Tasche. Da erklang hinter ihm eine Stimme: „Ich habe Ihnen auch etwas zu notieren, Herr Kantor.“

Er drehte sich um und sah Sam vor sich stehen. Höflich erwiderte er: „Bitte, bitte, Kantor emeritus! Es ist nur der Vollständigkeit halber. Da ich nicht mehr im Amt bin —“

„So treiben Sie sich da draußen vor dem Lager herum!“ unterbrach ihn Sam. „Wer hat Sie denn geheißt, das Lager zu verlassen?“

„Geheißt? Die Kunstbegeisterung trieb mich hinaus, erst *lento*, dann *vivace* und endlich gar *allegro*. Sie wissen, wenn die Muse befiehlt, muß ihr Jünger gehorchen.“

„Da bitte ich Sie, Ihrer Muse den Abschied zu geben, denn sie meint es nicht gut mit Ihnen.“

„Daß ich nicht wüßte, werter Herr. Ich brauchte für meine Oper einen Doppeltriller; da ich ihn nicht hier im Lager finden konnte, so verließ ich es, um mir draußen in der Einsamkeit, wo mich niemand stört, einen auszufinnen.“

„Da setzten Sie sich auf die Erde nieder?“

„Ja.“

„Und warteten, ob der Triller kommen würde? Aber statt seiner kam ein fremder Mann, der Sie nicht sah, und stolperte über Sie weg!“

„O, er stolperte nicht nur, sondern er stürzte wirklich hin, lang über mich hinweg. Im nächsten Augenblick hatte er mich beim Genick, gerade so, wie man eine Violine beim Hals faßt.“

„Dann gab es ein Duett!“

„Eigentlich kein Duett; wir sprachen nur ein wenig miteinander.“

„Sie deutsch, er englisch, und keiner verstand den andern!“

„Das ist kein Wunder. Wer mich verstehen will, darf mir doch nicht den Hals zusammenpressen. Das konnte er sich denken! Uebrigens benutzte ich die Gelegenheit, als er mich einmal locker ließ, ihn und den Ort zu verlassen.“

„Wohl auch allegro oder allegrissimo?“

„Es war schon mehr con fretta, denn ich hatte ihn im Verdacht, mich abermals packen zu wollen.“

„Das wollte er allerdings, und noch viel mehr als das! Wissen Sie, wer er war?“

„Nein; es gab im Lauf der kurzen Unterredung keine Gelegenheit, uns einander vorzustellen.“

„Das glaube ich wohl. Es war überhaupt nicht auf solche Höflichkeiten, sondern auf Ihr Leben abgesehen.“

„Auf mein Leben?“ fragte der Kantor sehr erstaunt.

„Allerdings. Der Mann, der über Sie hinwegtrillerte, gehörte zu den Finders, die uns überfallen und ermorden wollen.“

„Sollte man dies glauben! Sie werden sich irren. Ich hatte schon wiederholt das Vergnügen, Ihnen zu erklären, daß es für den Sohn der Musen keine Gefahr gibt außer der einzigen, daß seine Werke nicht anerkannt werden.“

„Also, wenn ein offener Mörder geradezu über Sie wegstolpert und Sie bei der Gurgel faßt, um Sie zu erdroffeln, so ist das keine Gefahr für Sie?“

„Nein. Sie haben ja den Beweis, lieber Herr; er hat mich gehen lassen und ist auch selbst gegangen. Ueber

mir schwebt eben ein Genius, der über mich wacht und mich vor jedem Unglück bewahrt.“

„Wenn dieser Glaube Sie glücklich macht, so mögen Sie ihn meinetwegen behalten, bis Sie einmal erschossen, erschlagen, erstochen und skalpiert werden. Ihre sehnsüchtige Erwartung eines Trillers hat aber auch uns in Gefahr gebracht. Wir werden in Zukunft nicht nur Ihr Pferd anbinden dürfen, sondern auch Sie selbst!“

„Herr, dagegen muß ich mich auflehnen! Das Genie kennt keine Banden, und wenn man es dennoch schnürt, zerreißt es alle Fesseln. Wie wollen Sie die Töne einer Trompete unterdrücken, wenn sie einmal am Munde sitzt?“

„Indem ich sie einfach vom Munde wegnehme, wenn ich mich nicht irre. Für jetzt nun verlange ich, daß Sie sich unbedingt ruhig verhalten und da bleiben, wohin ich Sie stelle. Es hängt unser aller Leben davon ab, daß niemand einen Fehler macht.“

„Wenn dies der Fall ist, werde ich Ihren Anordnungen folgen; Sie können sich darauf verlassen. Sollte es aber doch zum Kampf kommen und jemand dabei sterben, so bin ich gern erbötig, für ihn schnell eine Missa pro defunctis auf beliebigem Text zu komponieren. Ich werde augenblicklich über ein schönes und ergreifendes Thema dazu nachdenken.“

Das Feuer war bis jetzt noch immer hoch geschürt worden. Nun sollte das Lager verlassen werden. Sam bestimmte, daß nur er, Stone, Parter und die Soldaten sich bei der Ueberrumpelung der Finders zu beteiligen hätten; die andern sollten der Gefahr nicht ausgesetzt werden. Schmidt, Strauch, Ebersbach und Uhlmann waren damit einverstanden. Frau Rosalie aber erklärte beherzt: „Was, ich soll die Hände in den Schoß legen,

wenn andre für mich ihr Leben wagen? Das kann ich nicht zugeben, ganz gewiß nicht. Wenn keine Flinte für mich übrig ist, da nehme ich eene Hacke oder Schaufel, und wehe dem Urian, der mir zu nahe kommt! In dem Herrn Emeritus seiner Heldenoper müssen doch ooch Damen ufftreten, und ich will die erschte sein, die erscheint. Also sagt mir nur den Ort, wo ich mich hinzuschstellen hab'! Ich werde meine Sache machen; ausreißen tu' ich sicher nicht!"

Es kostete nicht wenig Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihre Beteiligung schaden könne, und sie ergab sich nur ungerne darein, sich zu den Untätigen zuzugesellen. Die vier deutschen Auswanderer zogen mit ihren Frauen, Kindern und Zugtieren nach der Stelle, wo die Soldaten warteten. Der Kantor war natürlich auch bei ihnen, und Sam schärfte ihnen ein, ja streng acht auf ihn zu geben, damit er nicht wieder auf die „Triller-Suche“ gehe. Die Pferde und der gefangene Scout wurden ebenfalls dorthin in Sicherheit gebracht. Eigentlich sollten Schi-So und Adolf Wolf, da sie noch so jung waren, auch von der Beteiligung ausgeschlossen sein; aber der erstere erklärte so bestimmt, daß dies eine große Beleidigung für ihn sei, daß Sam ihm seinen Wunsch erfüllte und insolgebeßsen auch Adolf nicht mehr zurückweisen konnte. Nun schlichen sich die Soldaten herbei, deren Pferde von den Auswanderern in Obhut genommen worden waren. Sam Hawkens gab ihnen die nötigen Verhaltungsmaßregeln und sagte dann zum Offizier: „Werde mich jetzt nochmals um das Lager schleichen, um zu sehen, ob die Luft rein ist.“

Als er eben gehen wollte, näherte sich ihm Schi-So bescheiden und bat ihn inständig um die Erlaubnis, ebenfalls davonschleichen zu dürfen, um die nahenden Fin-

ders zu beobachten und ihre Ankunft rechtzeitig im Lager zu melden. Sam schloß die listigen, kleinen Neuglein flüchtig und zwinkerte dann dem jungen Mann wohlwollend und bejahend zu. Gleich darauf huschten beide nach verschiedenen Richtungen davon.

Schi-So hielt ganz genau die gerade Linie ein, welche nach dem Aufenthaltsort der Finders führte. Als er ungefähr zehn Minuten vorsichtig gegangen war, setzte er sich einige Schritte abseits nieder. Um ihn her herrschte die tiefste Stille; hinter ihm brannte das Lagerfeuer tiefer und immer tiefer, bis es nur noch schwach glimmte. Das war der Zeitpunkt, wo die Finders aufbrechen wollten. Und wirklich, bald hörte Schi-So jetzt etwas wie ein leises Wehen von der betreffenden Seite her: es war das kaum wahrnehmbare Geräusch schleicher Schritte. Er richtete sich halb auf und lauschte noch angestrongter als bisher. Seine guten Ohren sagte ihm, daß die Nahenden in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten von ihm vorüberkommen würden; darum huschte er schnell noch etwas seitwärts und legte sich dann platt auf die Erde nieder.

Und da kamen sie, leise und langsam, einen dichten Trupp bildend und nicht einer hinter dem andern, wie Indianer oder erfahrene Westmänner gegangen wären. Sie huschten vorüber, und Schi-So erhob sich, um ihnen auf dem Fuße zu folgen.

So ging es weiter und weiter, sie voran und er wie ein unhörbarer Schatten hinter ihnen her. Als die Finders bis fast in der unmittelbaren Nähe des Lagers angekommen waren, hielten sie an. Wenn der Häuptlingssohn sie jetzt sprechen hören wollte, so mußte er betwegen sein. Er legte sich also wieder auf die Erde nieder und troch so nahe zu ihnen hin, daß er die Füße des Nächsten

hätte mit der Hand erreichen können. Dieses kühne Unternehmen wurde belohnt, denn er hörte Buttler sprechen, zwar leise, aber doch so, daß er die Worte noch so leidlich verstehen konnte: „Das Feuer glimmt nur noch schwach und ich denke, daß sie schlafen werden. Dennoch werden wir noch einige Zeit warten, bevor wir über sie herfallen. Sicher ist sicher. Aber umzingeln müssen wir sie schon jetzt. Wenn jeder von uns sich dreißig Schritte von dem andern entfernt, reicht unsere Zahl aus, einen Kreis um die Wagen zu bilden. Ist das geschehen, so wartet ihr, bis ich euch das Zeichen gebe.“

„Welches Zeichen?“ wurde gefragt.

„Ich ahme mit einem Grassalm das Zirpen eines Heimchens nach. Auf dieses Zeichen kriecht jeder von euch auf die Wagenburg zu. Sobald ich vor den Wagen angekommen bin, zirpe ich zum zweitenmal und warte ein wenig, um euch Zeit zu geben, auch dort anzulangen. Wenn ich dann zum drittenmal zirpe, ist das für euch der Befehl, unter den Wagen und Deichseln und zwischen den Rädern hindurchzukriechen und den Kerls eure Messer zu geben. Schüsse wollen wir möglichst vermeiden.“

„Was geschieht mit den Weibern und Kindern?“

„Sie werden auch ausgelöscht. Es darf keine Seele leben bleiben, die uns später verraten könnte. Die Beute teilen wir, und die Wagen werden dann verbrannt, die Leichen auch. Also vorwärts jetzt! Die eine Hälfte von euch geht nach rechts und die andre nach links; ich bleibe hier. Nehmt euch aber in acht und vermeidet jedes Geräusch, damit wir nicht verraten werden!“

Da fragte einer noch: „Wenn wir nun auf einen Wächter treffen? Vielleicht haben sie einen ausgestellt.“

„Das glaube ich nicht. Aber wenn es dennoch wäre, so wird er eben erstochen. Der Messerstoß muß gut sitzen und ihn auf der Stelle töten. Also ans Werk jetzt, und paßt auf mein Zirpen auf!“

Die Finders entfernten sich nach zwei Seiten, um die Wagen zu umzingeln. Buttler aber blieb stehen. Schi-So überlegte einen Augenblick. Sollte er jetzt schnell fort, um Sam Hawkens Meldung zu machen? Nein. Er hatte den Anführer so schön vor sich; wenn er ihn unschädlich machte, waren die übrigen dann viel leichter zu bewältigen. Er wartete also eine Minute, richtete sich dann hinter Buttler auf und versetzte ihm einen so kräftigen Hieb mit dem Revolver, daß der Getroffene lautlos zusammenbrach. Dann schlich er seitwärts, den Betäubten vorsichtig am Stragen hinter sich herschleifend. Er wußte genau die Stelle, wohin Sam Hawkens die Soldaten nebst Dick und Will beschieden hatte. Als er dort anlangte, war Sam selbst ebenfalls bereits von seinem Rundgang zurück. Der kleine Jäger bückte sich nieder, um den von Schi-So nachgeschleiften Gegenstand zu betrachten, und meinte erstaunt: „Ein Mensch! Wie kommst du dazu? Ist er tot?“

„Nein, sondern nur betäubt,“ antwortete Schi-So.

„Wer ist es?“

„Buttler.“

„Tausend Teufel! Auf welche Weise ist er denn um die Besinnung gekommen?“

„Durch einen Kolbenhieb von mir. “

„Zounds! Da hast du einen großen Fehler begangen und meinen ganzen schönen Plan zu Schanden gemacht! Erzähle schnell, wie das gekommen ist!“

Schi-So kam dieser Aufforderung in kurzen Worten nach. Als er geendet hatte, sagte Sam, und zwar in

einem ganz andern Ton als bisher: „Alle Wetter! Ja, wenn es so steht, dann kann ich dich unmöglich tadeln; ich muß dich vielmehr loben. Nun werde ich an Buttlers Stelle diesen Finders etwas vorzirpen, was sie in unsre Hände bringen wird. Bindet den Kerl und gebt ihm einen Knebel in den Mund, damit er nicht etwa laut werden kann, wenn er erwacht!“

Die Soldaten beeilten sich, dem Befehl Folge zu leisten. Während dies geschah, fragte der Leutnant: „Also Ihr wollt an Buttlers Stelle das Zeichen geben, Sir? Wie wollt Ihr dieses Zirpen nachahmen?“

„Sehr einfach, mit Hilfe eines Grasshalms. Man legt die beiden Hände so zusammen, daß sie eine hohle Faust bilden, auf welche die Daumen nebeneinander zu liegen kommen. Klemmt man nun zwischen den Daumen einen Palm straff und bläst auf diesen, so entsteht ein Ton, der ganz dem Zirpen eines Heimchens gleicht.“

„Das muß ich doch auch mal versuchen!“

„Habe nichts dagegen, Sir; nur bitte ich, diesen Versuch morgen oder nach zehn Jahren, nicht aber schon heut und hier zu machen, denn Ihr würdet uns die Burschen vertreiben, die wir fangen wollen.“

„Wieso?“

„Weil das richtige Zirpen nicht gleich beim erstenmal gelingt. Ihr würdet sehr wahrscheinlich einen Ton hervorbringen, ähnlich demjenigen, wenn man Buttermilch oder Honig durch eine Klarinette bläst. Also geht macht euch geräuschlos hinter die Finders, je zwei von uns hinter einen von ihnen. Sobald ich zirpe, werden die Burschen vorwärts schleichen und ihr hinter ihnen her. Wenn ich dann das dritte Zeichen gebe und sie unter den Wagen hindurchkriechen wollen, werft ihr euch auf sie und schlägt sie mit den Gewehrkolben nieder!“

„Aber ich meine, ein Schuß oder Stich wäre besser! Diese Galunken haben ihr Leben schon längst verwirkt!“

„Gewiß; doch bin ich weder ihr Richter noch ihr Henker.“

„Aber, Sir, was meint Ihr wohl, daß mit den Bur-schen in Tucson geschehen wird?“

„Man wird ihnen Stricke um die Hälfse binden und sie daran in die Höhe ziehen.“

„Das ist richtig; man wird sie hängen. Sie werden also sterben. Da ist es doch höchst gleichgültig, ob sie hier oder dort hingerichtet werden!“

„Mag sein. Aber Ihr rechnet das eine nicht, daß dort das Gesetz waltet, während sie hier noch nicht verurteilt sind. Nein, nein, wir fangen sie lebendig. Was dann in der Hauptstadt mit ihnen geschieht, das ist Eure Sache.“

„Um, so will ich mich Euch fügen, obwohl ich glaube, daß diese Schurken eine solche Rücksicht nicht verdienen.“

Es wurde nun zur Tat geschritten. Die Soldaten teilten sich zu zweien; Stone, Parker und der Leutnant übernahmen ihre Führung. Sie entfernten sich, um paarweise die Finders einzuschließen. Adolf Wolf blieb bei Buttler zurück, um ihn zu bewachen; Schi-So mußte Sam Hatwens nach der Stelle führen, wo er Buttler überwältigt hatte. Diese beiden letzteren bildeten also ein Glied im Ring der Finders, während die Soldaten um diesen einen Kreis geschlossen hatten.

Als Sam sich sagte, daß diese Umschließung vollendet sei, klemmte er einen Grashalm zwischen die Daumen und ließ darauf das verabredete Zirpen hören. Hierauf schlich er allein nach der Mitte des Kreises und gab nahe am Wagen das zweite Zeichen, worauf er eine Weile wartete. Da kam es zu beiden Seiten leise, leise

herangetroffen. Lang ausgestreckt im Grase liegend, sah er die Finders sich wie Schlangen näherwindend. Der Kreis hatte sich so verengt, daß man von einem Glied aus das andre leidlich erkennen konnte.

„Buttler, ich bin da,“ flüsterte es von rechts herüber.

„Es geht alles gut,“ raunte der andre links. „Verlier doch nicht die Zeit, sondern gib das Zeichen!“

Sam wendete sich rückwärts. Seine scharfen Augen sahen Dick Stone mit einem Soldaten hinter dem ersten Sprecher liegen; hinter dem zweiten warteten auch bereits zwei Militärs. Da zirpte er zum drittenmal und warf sich dann nach links auf den Finder, um diese beiden letzteren zu unterstützen; auch der Häuptlingssohn sprang vor, nach rechts hin, doch hatte Dick Stone den betreffenden Finder schon fest beim Kragen.

Man hörte Kolbenschläge und einige unterdrückte Schreie; dann war es rundum still.

„Hallo,“ rief Sam mit lauter Stimme, „ist alles gut gegangen?“

„Alles,“ antwortete Will Parker auf der andern Seite. „Wir haben sie.“

„So bringt sie hierher und brennt das Feuer wieder an, damit wir, wie es die Höflichkeit erfordert, ihnen unsere Gesichter zeigen können!“

Einige Minuten später lagen die gefangenen und gefesselten Finders innerhalb der Wagenburg; um sie herum saßen Sam, Dick, Will, der Leutnant und Adolf Wolf, während die Soldaten fortgegangen waren, um die Auswanderer und die Pferde zu holen. Einige davon waren unter Schi-Sos Führung nach dem Lager der Finders aufgebrochen, um auch deren Pferde herbeizuschaffen. Das Feuer loderte hell und hoch auf, so daß das ganze Lager erleuchtet war.

Die Finders lagen nebeneinander und zwar jetzt mit offenen Augen. Es war keiner von ihnen erschlagen worden; sie hatten ihre Besinnung wieder; sie sahen und hörten also alles, was um sie her vorging. Keiner von ihnen schien Lust zu haben, ein Wort zu sprechen, doch konnte man ihre Gefühle leicht aus den wütenden Blicken erraten, die sie um sich warfen. Es hatte bisher noch niemand eine Frage an sie gerichtet, denn Sam Hatkens wollte damit bis zur Rückkehr der Auswanderer warten. Da hörte man von weitem eine jubelnde weibliche Stimme rufen: „We have them, we have them!“

Die Auferin kam näher, erreichte das Lager, kroch unter einer Deichsel hindurch, schoß auf Sam los und schrie ihn an: „We have them, we have them! Seest du das nicht: wir haben sie, wir haben sie, Herr Hatkens?“ Es war die liebe Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenstern, verwitwete Leiermüller. Sie war allen andern vorausgeeilt.

„Ja,“ antwortete Sam. „So heißen diese englischen Worte, wenn man sie ins Deutsche übersetzt.“

„Also we have them, we have them, wir haben sie! Gott sei Dank! Was für eine Angst habe ich um Sie ausgestanden und was für eine Sorge habe ich gehabt! Ich wäre beinahe ausgerissen und wieder herzugelassen, um mit kämpfen, fechten und schreiten zu helfen. Da aber kamen die Soldaten und sagten: ‚We have them!‘ Was das in unsrer Muttersprache zu bedeuten hat, das weest ich ungefähr und bin offß schleunigste fortgerannt, um sie ooch mit zu haben!“

Ihr Blick fiel auf die Gefesselten.

„Aber, was is denn das? Die leben ja noch! Ich dachte, es wären nur ihre toten Leichen zu erblicken. Das

will mir nich in den Kopp. Is das vielleicht mit Fleiß geschehen?“

„Allerdings.“

„Na, da is Ostern heuer off eenen Donnerſchtig gefallen, anſtatt off eenen Sonntag, wie ſich's von Rechts wegen ganz von ſelbſt verſteht! Wiſſen Sie denn nich, Herr Hawkens, daß uns dieſe Herren Raubmörder haben um unſer Leben bringen wollen?“

„Das weiß ich allerdings.“

„Und Sie haben ſie dennoch nich erſchoſſen? Das is eene Edelmütigkeit, der ich unmöglich meine Billigung zu erteilen vermag. Wer umbringt, der muß wieder umgebracht werden; Doge um Doge, Badzahn um Badzahn; ſo ſteht es in der Bibel und in allen Geſetzbüchern geſchrieben!“

„Sind Sie denn wirklich ermordet worden, Frau Ebersbach?“

„Nee. Wie können Sie nur ſo fragen! Wenn ich umgebracht wäre, ſo ſtände ich jetzt doch als Geſpenſt vor Ihnen, und ich hoffe, daß Sie mich nich für ſo etwas halten.“

„Gewiß nicht, Frau Ebersbach. Also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Sie ſind nicht umgebracht worden; darum haben wir die Fingers auch nicht umgebracht.“

„Aber ſie wollten uns doch ermorden! Das is doch ganz daſſelbe, als ob ſie uns wirklich ermordet hätten!“

„Und ich wollte ſie dafür erſchießen laſſen; das iſt also ganz genau ſo, als ob ſie wirklich erſchoſſen worden wären.“

Sie ſah ihn in komiſch wirkender Betroffenheit an, ſchlug ſich gegen die Stirn und bekannte offenherzig: „Was für eene dumme Roſalie ich da geweſen bin! Daß

mich da mit meinen eegenen Worten schlagen! Das is mir jetzt zum erschtenmal in meinem Leben vorgekommen, denn wer es in den Redensarten und Spitzfindigkeiten mit mir offnehmen will, der muß sehr spät zu Bette gehen und morgens früh halb drei wieder munter sein. Aber sagen Sie mir doch wenigstens, was nun mit dieser Kasselbande geschehen soll! Da Sie so schonungsvoll mit den Halunken verfahren sind, so möchte ich mir mit gutem Grunde die Frage erlooben, ob sie vielleicht gar eene Belohnung, eene Prämie oder so eene goldene Medallche bekommen sollen!“

„Was wir zu tun beabsichtigen, das werden Sie sehr bald erfahren.“

„Das hoffe ich. Bedenken Sie, daß ich zu den Persönlichkeiten gehöre, off die es abgesehen war! Wenn der Ueberfall gelungen wäre, so läge ich jetzt als ermordete und abgeschiedene Leiche off dem Schlachtfelde, und das Morgenrot täte mir zum frühen Tod leuchten. Das erfordert Strafe; verstehen Sie mich?“

„Die Strafe wird nicht ausbleiben, Frau Ebersbach; darauf können Sie sich verlassen. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß wir die Schuldigen umbringen müssen. Wir sind Christen, und Sie gar sind eine Dame, eine Frau. Sie gehören zum zarten, schönen Geschlecht, das auf Haß und Zorn verzichtet und in Liebe und Güte die Welt beherrscht. Ich bin überzeugt, daß auch in Ihrem Herzen die Milde wohnt, ohne die selbst die schönste Frau ein häßliches Wesen ist.“

Der spaßhafte kleine Jäger hatte sich, indem er in dieser Weise sprach, nicht verrechnet. Frau Rosalie warf sich in die Brust und antwortete: „Die Milde wohnt? Natürlich wohnt sie da! Ich habe noch een Herz, und was für eens. Es schmilzt wie Butter an der Sonne.“

Ich gehöre noch zu dem schönen, zarten Geschlecht, von dem Sie reden, und will mit meiner Güte die Welt beherrschen. Es kommt zwar vor, daß der Mensch verkannt wird, und es hat schon oft Dogenblide gegeben, wo meine Milde und Güte nicht tief genug erforscht worden ist, aber hier bei dieser Gelegenheit will ich öffentlich beweisen, daß mein schwaches Geschlecht stark in der Verzeihung ist. Sie sollen sich nicht in mir geirrt haben, Herr Hawkens. Ich mag nicht von eener Bestrafung dieser Mörderbande wissen; lassen Sie sie loosen!“

Sie hätte vielleicht noch länger gesprochen; da aber kamen die Soldaten mit ihren Pferden, um sich draußen vor den Wagen zu lagern, und mit ihnen die Auswanderer, die den gefangenen Scout mitbrachten.

Nun ging es zunächst an ein sehr reges Fragen und Antworten, das nicht eher aufhörte, als bis die Deutschen alles, was während ihrer Abwesenheit geschehen war, auf das genaueste erfahren hatten. Auch der Kantor hörte sehr aufmerksam zu, doch nicht, indem er still am Feuer saß wie die andern, sondern er befand sich dabei in fortwährender Bewegung. Er machte sich mit den Gefesselten zu schaffen, deren Lage ihm nicht zu passen schien. Er schob und zerrte bald an dem einen, bald an dem andern herum, zerrte und schob wieder und immer wieder, so daß Sam ihn endlich fragte: „Was tun Sie denn da? Liegen diese Leute nicht richtig, Herr Kantor?“

Der Gefragte drehte sich zu ihm und antwortete in wichtigem Ton: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Hawkens! Es ist das nur der Vollständigkeit halber und damit keine Verwechslung vorkomme. Ja, Sie haben es erraten: die Gefangenen müssen ganz anders liegen.“

„Warum?“

„Ihre Gruppierung gibt nicht die richtige Gesamtwirkung. Es scheint Ihnen entweder noch nicht bekannt oder schon wieder entfallen zu sein, womit ich umgehe?“

Ohne augenblicklich an die sonderbare Schwärmerei des Kantors zu denken, fragte Sam unvorsichtig: „Was könnte das sein?“

„Nichts andres als meine Oper. Ich gehe damit um, eine große Heldenoper von zwölf Akten zu komponieren, und reise nur deshalb in dieser Gegend, um mir dazu den Stoff zu suchen. Eine Szene dazu, eine ganz vortreffliche Szene, habe ich hier gefunden, nämlich den ‚Chor der Mörder‘. Sie liegen am Boden und singen ein doppeltes Sertett. Dazu ist aber eine ganz andre Gruppierung notwendig, als diejenige, die Sie ihnen gegeben haben. Ich studiere diese jetzt und werde sie mir aufzeichnen, sobald ich sie gefunden habe. Sie dürfen versichert sein, daß ich mich in acht nehme, den Leuten dabei nicht wehe zu tun!“

„Was das betrifft, so fassen Sie nur immer herzlichst zu! Kerls, wie diese sind, braucht man nicht mit seidenen Handschuhen anzugreifen.“

Daraufhin fuhr der Heldenkomponist in seiner Beschäftigung fort und zwar so eifrig und nachhaltig, daß Buttler endlich das bisher beobachtete Schweigen brach und zornig zu Sam hinüberrief: „Sir, was hat nur dieser Mann immer und fortwährend mit uns zu schaffen? Sorgt doch endlich dafür, daß er uns in Ruhe läßt! Wir sind keine Spielpuppen, an denen man nach Belieben zerren und ziehen kann!“

Sam hielt es nicht der Mühe wert, zu antworten, darum fuhr Buttler nach einer Weile fort: „Ich muß überhaupt fragen, mit welchem Recht ihr uns überfallen und niedergeschlagen habt!“

„Fragen?“ lachte der Kleine. „Ich denke, ihr braucht da keine Auskunft und könnt euch die Antwort selbst erteilen.“

„Wieso? Wir sind als friedliche Reisende gekommen und haben euer Feuer gesehen. Da wir nicht wußten, wer daran lagerte, schlichen wir uns, wie sich das ganz von selbst versteht, heimlich heran, um uns zu unterrichten. Dabei sind wir heimtückisch niedergeschlagen worden. Wir verlangen, sofort freigelassen zu werden!“

„Verlangt das immerhin; ich habe nichts dagegen, wenn ich mich nicht irre. Frei werdet ihr sein oder vielmehr hängen, nämlich morgen in Tucson, an einem schönen starken Pfahl, hihihih.“

„Wenn ihr Wiße machen wollt, so macht bessere, als dieser ist! Es ist kein Spaß, sich an ehrlichen Leuten zu vergreifen, das wird euch schon noch beigebracht werden. Vielleicht seid Ihr es selber, der an den Pfahl in Tucson gehängt wird!“

Da erhob sich Sam vom Feuer, trat zu ihm hin und sagte spöttisch: „Um mit diesen albernen Redensarten zu Ende zu kommen, wollen wir uns gegenseitig mal gebührend vorstellen! Ich heiße Sam Hawtens; versteht Ihr mich: da sitzen Dick Stone und Will Parker. Man pflegt uns das ‚Kleeblatt‘ zu nennen. Uebermals verstanden? Meint ihr, daß ihr die Kerls dazu seid, solchen Westmännern etwas weiszumachen?“

Buttler war totenbleich geworden und brachte keine Antwort über die Lippen

Sam Hawtens fuhr fort: „Ich selbst war heute bei euch, habe euch dort bei den Steinen belauscht und jedes Wort gehört. Ihr seid die Finders; doch brauchte ich das

nicht erst heute zu erfahren, denn ich habe es schon in San Xavier gewußt.“

Da stieß Buttler erschrocken hervor: „Heavens! Die Finders! Welch ein Gedanke, uns mit diesen zu vertauseln! Wer hat Euch das weisgemacht, Sir?“

„Ihr selbst. Ich habe gute Ohren.“

„O, auch die schärfsten Ohren können sich irren und falsch verstehen!“

„Meint Ihr? War es vielleicht auch falsch verstanden, als Ihr vorhin gefragt wurdet, was aus den Frauen und Kindern werden solle, die sich bei uns befinden?“

„Ich weiß nichts davon.“

„Daß sie auch ausgelöscht werden sollten, um euch nicht etwa später verraten zu können?“

„Habe keine Ahnung davon!“

„Auch nicht davon, daß ihr die Beute teilen und die Wagen dann verbrennen wolltet?“

„Nein.“

„So besitzt Ihr ein außerordentlich schwaches Gedächtnis, dem man aber in Tucson nachhelfen wird.“

Da ergriff auch der Offizier, und zwar zum erstenmal, das Wort, indem er Sam aufforderte: „Verschwendet Eure Worte nicht an diesen Menschen, Sir! Er mag leugnen, wie er will, es wird ihm doch nichts nützen. Es ist erwiesen, daß sie die Finders sind und so werden sie morgen haumeln.“

„Wird dazu nicht unser Zeugnis nötig sein?“ erkundigte sich Dick Stone.

„Nein. Ihr gedenkt mit den Wagen weiter zu fahren, und ich will Euch nicht aufhalten oder gar wieder nach Tucson zurückschleppen. Ihr habt mir gesagt, was zu sagen war; das ist gerade so gut, als ob es vor Gericht geschehen sei. Beweise haben wir mehr als genug, und so

ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß diese Gegend endlich einmal von dieser Bande, der wir so lange vergeblich nachgestellt haben, gesäubert wird. Ich gebe Euch mein Wort, daß sie alle hängen werden.“

Auf weiteres Reden wurde verzichtet. Man stellte die für nötig gehaltenen Wachen aus und legte sich dann schlafen. Einer der Soldaten hatte bei den Gefangenen zu sitzen, um diese nicht aus den Augen zu lassen.

Der gefesselte Scout war zu den Finders gesellt worden und ganz zufälligerweise neben Buttler zu liegen gekommen. Diese beiden hatten bisher kein Wort miteinander gewechselt, obgleich es gar nicht schwer war, heimlich zu sprechen, da die Leute eng zusammenlagen. Später, als alles schlief und der Scout bemerkte, daß der Wächter wahrscheinlich nur darauf zu sehen hatte, daß keiner der Gefangenen sich von den Banden befreie, stieß er Buttler mit dem Ellenbogen an und flüsterte ihm zu: „Schlafi Ihr, Sir?“

„Nein,“ lautete die Antwort. „Wer soll unter solchen Umständen schlafen können?“

„So dreht Euch zu mir herum! Ich habe mit Euch zu sprechen.“

Buttler folgte dieser Aufforderung und erkundigte sich sodann: „Ihr waret doch der Führer dieser Halunken. Wie kommt es, daß man Euch Euren Lohn in dieser Weise gegeben hat?“

„Weil man mich in dem Verdacht hatte, gemeinschaftliche Sache mit euch machen zu wollen.“

„Das war aber doch nicht wahr?“

„Erst allerdings nicht; die Absicht kam mir dann später. Ich heiße Poller, Sir, und möchte, daß Ihr Vertrauen zu mir habt. Es steht hundert gegen eins zu wet-

ren, daß Ihr verloren seid; ich aber möchte Euch gern retten.“

„Ist das Euer Ernst?“

„Ja; ich schwöre es Euch zu. Diese Kerls haben mich schwer beleidigt, und ich bin nicht der Mann, dies ungerächt hingehen zu lassen. Mein kann ich nichts machen. Wenn Ihr mir aber helfen wollt, so sollen sie sicher und gewiß ihren Lohn haben.“

„Helfen? Hier kann niemand helfen, weder Ihr mir, noch ich Euch.“

„Denkt das nicht! Ich bin überzeugt, daß sie mich morgen freigeben. Man wird euch auf die Pferde binden und nach Tucson schleppen. Ich werde euch folgen.“

„Bin Euch dankbar, Sir! Kann mir aber nichts nützen. Es wird mir unmöglich sein, fortzukommen.“

„Pfahw! Habe da einen guten Gedanken. Steht Ihr etwa so fest zu Euren Leuten, daß Ihr nicht frei sein wollt, ohne daß auch sie loskommen?“

„Unfinn! Jeder ist sich selbst der Nächste. Wenn ich nur mich rette, so mögen sie immerhin baumeln!“

„Well, dann sind wir eins. Sagt ihnen, daß sie sich während des Rittes so stellen, als ob der Kolbenhieb, den jeder bekommen hat, schlimme Nachwehen habe. Taumelt auf dem Pferde hin und her; stellt Euch so schwach wie möglich! Es sollte mich wundern, wenn dieser Leutnant nicht einmal halten ließe, damit Ihr Euch erholen könnt. Da muß man Euch die Fesseln von den Füßen nehmen. Dann könnt Ihr Euch, selbst wenn die Hände dann zusammengebunden bleiben, rasch des schnellsten Pferdes bemächtigen und davon reiten, natürlich zurück, wo ich Euch erwarte. Man wird überrascht sein und Euch nicht gleich folgen; dadurch bekommt Ihr Vorsprung. Kommt

uns dann später einer nahe, so habe ich meine gute Büchse und schieß' ihn vom Pferde herunter."

Buttler antwortete nicht gleich; er überlegte und sagte erst nach einer längeren Weile: „Euer Vorschlag ist der einzige, welcher helfen kann; ich werde ihn befolgen. Komme ich wirklich frei, dann dreimal wehe diesem ‚Kleeblatt‘ und allen diesen Deutschen! Wir wollen zusammenhalten, Master Poller.“

Hiermit war das heimlich geführte Gespräch, von dem der Wächter nichts bemerkt hatte, beendet. Buttler fühlte sich einigermaßen beruhigt und schlief dann sogar ein.

Raum graute der Morgen, so stand man vom Lager auf. Erst wurde von den Borräten, welche die Kavalleristen mitgebracht hatten, ein kurzes Frühstück gehalten, und dann erklärte der Leutnant, mit seinen Gefangenen aufbrechen zu wollen. Er ließ sie auf ihre Pferde binden; die gefesselten Hände blieben ihnen vorn, damit sie die Zügel zu führen vermochten. Während dies geschah, rief der Scout Sam Hatwens an: „Und was soll mit mir geschehen? Soll ich etwa als Gefangener hier gefesselt liegen bleiben?“

„Nein,“ antwortete Sam. „Wollte Euch bloß für diese Nacht sicher halten; nun es Tag geworden ist, könnt Ihr reiten, wohin Ihr wollt.“

„Well; so gebt mich frei!“

„Nur keine Ueberstürzung, mein sehr verehrter Master Poller! Nehme an, daß Ihr Euch an uns rächen wollt und uns vielleicht zu diesem Zweck folgen werdet; werde Euch also dadurch unschädlich machen, daß ich Eure Waffen zurückbehalte.“

„Ich protestiere! Das wäre Diebstahl, Raub!“

„Bhaw! Nennt es, wie Ihr wollt; es wird durchaus nicht anders.“

Poller wurde von seinen Banden befreit, setzte sich wetternd und schimpfend auf sein Pferd und ritt westwärts davon, um später unbemerkt in die Richtung nach Tucson umzulenken. Dann nahm der Leutnant Abschied und machte sich mit seinen Soldaten und Gefangenen ostwärts auf den Weg. Nun, da die vielen Menschen fort waren und man wieder an den Einzelnen denken konnte, bemerkte Sam Hawks, daß der Kantor fehlte. Schon sollten Boten nach ihm ausgesandt werden, da sah man ihn kommen, langsam und mit seltsamen Gebärden, von Westen her. Als er das Lager erreichte, fuhr Sam ihn heftig an: „Wo laufen Sie schon wieder herum? Was haben Sie da draußen zu suchen?“

„Einen Triumphmarsch,“ antwortete der Musikenthusiast, der ziemlich erhitzt aus sah.

„Triumphmarsch? Sind Sie toll?“

„Toll? Wie kommen Sie zu einer so beleidigenden Frage, werter Herr? Wir haben ja gesiegt; wir haben die Feinde gefangen genommen, und darum bin ich fortgegangen, um in der Einsamkeit das Motiv zu einem Sieges- und Einzugsmarsch zu finden.“

„Dummheit! Sie sollen sich nicht so da draußen herumtreiben; es ist das ein Fehler, den ich nicht dulden darf!“

„Fehler? Erlauben Sie gütigst! Ein Jünger der Kunst begeht keinen Fehler; den hat vielmehr der Scout begangen.“

„Der Scout? Wieso?“

„Ich war eben im schönsten Komponieren, da kam er auf mich zugeritten und nahm mir alle meine Waffen

ab; nur den Säbel hier hat er mir gelassen; er könne ihn nicht brauchen.“

„Donnerwetter!“ fuhr da Sam Hawks auf. „Dachte es mir doch! Schicke den Burschen ohne Waffen fort und Sie laufen eigens hinaus ins Weite, um ihm dafür die Fhriken zu überlassen!“

„Ueberlassen! Ist mir nicht eingefallen. Genommen hat er sie mir und mir als Bezahlung zwei — zwei — ich darf es gar nicht sagen, gegeben.“

„Sagen Sie es nur! Ich muß es wissen.“

„Deutsch bring' ich es nicht heraus. Lateinisch wird es Colaphus genannt.“

„Colaphus ist eine Ohrfeige. Also zwei Ohrfeigen haben Sie von ihm bekommen?“

„Ja, und was für welche! Fortissimo!“

„Das war die beste Tat, die dieser Mensch in seinem Leben begangen hat!“

„Bitte, bitte, wertester Herr Hawks! Ein Komponist und Musenjünger, dem man zwei so gewaltige Maulschellen gibt, der —“

„Der hat sie redlich verdient!“ fiel Sam ihm in die Rede. „Werde Sie nunmehr viel, viel schärfer im Auge behalten als bisher. Machen Sie sich jetzt zum Aufbruch fertig; wir fahren weiter!“

Eine Stunde später setzte sich der Wagenzug in Bewegung. Boran ritt Sam Hawks, der an die Stelle des bisherigen Führers getreten war. —

Buttler war fest entschlossen, den Rat des Scout zu befolgen; er kannte sonst keinen andern Weg, der zur Rettung führen konnte.

Also Untwohlsein heucheln! Er hatte dies heute gleich nach seinem Erwachen seinen Leuten mitgeteilt, sie aber

gewarnt, damit nicht etwa zu früh zu beginnen, da dies Verdacht erregt hätte. Darum stellte er sich erst dann, als ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt worden war, angegriffen, fuhr sich mit den gefesselten Händen nach dem Kopfe und stöhnte dabei. Dem Leutnant mußte dies auffallen; er erkundigte sich nach der Ursache und erhielt zur Antwort, daß der gestrige Kolbenhieb das Gehirn erschüttert haben müsse. Buttler wurde schwächer und schwächer; er begann im Sattel zu wanken, so daß er rechts und links je einen Kavalleristen bekam, die ihn stützen mußten. Als dieselbe Schwäche sich dann auch noch bei einigen andern Gefangenen zeigte, wurde der Offizier besorgt und gab den Befehl zu halten und abzusitzen. Natürlich stiegen die Soldaten zuerst ab, um dann den Finders die Riemen, mit denen sie an die Pferde befestigt waren, von den Beinen zu nehmen. Buttler war der erste, mit dem dies geschah; er wurde vom Pferde gehoben und sank sofort auf die Erde nieder. Infolge dieser sehr großen Schwäche glaubte man, für ihn keine besondere Aufmerksamkeit nötig zu haben, und wendete diese vielmehr seinen Leuten zu. Das beachtete er. Er hatte gesehen, daß das Pferd des Leutnants das beste von allen war; es stand abseits ledig, denn der Offizier war natürlich auch abgestiegen. Während die Kavalleristen also für Buttler keinen Blick der Beobachtung hatten, sprang er plötzlich auf, schnellte zu dem Pferde hin, warf sich trotz seiner zusammengebundenen Hände in den Sattel, ergriff die Zügel und jagte davon — westwärts, weil er dort von dem Scout erwartet wurde.

Das war so schnell geschehen, und die Ueberraschung lähmte die Glieder der Kavalleristen in der Weise, daß der Flüchtling einen ganz bedeutenden Vorsprung er-

reicht hatte, ehe hinter ihm der erste Schrei des Zornes erscholl.

„Schießen, schießen! Schießt ihn aus dem Sattel; aber trifft nicht etwa das Pferd!“ rief der Offizier.

Alle eilten nach den Pferden, an deren Sätteln die Gewehre hingen. Darüber verging viele Zeit, und da das Pferd nicht getroffen werden sollte, war das Zielen schwer. Endlich krachten einige Schüsse, aber weil zu hoch gezielt, gingen die Kugeln über den Flüchtling weg; dann befand er sich außerhalb des Schußbereichs.

Indessen hatten die andern Gefangenen diese Verwirrung benützt, theils davonzulaufen, theils auf ihren Pferden, von denen sie noch nicht gestiegen waren, davonzureiten. Das gab ein wütendes Geschrei und heillofes Durcheinander. Die Kavalleristen mußten sich zerstreuen, um jedem einzelnen Entrinnenden nachzujagen, und so gab es nur vier oder fünf, die sich hinter Buttler hermachten — ganz vergeblich; sein Vorsprung war zu groß und sein Pferd das schnellere; sie verloren ihn aus den Augen und lehrten schimpfend wieder um. Er aber jagte unaufhaltsam weiter, bis er vor sich einen Reiter erblickte; es war der Scout, sein neuer Verbündeter, der ihn froh bewillkommte. Beide suchten zunächst ein sicheres Versteck gegen die Verfolger auf und folgten dann am nächsten Morgen, um sich zu rächen, den Spuren des Wagenzuges, der ihnen nur eine Tagereise voraus war.

Fünftes Kapitel.

Sorners Rancho.

Am kleinen Rio San Carlos, einem Nebenfluß des Rio Gila, stand ein Rancho, der nach seinem damaligen Besitzer Forners Rancho genannt wurde. Es gehörte diesem Amerikaner eine große Strecke Weidelandes; zur Feldwirtschaft war jedoch nur der am Fluß gelegene Teil geeignet. Das Haus war nicht groß, aber sehr stark aus Steinen gebaut und von einer ebenso starken, doppelt mannhohen Mauer umgeben, die in regelmässigen Zwischenräumen von schmalen Schießscharten unterbrochen wurde, hier in dieser abgelegenen und gefährlichen Gegend eine sehr notwendige Einrichtung. Der Hof, den diese Mauer umschloß, war so groß, daß Forner im Falle einer Feindseligkeit von seiten der Indianer seinen ganzen Viehbestand hineinzutreiben vermochte.

Es war jetzt die beste Jahreszeit; die Steppe trug dichtes, grünes Gras, in welchem sich zahlreiche Rinder und Schafe gütlich taten; auch einige Duzend Pferde weideten im Freien, von mehreren Knechten bewacht, die, ihres friedlichen Amtes waltend, miteinander Karten spielten. Das breite, gegen den Fluß gerichtete Mauertor stand weit offen. Eben jetzt erschien der Ranchero darunter, eine echte, sehnige und kräftige Hinterwäldler-

gestalt. Er überflog mit scharfem Blicke die weidenden Herden und beschattete dann seine Augen mit der Hand, um hinaus in die Ferne zu sehen. Da nahm sein Gesicht den Ausdruck der Spannung an; dann wendete er sich um und rief über den Hof hinüber: „Hallo, Boy, stell die Brandyflasche bereit! Es kommt einer, der ihr auf den Boden sehen wird.“

„Wer?“ fragte derjenige, dem dieser Ruf gegolten hatte, nämlich sein Sohn, dessen Gesicht an einem Fenster des Hauses erschien.

„Der Delprinz.“

„Kommt er allein?“

„Nein. Es sind zwei Reiter mit einem Packpferd bei ihm.“

„Well; wenn sie ebenso trinken wie er, kann ich lieber gleich mehrere Flaschen herausstellen.“

Vor dem Hause lagen zehn oder zwölf Steinquadern, welche so geordnet waren, daß der größte, mittelfte, den Tisch vorstellte, während die andern, kleineren, als Sessel dienten. Der Sohn kam bald heraus und stellte drei volle Schnapsflaschen nebst einigen Gläsern auf diesen Tisch; dann schritt er über den Hof herüber, um den Ankömmlingen an der Seite des Vaters entgegenzusehen.

Diese hatten das jenseitige Ufer des Fließchens erreicht und trieben ihre Pferde in das nicht tiefe Wasser.

„Ist's möglich!“ meinte da Forner erstaunt. „Aber wahrscheinlich irre ich mich. Würde wirklich nicht, was diesen Mann aus dem sicheren Arkansas in diese haltlose Gegend führen könnte!“

„Wen?“ fragte der Sohn.

„Master Rollins in Brownsville.“

„Etwa der Bankier, mit dem du damals zu tun hattest?“

„Ja. Und wahrhaftig, er ist's; ich irre mich nicht! Bin großartig neugierig, zu erfahren, was er im wilden Arizona zu suchen hat.“

Die Reiter hatten das diesseitige Ufer erreicht und hielten nun im Trab auf den Rancho zu. Der vorderste von ihnen rief schon von weitem: „Good morning, Master Forner! Habt Ihr einen kräftigen Schluck übrig für drei Gentlemen, die vor Durst fast von den Pferden fallen?“

Der Sprecher war ein langer, hagerer und sehr gut bewaffneter Mann, dessen außerordentlich scharf geschnittenes Gesicht von der Sonne verbrannt und von Wind und Wetter gegerbt worden war. Er trug einen für diese Gegend geradezu vornehmen Anzug, der aber gar nicht zu ihm zu passen schien.

Der zweite Reiter war ein ällicher Herr von behäbigem Aussehen. Der schnelle Morgenritt schien ihn angestrengt zu haben; er schwitzte. An seinem Sattel hing ein schönes Jagdgewehr. Ob er noch andre Waffen — wohl in den Taschen — bei sich hatte, sah man nicht, da er keinen Gürtel trug. Deutlicher bemerkte man, daß ihm der wilde Westen fremd oder doch wenigstens nicht anheimelnd war. Er schien sich ungefähr in derselben Lage wie eine Landratte auf hoher See zu befinden.

Der dritte Ankömmling war ein junger, blonder und kräftiger Mann, der zwar nicht wie ein erfahrener Westmann auf dem Pferd saß, aber doch wenigstens ein guter Promenadenreiter war. Er hatte ein offenes, freundliches Gesicht, das leicht gebräunt war. Seine Waffen bestanden aus einem Gewehr, einem Bowie-messer und zwei Revolvern.

„Mehr als einen Schluck!“ antwortete Forner.

„Welcome, Mesch'schurs! Steigt ab und laßt es euch bei mir gefallen!“

Der behäbig aussehende Herr hielt sein Pferd an, musterte den Ranchero einige Sekunden lang und sagte dann: „Mir ist's, als ob wir uns schon gesehen hätten, Sir. Forner's Rancho! Also heißt Ihr Forner. Seid Ihr vielleicht bei mir in Brownsville gewesen? Ich heiße Collins, und dieser junge Sir hier an meiner Seite ist Mr. Baumgarten, mein Buchhalter.“

Forner verbeugte sich gegen beide und antwortete: „Natürlich haben wir uns gesehen, Sir. Ich hatte meine Ersparnisse bei Euch stehen und holte sie mir, ehe ich nach Arizona ging. Nur war es keine so hohe Summe, daß Euch meine Person hätte auffallen und im Gedächtnis bleiben müssen. Also kommt herein! Mein Brandy ist so gut, wie sonst irgend einer, und einen Imbiß könnt Ihr auch haben, wenn Ihr keine großen Ansprüche macht. Wie lange gedenkt Ihr hier zu bleiben, Master Grinley?“

„Bis die heißeste Mittagszeit vorüber ist,“ antwortete der, welcher Delprinz genannt worden war, denn an diesen hatte Forner seine Frage gerichtet.

Die Pferde wurden abgefattelt und durften auf die Weide gehen. Die Reiter nahmen auf und an den erwähnten Steinen Platz. Grinley goß sich sofort ein Glas voll Brandy und leerte es in einem Zug; schon nach kurzer Zeit hatte er der Flasche auf den Boden gesehen. Der Bankier mischte den Branntwein mit Wasser, während Baumgarten nur Wasser trank. Forner, Vater und Sohn, hatten sich in das Haus zurückgezogen, um von ihren einfachen Vorräten den Gästen ein Essen zu bereiten.

Von ihnen allen konnte keiner sehen, daß jetzt aber-

malz zwei Reiter über den Fluß kamen und sich dem Rancho näherten. Sie hatten jedenfalls einen zweiten Ritt hinter sich, und ihre Pferde waren sehr ermüdet. Diese beiden Männer waren — Buttler, der Anführer der zwölf Finders, und Poller, der entlassene Führer der deutschen Auswanderer. Während sie sich dem offenen Tor näherten, fragte Poller: „Seid Ihr wirklich überzeugt, daß der Ranchero Euch nicht kennt? Ihr habt ihn mir als einen ehrlichen Kerl beschrieben, und ich nehme also an, daß der Name Buttler bei ihm Anstoß erregen würde.“

„Er hat mich nie gesehen,“ erwiderte der Gefragte. „Nur mein Bruder ist oft bei ihm gewesen.“

„Der aber natürlich auch Buttler heißt!“

„Allerdings, doch hat er sich hier stets Grinley genannt.“

„Das war klug. Aber Brüder pflegen sich ähnlich zu sehen. Wahrscheinlich ist dies bei euch auch der Fall?“

„Nein. Wir sind Stiefbrüder und stammen von verschiedenen Müttern.“

„Wißt Ihr, wo er sich jetzt befindet?“

„Nein. Als wir uns trennten, ging ich südwärts, um die Gesellschaft der Finders zu gründen; er aber war unentschlossen, wohin er sich wenden würde. Wer weiß, wo wir uns einmal wiedertreffen, wenn wir überhaupt in diesem Leben — — — alle Wetter, dort sitzt er ja!“

Die beiden waren in diesem Augenblick unter dem Tor angekommen und sahen die drei Fremden im Hofe sitzen. Buttler erkannte den „Delprinzen“ sofort und hielt erstaunt sein Pferd an. Grinleys Blick fiel zu gleicher Zeit nach dem Tor; nun erkannte er Buttler und hatte trotz seiner Ueberraschung die Geistesgegenwart, die Hand

schnell auf den Mund zu legen, eine Aufforderung zum Schweigen.

„Ja, er ist es,“ fuhr Buttler fort, indem er sein Pferd wieder in Bewegung setzte und in den Hof ritt. „Sahst Ihr das Zeichen, das er mir gab? Wir dürfen ihn nicht kennen.“

Sie stiegen von ihren Pferden, ließen diese laufen und näherten sich den Steinen, gerade als die beiden Forners aus dem Haus kamen, um ihren Gästen Fleisch und Brot zu bringen. Sie grüßten und fragten, ob es erlaubt sei, sich mit niederzusehen. Es wurde ihnen natürlich nicht versagt, und sie aßen und tranken mit, ohne daß man sie nach Namen oder Reiseziel fragte.

Die beiden Brüder, die sich nicht kennen durften, waren selbstverständlich bestrebt, sich gegeneinander auszusprechen; dies mußte aber heimlich geschehen. Darum stand Grinley nach dem Essen auf und sagte, er wolle hinter das Haus gehen und sich dort im Schatten niederlegen, um ein wenig auszuruhen. Buttler folgte ihm nach einiger Zeit so unauffällig und unbefangen wie möglich. Die andern blieben sitzen.

Und wieder kamen zwei Reiter, aber nicht jenseits des Flusses, sondern am diesseitigen Ufer entlang. Sie waren sehr gut beritten. Wären ihre Figuren andre gewesen, so hätte man sie von weitem für Old Shatterland, den berühmten Prairiejäger, und für Winnetou, den ebenso berühmten Häuptling der Apatschen, halten können. Aber sie waren beide von zu kleiner Gestalt, der eine dick und der andre schwächling.

Der Schwächling trug lederne ausgefranzte Leggings und ein ebenso ausgefranztes ledernes Jagdhemd, dazu lange Stiefel, deren Schäfte er über die Kniee emporgezogen hatte. Auf seinem Kopf saß ein breitkempiger

Filzhut. In dem aus einzelnen Riemen geflochtenen Gürtel steckten zwei Revolver und ein Bowiemesser. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hing ein Lasso und am Halse an einer seidenen Schnur eine indianische Friedenspfeife. Quer über dem Rücken hatte er zwei Gewehre, ein langes und ein kurzes. Genau so pflegte sich Old Shatterhand zu kleiden. Auch er besaß zwei Gewehre, den gefürchteten fünfundzwanzigschüssigen Henrystutzen und den weitbekannten langen, schweren Varentöter.

Während dieser kleine hagere Mann bemüht zu sein schien, ein Eben- oder Abbild von Old Shatterland zu liefern, war der andre bemüht gewesen, Winnetou nachzuahmen. Er trug ein weißgegerbtes und mit roter, indianischer Stickerei verziertes Jagdhemd. Die Leggins waren aus demselben Stoff gefertigt und an den Nähten mit Haaren besetzt; ob dies aber Skalphaare waren, das ließ sich sehr bezweifeln. Die Füße steckten in mit Perlen gestickten Mokassins, die mit Stachelschweinsborsten geschmückt waren. Am Halse trug er gleichfalls eine Friedenspfeife und dazu ein Ledersäckchen, das einen indianischen Medizinbeutel vorstellen sollte. Um die dicke Hüfte schlang sich ein breiter Gürtel, der aus einer Santillobede bestand; aus diesem schauten die Griffe eines Messers und zweier Revolver hervor. Sein Kopf war unbedeckt; er hatte sich die Haare lang wachsen lassen und sie in einen hohen Schopf geordnet. Quer über dem Rücken hing ihm ein doppelläufiges Gewehr, dessen Holzteile mit silbernen Nägeln beschlagen waren — eine Nachahmung der berühmten Silberbüchse des Apatshenhäuptlings Winnetou.

Wer Old Shatterhand und Winnetou kannte und hier diese beiden Männlein sah, der hätte sich sicher

eines Lächelns nicht erwehren können — das glatt-
rafierte, gutmütige und etwas naseweise Gesicht des Sa-
geren im Vergleich zu den mannhaften, gebieterischen
Zügen Old Shatterlands — und die blühend roten, run-
den Backen, die treuherzigen Augen und freundlich
lächelnden Lippen des Dicken als Ebenbild des ernstesten,
bronzenen Gesichtes des Apatshen!

Und doch waren diese beiden ganz und gar nicht
Personen, über welche zu lachen man Ursache gehabt
hätte. Ja, sie besaßen gewisse auffällige Eigentümlich-
keiten, aber sie waren Ehrenmänner, Gentlemen durch
und durch, und hatten mancher großen und seltenen Ge-
fahr tapfer und unerschrocken in das Auge geschaut. Mit
einem Wort: der Dicke war der als „Tante Droll“ be-
kannte Westmann und der Sagerer sein Freund und Bet-
ter Hobble-Frank.

Ihre Verehrung für Old Shatterhand und Winne-
tou war so groß, daß sie sich wie diese beiden gekleidet
hatten, was ihnen freilich ein ganz ungewohntes Aus-
sehen gab. Ihre Anzüge waren neu und hatten jeden-
falls ein nicht geringes Geld gekostet; und in Beziehung
auf ihre Pferde waren sie auch nicht sparsamer gewesen.

Sie hatten ebenfalls den Rancho zum Ziel und ritten
durch dessen Thor ein. Als sie auf dem Hof erschienen,
erregten sie einiges Aufsehen, das seinen Grund in dem
Gegensatz hatte, der zwischen ihrer kriegerischen Aus-
rüstung und ihrem gutmütigen Aussehen bestand. Sie
machten nicht viel Federlesens, stiegen von ihren Pfer-
den, grüßten kurz und setzten sich auf zwei noch leere
Steine, ohne zu fragen, ob dies den andern angenehm
sei oder nicht.

Fornier musterte die beiden Ankömmlinge mit neu-
gierigen Augen. Er war ein erfahrener Mann und

wußte dennoch nicht, was er aus ihnen machen sollte. Er konnte eine Art Neugier nicht verwinden und erkundigte sich: „Wollen die Gentlemen vielleicht auch etwas genießen?“

„Jetzt nicht,“ antwortete Droll.

„Also später. Wie lange gedenkt ihr hier zu bleiben?“

„Das kommt auf die hiesigen Verhältnisse an, wenn es nötig ist.“

„Da kann ich euch sagen, daß ihr bei mir sicher seid.“

„Wo anders auch!“

„Meint ihr? So wißt ihr wohl noch gar nicht, daß die Navajos ihre Kriegsbeile ausgegraben haben?“

„Wir wissen's.“

„Und daß auch die Moquis und Nijoras sich im hellen Aufstand befinden?“

„Auch das.“

„Und dennoch fühlt ihr euch sicher?“

„Warum sollen wir uns unsicher fühlen, wenn es nötig ist?“

Es ist ganz eigentümlich und eine alte Erfahrung, daß es selten einen Westmann gibt, der sich nicht irgend eine bestimmte, stehende Redensart angewöhnt hat. Sam Hawks z. B. bediente sich häufig der Worte „wenn ich mich nicht irre“; Droll hatte sich den Ausdruck „wenn es nötig ist“ angewöhnt. Oft werden diese Redensarten bei Gelegenheiten angewandt, wo sie höchst lächerlich erscheinen und wohl gar das Gegenteil von dem sagen, was ausgedrückt werden soll. So auch jetzt und hier. Darum sah Forner den kleinen Dicken erstaunt an, fuhr aber doch ernsthaft fort: „Kennt Ihr denn diese Völkerschaften, Sir?“

„Ein wenig.“

„Das reicht nicht aus. Man muß Freund mit ihnen sein, und selbst dann noch ist es möglich, daß man den Skalp verliert, wenn sie den Kampf gegen die Weißen beschloffen haben. Wenn euch euer Weg etwa nach Norden führt, so rate ich euch ab; es ist dort keineswegs geheuer. Ihr scheint zwar gut ausgerüstet zu sein, aber wie ich an euren neuen Anzügen sehe, kommt ihr geradewegs aus dem Osten, und eure Gesichter sind auch nicht solche, aus denen man den unerschrockenen Westmann sofort herauszulesen vermag.“

„So! Das ist sehr aufrichtig. Ihr beurteilt die Leute also nach ihren Gesichtern, wenn es nötig ist?“

„Ja.“

„Das gewöhnt Euch so bald wie möglich ab! Man schießt und sticht mit der Büchse und dem Messer, nicht aber mit dem Gesicht, verstanden! Es kann einer sehr kriegerische und grimmige Gesichtszüge besitzen und dabei doch ein Hasenfuß sein.“

„Das will ich nicht bestreiten; aber ihr — hm. Darf ich nicht vielleicht erfahren, was ihr seid, Mensch'schurs.“

„Warum denn nicht? Wir sind — na ja, wir sind eigentlich das, was man Rentner nennt.“

„O weh! Da seid ihr wohl zu euerm Vergnügen nach dem Westen gekommen?“

„Zu unserm Herzeleid natürlich nicht!“

„Wenn das ist, Sir, da kehrt sofort wieder um, sonst werdet Ihr hier ausgelöscht, wie man ein Licht ausbläst! Aus der Art und Weise, wie Ihr redet, höre ich, daß Ihr keine Ahnung von den Gefahren habt, die in dieser Gegend auf Euch warten, Master — Master — wie ist doch Euer Name?“

Droll griff gemächlich in die Tasche, brachte eine Karte hervor und überreichte sie ihm. Der Ranchero

machte ein Gesicht, als ob er sich die größte Mühe geben müsse, das Lachen zu verbeißen, und las laut: „Sebastian Melchior Droll.“

Der Hobble-Frank hatte ebenfalls in die Tasche gelangt und ihm eine Karte gegeben. Forner las: „Helio-gabalus Morpheus Edward Franke.“

Er hielt einen Augenblick inne und brach dann lachend los: „Aber Gents ¹⁾, was sind das für sonderbare Namen, und was seid ihr doch für sonderbare Menschen! Meint ihr etwa, daß die aufrührerischen Indianer vor diesen euern Namen ausreißen werden? Ich sage euch, daß —“

Er mußte innehalten, denn Rollins, der Bankier, fiel ihm in die Rede: „Bitte, Master Forner, redet nichts, was diese Gentlemen beleidigen könnte! Ich habe zwar nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen, aber ich weiß, daß sie achtenswerte Leute sind.“ Und sich an den Hobble-Frank wendend, fuhr er fort: „Sir, Euer Name ist ein so ungewöhnlicher, daß ich ihn mir gemerkt habe. Ich bin der Bankier Rollins aus Brownsville in Arkansas. Wurden nicht vor einigen Jahren Gelder für Euch bei mir aufbewahrt?“

„Ja, Sir, das ist richtig,“ nickte Frank. „Ich vertraute es einem guten Freunde an, der es für mich bei Euch niederlegen mußte, weil Ihr mir von Old Firehand als sicher geschildert worden waret. Später konnte ich es nicht selbst erheben, sondern ließ es mir nach New York schicken.“

„Das stimmt, das stimmt!“ fiel Rollins eifrig ein. „Old Firehand, ja, ja! Ihr hattet damals droben in der Nähe von Fillmore City, am Silbersee glaube ich, eine große Masse Gold gefunden. Ist's nicht so, Sir?“

¹⁾ Abkürzung für Gentlemen.

„Ja,“ lachte Frank vergnügt. „Es waren so einige Fingerhüte voll.“

Da sprang Forner von seinem Sitz auf und rief: „Donnersturm! Ist das wahr, ist das möglich? Ihr seid mit da oben am Silbersee gewesen?“

„Gewiß. Und hier mein Vetter war auch dabei.“

„Wirklich, wirklich? Damals waren ja alle Zeitungen voll von der außerordentlichen Geschichte. Old Firehand, Old Shatterhand, Winnetou sind dabei gewesen, ferner der dicke Semmy, der lange Dabny, der Hobble-Frank, die Tante Droll und viele andere! So kennt Ihr also diese Leute, Sir?“

„Natürlich kenne ich sie. Hier sitzt die Tante Droll, da neben mir, wenn Ihr es gütigst erlaubt.“

Er deutete bei diesen Worten auf seinen Gefährten, dieser zeigte auf ihn und erklärte: „Und hier habt Ihr unsern Hobble-Frank, wenn es nötig ist. Meint Ihr nun immer noch, daß wir Leute sind, die den Westen noch nicht kennen?“

„Unglaublich, geradezu unglaublich! Aber es kann nicht sein! Die Tante Droll ist nie anders zu sehen, als in einem ganz sonderbaren Anzug, worin man sie für eine Lady hält. Und der Hobble-Frank trägt einen blauen Frack mit blanken Knöpfen und auf dem Kopf einen großen Federhut!“

„Muß das immer sein? Darf man sich nicht auch einmal anders kleiden? Als Freunde und Gefährten von Old Shatterhand und Winnetou beliebt es uns jetzt, uns genau wie diese beiden Männer zu kleiden. Wenn Ihr uns nicht glaubt, so ist das Eure Sache; wir haben nichts dagegen.“

„Ich glaube es, Sir, ich glaube es! Ich habe ja gehört, daß man es der Tante Droll und dem Hobble-Frank

gar nicht ansehen soll, was für prächtige Kerls sie sind, und das stimmt vollständig. Wie freu' ich mich, euch zu sehen, Mesch'schurs! Jetzt müßt ihr erzählen; ich bin ganz begierig, aus eurem eigenen Mund zu erfahren, was sich alles damals ereignet hat, und wie jenes großartige Placer¹⁾ entdeckt worden ist."

Da wehrte der Bankier ab: „Langsam, langsam, Sir! Das könnt Ihr noch jederzeit hören. Es gibt vorher noch viel Wichtigeres, wenigstens für mich.“ Er hatte das zu Forner gesagt; dann fügte er hinzu, sich an Droll und Frank wendend: „Ich stehe nämlich vor einem ähnlichen Ereignis; ich befinde mich auf dem Weg, viele, viele Millionen zu verdienen.“

„Wißt Ihr auch ein Placer, Sir?“ fragte Droll.

„Ja; aber nicht Gold, sondern Petroleum soll dort zu finden sein.“

„Auch nicht übel, Sir. Petroleum ist flüssiges Gold. Wo soll denn dieses Placer zu suchen sein?“

„Das ist noch Geheimnis. Master Grinley hat es entdeckt. Er besitzt aber nicht die Mittel, es auszubeuten; dazu gehört viel, sehr viel Geld, und das habe ich. Er hat mir das Placer angeboten, und ich bin bereit, es ihm abzukaufen. Zu solchen Geschäften muß man die eigenen Augen nehmen. Darum habe ich mich mit einem meiner Buchhalter, Mr. Baumgarten hier, aufgemacht, um mich von Grinley nach der Stelle führen zu lassen. Wenn seine Beschreibung sich als richtig erweist, kaufe ich ihm den Platz auf der Stelle ab.“

„Also wo er Euch hinführen wird, das wißt Ihr nicht?“

„Genau allerdings nicht. Es ist ja ganz begreiflich, daß er den Ort bis zum letzten Augenblick geheim halten

¹⁾ Fundort (Gold- oder Silberlager).

will. Wenn es sich um Millionen handelt, kann man nicht bedächtig genug sein.“

„Ganz richtig. Hoffentlich ist er es nicht allein, der vorsichtig handelt, denn Ihr habt noch viel mehr Grund, wenigstens ebenso vorsichtig zu sein. Aber so ungefähr müßt Ihr doch wissen, in welcher Gegend das Del zu finden ist?“

„Das weiß ich allerdings.“

„Nun, wo? Wenn Ihr es mir nämlich sagen wollt.“

„Euch sage ich es gern, denn ich möchte wissen, was Ihr davon haltet. Es ist am Chellharm des Rio San Juan.“

Das volle, rote Gesicht Drolls zog sich in die Länge. Er sah nachdenklich vor sich nieder und sagte: „Am Chellharm des Rio San Juan? Da — soll — Pe—tro—le—um zu finden — sein? Im ganzen Leben nicht!“

„Was? Wie? Warum?“ rief der Bankier. „Ihr glaubt es nicht? Kennt Ihr denn die Gegend?“

„Nein.“

„So könnt Ihr doch auch nicht in dieser Weise absprechend urteilen!“

„Warum nicht? Man braucht nicht dort gewesen zu sein, um dennoch zu wissen, daß es dort kein Del geben kann.“

„Da widerspreche ich. Mr. Grinley war dort und hat Del gefunden. Ihr aber seid nicht dort gewesen, Sir.“

„Hm! Ich war auch noch nicht in Aegypten und am Nordpol; aber wenn mir jemand sagte, er habe im Nil Buttermilch fließen und am Pol Palmen wachsen sehen, so glaube ich es nicht.“

„Ihr zieht die Sache in das Lächerliche; um ein so

schnelles und bestimmtes Urtheil fällen zu können, müßtet Ihr Geolog sein. Seid Ihr das?"

„Nein; aber ich besitze meinen gefundenen Menschenverstand und habe ihn geübt.“

Da nahm Forner sich der Sache an, indem er der Tante Droll erklärte: „Ihr tut Mr. Grinley unrecht, Sir, jedermann hier weiß, daß er Petroleum gefunden hat. Es ist ihm gar mancher heimlich nachgegangen, um ihm sein Geheimnis abzulauschen und den Ort zu entdecken, doch stets vergeblich.“

„Natürlich vergeblich, weil es diesen Ort überhaupt nicht gibt!“

„Es gibt ihn, sage ich Euch! Mr. Grinley wird hier von jedermann der Delprinz genannt.“

„Das beweist gar nichts.“

„Aber er hat mir verschiedene Male Proben des Oeles gezeigt!“

„Auch das ist kein Beweis. Petroleum kann jeder zeigen. Es ist mir wirklich ganz unglaublich, daß es da oben Erdöl gibt. Nehmt Euch in acht, Mr. Rollins! Denkt daran, daß es vor nicht gar langer Zeit Schwindler gab, welche Geldleute in sogenannte Gold- und sogar auch Diamantfelder lockten; dann stellte es sich heraus, daß es dort weder Metalle noch Edelsteine gab!“

„Sir, wollt Ihr Mr. Grinley verdächtigen?“

„Fällt mir nicht ein. Die Sache geht mich gar nichts an; aber Ihr habt mich nach meiner Meinung gefragt, und ich habe sie Euch mitgeteilt.“

„Gut! Darf ich vielleicht auch erfahren, was Mr. Frank davon denkt?“

„Ganz dasselbe, was Droll denkt,“ antwortete der Hobble-Frank. „Wenn Ihr uns nicht beistimmen wollt,

so wartet hier einige Tage; dann werden zwei Personen kommen, auf deren Urteil Ihr Euch verlassen könnt.“

„Wer wird das sein?“

„Ob Shatterhand und Winnetou.“

„Was?“ fragte Forner freudig überrascht. „Diese beiden Männer wollen hierher kommen? Woher wißt Ihr das?“

„Von Ob Shatterhand. Er hat die Güte, mich zuweilen mit einem Brief zu erfreuen, und vor acht Wochen schrieb er mir, daß er sich mit Winnetou verabredet habe, um die jetzige Zeit mit ihm auf Forners Rancho am Rio San Carlos zusammenzutreffen.“

„Und Ihr meint, daß dies geschehen wird?“

„Ganz bestimmt.“

„Es können Störungen eintreten!“

„Ja; aber dann wartet hier einer auf den andern. Es ist dagewesen, daß sie sich verabredet haben, an einem gewissen Tag bei einem bestimmten Baum mitten im Urwald zusammenzutreffen, und niemals haben sie sich verfehlt. Sobald ich den Brief gelesen hatte, war ich überzeugt, daß sie jedes Hindernis überwinden und zur angegebenen Zeit hier sein würden. Ich entschloß mich sofort, mit dabei zu sein und sie zu überraschen. Mein Better Droll war gleich dabei, und daß wir aus Deutschland und Sachsen herübergekommen sind, das muß Euch beweisen, daß sie unbedingt hier eintreffen werden.“

„Aus Deutschland? Aus Sachsen?“ fiel da Baumgarten, der Buchhalter, rasch ein. „So seid Ihr wohl ein Deutscher, Sir?“

„Ja. Wißt Ihr das noch nicht?“

„Nein. Und hätte ich es einmal gewußt, so habe ich es wieder vergessen. Um so mehr bin ich erfreut, in Euch

einen Landsmann begrüßen zu können. Hier meine Hand, Sir; erlaubt mir gefälligst, die Eurige zu drücken!"

Da reichte ihm der Hobble-Frank die seinige hin und rief erfreut in seinem heimatlichen Dialekt: „Da nehmen Sie sie hin mit allen Fingern, die daran gehören! Sie ooch een Deutscher? Wenn mersch nich erleben tät, so tät mersch gar nich glooben! In welcher heimatlichen Gegend sind denn eegentlich Sie aus der jenseitigen Ewigkeet in die diesseitige Zeitlichteet hineingeschprungen?“

„In Hamburg.“

„In Hamburg? I der Tausend! Einige Stunden oberhalb der geographischen Sthelle, wo meine liebe Elbe ihre Verlobung mit der Nordsee feiert! Wir sind also beede mit Elbwasser getooft, und wenn ich wieder off meinem Bärenfett sitze, kann ich Ihnen mit den Wellen meine Grüße franko zusfließen lassen.“

„Bärenfett?“ fragte Baumgarten verwundert.

„Jawohl, jawohl! Bärenfett heeßt nämlich die Villa, die ich mir im scheenen Heimatland gebaut habe. Wenn Sie mal nach Sachsen kommen, müssen Sie mich da besuchen, denn dort finden Sie alle Andenken und Erinnerungen von meinen ein- und auswärtigen Erlebnissen.“

Baumgarten hatte vom Hobble-Frank gehört: er besann sich jezt, daß dieser als ein recht sonderbares Menschenkind geschildert worden war. Jezt hatte er ihn in Lebensgröße vor sich und gab sich der nun in einem ununterbrochenen Strom fließenden Unterhaltung mit großem Vergnügen hin. Dieselbe gewann dadurch noch an Lebhaftigkeit, daß sich Droll in seiner Altenburger Mundart auch daran beteiligte.

Unterdessen stand Pöller, der entlassene Führer, von

seinem Platz auf und tat, als ob er nach seinem Pferd sehen wolle. Er machte sich eine kleine Weile bei diesem zu schaffen und verschwand dann hinter dem Hause, wo die beiden Brüder Buttler nebeneinander im Grase lagen und sich höchst wichtige Dinge mitzuteilen hatten. Da der eine von ihnen sich hier auf dem Rancho unter dem Namen Grinley eingeführt hatte, mag ihm dieser auch behalten bleiben. Die Gebrüder Buttler hatten früher im Verein mit andern gleichgesinnten Menschen an den Grenzen zwischen Kalifornien, Nevada und Arizona eine lange Reihe von solch unerhörten Taten begangen, daß sich schließlich notgedrungenerweise eine Gesellschaft von Regulatoren gebildet hatte, um diesem Unwesen, gegen welches sich das Gesetz als machtlos erwies, auf eigene Faust ein Ende zu machen. Dies war gelungen. Man hatte die meisten Mitglieder der Bande gehängt: nur wenige waren entkommen, unter ihnen gerade die beiden hervorragendsten und schlimmsten, die Buttlers. Sie hatten sich, wie bereits erwähnt, getrennt. Der eine war nach dem Süden gegangen, um die Gesellschaft der Finbers zu gründen, und der andre hatte sich lange Zeit planlos in Utah, Colorado und Neumexiko herumgetrieben, bis er auf einen niederträchtigen Gedanken verfallen war, dessen Ausführung er zurzeit betrieb. Als er seinem Bruder das Hauptsächlichste darüber mitgeteilt hatte, warf dieser einen bewundernden Blick auf ihn und sagte: „Du warst stets der Pfiffigere von uns beiden, und ich gestehe dir aufrichtig, daß mir auch dein jetziger Plan ungeheuer zusagt. Meinst du, daß dieser Bankier Rollins wirklich darauf hereinfallen wird?“

„Unbedingt. Er ist geradezu begeistert für das Unternehmen, das mir mit einem Schlag wenigstens hunderttausend Dollars einbringen wird.“

„So viel — — so viel setzt er daran?!“ rief der andre aus.

„Still! Nicht so laut! Hier haben zuweilen die Grasshalme Ohren. Bedenke, daß er überzeugt ist, mit leichter Mühe und in kürzester Zeit Millionen verdienen zu können! Was sind da lumpige hunderttausend Dollars, womit ich mich ein für allemal abfinden lasse!“

„Aber wann zahlt er sie? Er muß ja in kürzester Zeit hinter den Betrug kommen.“

„Sofort hat er zu zahlen, sofort! Ich weiß, daß er die Anweisungen schon jetzt in der Tasche trägt. Sie sind nur noch zu unterschreiben, und das wird er sicher tun, sobald das Del ihn in den voraussichtlichen Taumel versetzt.“

„So wundert mich nur eins, nämlich, daß er keinen wirklich Sachverständigen mitgenommen hat; der Buchhalter, der ihn begleitet, ist in dieser Beziehung doch wohl nur eine Null.“

„Ja, das habe ich geschickt anfangen müssen. Je mehr Begleiter, desto mehr Bieter. Ich soll auf ihn allein angewiesen sein und keine andre Gelegenheit zum Verkauf finden. Nähme er einen Ingenieur mit, so könnte dieser leicht auf eigene Faust und heimlich mit mir verhandeln. Diesen Gedanken glaubt er selbst gefaßt zu haben, und doch bin ich es, der ihm denselben eingegeben hat. Den Buchhalter hat er mitgenommen, weil er seiner bedarf, um sofort und nach allen Seiten hin disponieren zu können. Ich habe mir ihn gefallen lassen, weil er ein dummer Deutscher ist, den ich nicht zu fürchten brauche. Er wäre der allerlezte, auf den Gedanken zu kommen, daß die Petroleumquelle Schwindel ist.“

„Bist du überzeugt, daß dein Delvorrat hinreichend ist?“ fragte Buttler seinen Bruder.

„Er reicht. Du kannst dir aber denken, welche Mühe es mich gekostet hat, die Fässer von so weit her und einzeln hinaufzuschaffen. Kein Mensch durfte etwas ahnen, und jede Begegnung hatte ich unterwegs zu vermeiden. Ich habe mich damit ein halbes Jahr geschunden und alles allein, ganz allein machen müssen, denn einen Vertrauten außer dir konnte ich nicht gebrauchen, und du warst nicht da.“

„Hättest du denn auch das, was nun noch zu tun ist, ohne fremde Hilfe fertig gebracht?“

„Es hätte gehen müssen, wäre aber nur sehr schwer gegangen. Du mußt bedenken, daß ich der Führer des Bankiers bin und mich also nicht von ihm entfernen darf, ganz besonders auch deshalb nicht, weil er sonst Verdacht schöpfen könnte. Und doch hätte ich dies tun müssen, um das Del in das Wasser zu bringen. Es sind vierzig Fässer, eine wahre Heidenarbeit für einen einzelnen Menschen, der überdies keine Zeit dazu hat! Um so mehr freue ich mich, dich getroffen zu haben, denn ich denke doch, daß du mir helfen wirst?“

„Mit dem größten Vergnügen. Aber natürlich setze ich da voraus, daß es nicht umsonst geschehen soll.“

„Selbstverständlich. Zwar von den hunderttausend Dollars möchte ich nichts abgeben, denn ich habe sie redlich verdient, und du hast nun weiter nichts zu tun, als die Fässer zu öffnen. Ich werde also mehr verlangen, und was dies beträgt, das ist dein, verstehst du?“

„Und wenn er aber nicht mehr gibt?“

„Er gibt mehr; ich versichere es dir. Und sollte ich mich darin täuschen, so kennst du mich und weißt, daß wir leicht einig werden. Du wirst aber heut noch aufbrechen müssen, denn wenn du länger bleibst, kann leicht

etwas geschehen, was Rollins und seine Deutschen auf den Gedanken bringt, daß wir uns kennen.“

„Ich müßte auch ohnedies fort, da noch am Nachmittag die Auswanderer mit ihrem ‚Kleeblatt‘ ankommen, und die dürfen mich natürlich nicht sehen.“

„Ahnen sie, daß du sie verfolgst?“

„Nein, wenigstens glaube ich es nicht, denn sie können nicht erfahren haben, daß ich entkommen bin. Es hat uns große Anstrengung gekostet, sie heute zu überholen. Dieser schlaue Sam Hatkens hat sie beredet, von ihrer ursprünglich geplanten Richtung abzuweichen. Er ist über den Sila gegangen, anstatt diesem zu folgen, und hat dann, um rascher reisen zu können, auf Bells Farm die langsamen Ochsen mit den schnelleren Maultieren vertauscht und ebenda die Wagen und alles überflüssige Gerät verkauft. Nun reiten sie alle.“

„Du weißt bestimmt, daß sie heute hier ankommen?“

„Ja; ich habe sie gestern abend in ihrem Lager belauscht. Pollar hat es auch gehört.“

„Ah, dieser Pollar! Ist er dir nicht im Weg?“

„Jetzt noch nicht.“

„Aber desto mehr mir. Kannst du ihn nicht loswerden?“

„Schwerlich. Er würde mich aus Rache an das ‚Kleeblatt‘ verraten und gewiß auch Aufklärung über dich erteilen.“

„Er kennt mich doch nicht!“

„O doch, denn als ich dich sitzen sah, habe ich ihm gesagt, daß du mein Bruder bist. Während wir uns jetzt hier befinden, wird sicher von eurer Petroleumquelle gesprochen; er denkt sich natürlich das Richtige und würde, wenn ich ihn verliesse, an dir zum Verräter werden.“

„Das ist dumm. Du hättest ihm nichts sagen sollen.“

„Es ist nun einmal geschehen und kann nicht geändert werden. Ueberdies kann er mir behilflich sein und mir da droben am Gloomywater¹⁾ meine Arbeit sehr erleichtern.“

„Willst du ihn eintreiben?“

„Nur zum Teil, vollständig nicht.“

„Dennoch wird er mit uns teilen wollen!“

„Mag sein; er bekommt jedoch nichts. Sobald ich ihn nicht mehr gebrauchen kann, schaffe ich ihn beiseite.“

„Well, das lass' ich gelten. Er mag uns jetzt helfen, und dann bekommt er eine Kugel oder mag im Petroleum erlaufen. Wann brecht ihr hier auf?“

„Das kann sofort geschehen.“

„Schön! So könnt ihr heut abend schon weit von hier sein.“

„Da täuschest du dich. Es fällt mir gar nicht ein, die deutschen Auswanderer aus den Augen zu lassen.“

„Auf sie wirfst du nun, da du mir zu helfen hast, verzichten müssen.“

„Keineswegs. Es ist einer dabei, Ebersbach heißt er, der viel bares Geld bei sich hat, und außerdem besitzen sie noch allerlei, was unsereiner gut gebrauchen und verwerten kann. Dazu kommt die Rache, die ich an ihnen nehmen will und die ich ganz unmöglich aufgeben kann.“

„Ist mir außerordentlich unlieb und paßt ganz und gar nicht in meinen Plan!“

„Warum nicht? Ihr Weg führt sie in der Nähe des Gloomywater vorüber; du brauchst dich ihnen also nur anzuschließen; das übrige ist dann meine Sache.“

So weit waren sie in ihrem Gespräch gelangt, als sie Poller kommen sahen. Er trat ganz zu ihnen heran und

¹⁾ Düstres Wasser.

sagte in wichtigem Ton: „Ich muß euch stören, denn da vorn gehen wichtige Dinge vor.“

„Sind sie wirklich so wichtig, daß Ihr uns deshalb unterbrechen müßt?“ fragte Buttler unwillig.

„Ja. Nämlich Old Shatterhand und Winnetou kommen hierher.“

„Alle Wetter!“ fuhr Grinley auf. „Was haben die hier zu suchen!“

„Was geht es dich an, daß sie kommen?“ meinte Buttler, jetzt wieder ruhig. „Dir kann es ja ganz gleichgültig sein, wo sie stecken.“

„Ganz und gar nicht, denn da, wo diese beiden Menschen sich befinden, bleibt in der ganzen Gegend kein herabgefallenes Blatt unumgewendet; sie müssen alles wissen und erfahren alles.“

„Um, das ist wahr. Woher wißt Ihr denn, Pöller, daß sie kommen?“

„Eben als Ihr Euch entfernt hattet, kamen zwei Fremde, von denen wir es erfahren haben. Sie wollen hier auf Winnetou und Old Shatterhand warten und sind genau so gekleidet, wie diese beiden sich zu tragen pflegen. Jetzt sitzen sie da und laudertwelschen mit dem Buchhalter des Bankiers in deutscher Sprache.“

„Woher wißt Ihr denn,“ fragte Grinley, „daß es ein Buchhalter mit seinem Bankier ist?“

„Rollins hat es selbst gesagt.“

„Daß doch — hat er vielleicht gar noch mehr von uns erzählt?“

„Ihr meint von Petroleum? Ja, das hat er gesagt.“

„Das ist fatal, außerordentlich fatal!“ rief er aus, indem er eifrig aufsprang. „Ich muß vor zu ihnen, um weiteres zu verhüten. Ihr sagt, daß sie deutsch sprechen. Sind sie denn Deutsche?“

„Ja. Der eine wird Tante Droll und der andre Hobble-Frank genannt.“

„Was Ihr sagt! Da gehören sie ja zu der Gesellschaft, die da oben am Silbersee in kurzer Zeit so reich geworden ist!“

„Ja; sie sprachen davon. Diese beiden Kerls scheinen sehr viel Geld bei sich zu haben.“

„Und was sagten sie zu meiner Petroleumquelle?“

„Sie glaubten es nicht und haben den Bankier gewarnt. Sie halten es für Schwindel.“

„Donner und Bomben! Habe ich es nicht sofort gesagt, als ich hörte, daß Old Shatterhand und Winnetou kommen wollen! Sie sind noch nicht einmal da, und schon beginnt der Teufel sein Spiel! Da können wir uns nur fest in den Sattel setzen. Was sagte der Bankier zu der Warnung?“

„Er schien das Vertrauen nicht zu verlieren; aber sie rieten ihm, hier auf Winnetou und Old Shatterhand zu warten und sich bei ihnen zu erkundigen.“

„Das fehlte noch! Ging er vielleicht darauf ein?“

„Das sagte er nicht. Jetzt sitzt er still dort und scheint zu überlegen.“

„Da muß ich zu ihm, um ihm die Grillen auszu-
reden. Vorher aber muß ich mit Euch schnell klar werden, denn Ihr müßt fort. Also hört, was ich Euch sage!“

Sie sprachen noch eine kleine Weile leise und hastig miteinander. Es schienen Versprechungen und Beteuerungen zu sein, denn sie gaben einander die Hände mehreremal; dann gingen Buttler und Poller miteinander nach vorn, wo sie dem Ranchero erklärten, daß sie aufbrechen wollten. Sie wollten das, was sie verzehrt hatten, bezahlen, aber er nahm nichts, da sein Rancho kein Wirtshaus sei; dann ritten sie fort, ohne daß jemand

etwas über ihre Namen und Absichten erfahren hatte. Sie waren nicht einmal danach gefragt worden.

Kurze Zeit darauf kam Grinley herbeigeschlendert. Er tat, als ob er sich nun ausgeruht habe, und setzte sich wieder an seinen Platz, indem er Frank und Droll höflich grüßte und ihnen ein möglichst offenes und ehrliches Gesicht zeigte, um ihr Vertrauen zu erwecken. Der Bankier konnte sich jedoch nicht halten; er sagte: „Master Grinley, hier sitzen zwei gute Bekannte von Winnetou und Old Shatterhand, nämlich Mr. Droll und Mr. Hobble-Frank, welche nicht an Eure Petroleumquelle glauben wollen. Was sagt Ihr dazu?“

„Was ich dazu sage?“ antwortete der Gefragte gleichmütig, „ich sage, daß ich ihnen das gar nicht übelnehmen will. In Sachen, wo es sich um so große Summen handelt, muß man vorsichtig sein. Ich habe ja selbst auch nicht eher daran geglaubt, als bis meine Delproben von mehreren Sachverständigen untersucht worden waren. Wenn es den Herren Spaß macht, mögen sie mit uns reiten, um sich zu überzeugen, was für eine mächtige Menge von Del der Platz enthält.“

„Sie wollen hier auf Winnetou und Old Shatterhand warten.“

„Dagegen kann ich gar nichts haben; aber da ich mein Placer weder an Winnetou noch an Old Shatterhand verkaufen will, so bin nicht ich es, der auf diese beiden zu warten hat.“

„Aber wenn nun ich warten möchte?“

„So fällt es mir nicht ein, Euch zu hindern. Ich zwinge keinen Menschen, mit mir zu gehen. Wenn ich hinüber nach Frisko reite, finde ich Kapitalisten genug, die sofort dabei sind und mich nicht unterwegs im Stich lassen. Wer mir nicht glaubt, der mag daheim bleiben!“

Er goß ein volles Glas Brandy hinunter und ging dann hinaus zu seinem Pferd.

„Da habt ihr es,“ meinte der Bankier. „Sein Verhalten muß euch vollständig überzeugen, daß er seiner Sache sicher ist.“

„Das ist er allerdings,“ antwortete die Tante Droll. „Aber ob diese Sache eine gerechte oder ungerechte ist, wird sich erst später herausstellen.“

„Ich habe ihn beleidigt, und er wird nicht hier warten. Es versteht sich ganz von selbst, daß ich ihn nicht allein fortlassen kann, sondern mit ihm gehen muß, denn ich mag auf das außerordentliche Geschäft nicht verzichten. Ihr werdet doch wohl zugeben, daß euer Mißtrauen noch gar nichts beweist.“

„Für Euch wahrscheinlich nicht; aber wir hielten es für unsre Pflicht, Euch zur Vorsicht zu mahnen. Wir haben gesagt, daß da oben, wohin Ihr wollt, kein Petroleum gefunden werden kann; damit soll freilich nicht direkt behauptet werden, daß Euer Grinley unbedingt ein Betrüger sei, denn er kann sich ja selbst geirrt haben. Doch will ich Euch freimütig gestehen, daß mir sein Gesicht nicht gefällt. Was mich betrifft, so würde ich es mir zehnmal überlegen, ehe ich ihm mein Vertrauen schenkte.“

„Ich danke Euch für Eure Aufrichtigkeit, bin aber nicht der Meinung, daß man einen Menschen für sein Gesicht verantwortlich machen kann, denn er hat es sich nicht selbst gegeben.“

„Da irrt Ihr Euch, Sir. Allerdings, das Gesicht wird dem Kind von der Natur gegeben, dann aber durch die Erziehung und andre Eindrücke verändert, wobei auch die Seele von innen heraus an dieser Veränderung teilnimmt. Ich werde keinem Menschen trauen, der mich nicht aufrichtig und grad ansehen kann, und das ist mit

diesem Master Grinley der Fall. Ich fordere keineswegs von Euch, ihn für einen Spitzbuben zu halten, sondern will Euch nur zur Vorsicht mahnen.“

„Was das betrifft, Sir, so würde ich auch ohne diese Eure Ermahnung nicht leichtsinnig handeln. Ich bin Geschäftsmann und pflege scharf zu überlegen. Da versteht es sich ganz von selbst, daß ich hier, wo es sich um so hohe Summen dreht, mich hundertmal bedenke, ehe ich nur zehn Worte sage. Und überdies sind wir ja zwei gegen einen, denn Mr. Baumgarten hier ist treu und erprobt.“

„Um, Grinley kann da oben Helfershelfer haben, die auf Euch warten; auch müßt Ihr bedenken, daß die Roten, durch deren Gebiet Ihr kommt, grad jetzt im Aufstand begriffen zu sein scheinen. Und selbst, wenn dies nicht wäre, so gewährt Euch der Umstand, daß Ihr zwei gegen einen seid, nicht die mindeste Sicherheit. Er schießt Euch plötzlich nieder, oder er nimmt Euch im Schlaf fest, um Euch Geld oder sonst etwas abzupressen. Darum habe ich Euch vorgeschlagen, hier zu bleiben, bis Old Shatterhand und Winnetou kommen, auf deren Urteil Ihr Euch ganz sicher verlassen könntet.“

Rollins blickte eine ganze Weile nachdenklich und still vor sich nieder, dann aber sagte er: „Leider ist es mir nicht möglich, auf sie zu warten. Wenn ich darauf bestehe, hier zu bleiben, reitet der Delprinz ganz sicher ohne mich fort.“

„Davon bin ich auch überzeugt, und ich kenne auch den Grund: er hat die Begleitung solcher Leute höchst wahrscheinlich zu scheuen. Jedenfalls habe ich meine Schuldigkeit getan und Ihr müßt nun selbst wissen, wofür Ihr Euch zu entscheiden habt.“

„Das ist schwer, sehr schwer, zumal diese Entscheidung so rasch getroffen werden muß. Ich habe bis zu

dieser Stunde das vollste Vertrauen zu Grinley gehabt; jetzt ist es beinahe erschüttert worden. Was soll ich tun? Verzichten? Die größte Dummheit, die es gäbe, wenn die Sache ehrlich wäre! Mr. Baumgarten, Ihr steht mir hier am nächsten, was werdet Ihr mir raten?“

Der junge Deutsche war dem Gespräch mit Aufmerksamkeit gefolgt, ohne sich zu beteiligen. Jetzt, da er aufgefordert worden war, zu sprechen, antwortete er: „Die Sache ist so wichtig, daß ich darauf verzichten muß, Euch einen Rat zu geben, es würde dadurch eine Verantwortlichkeit auf mich fallen, die ich nicht auf mich nehmen kann. Aber was ich an Eurer Stelle tun würde, Sir, das kann ich Euch sagen.“

„Nun? Verzichten oder die Gefahr auf mich nehmen?“

„Keines von beiden.“

„Es gibt ja nichts Drittes!“

„Doch! Wir reiten mit dem Desprinzen weiter, ohne uns dadurch in Gefahr zu bringen.“

„Wie wollt Ihr das anfangen?“

„Wir bitten diese beiden Gentlemen hier, Mr. Droll und Mr. Frank, uns zu begleiten, das sind zwei Männer, welche Haare auf den Zähnen haben, und an deren Seite wir der Gefahr trotzen können.“

„Zugegeben! Aber würdet ihr wirklich mit uns reiten, meine Herren?“

„Um,“ sagte Hobble-Frank, „eigentlich ganz gern, schon weil Mr. Baumgarten ein Deutscher ist und wir Deutsche halten in der ganzen Welt zusammen. Aber Ihr wißt es ja, warum wir hier bleiben müssen.“

„Müssen?“ fiel Baumgarten ein. „Das wohl nicht. Winnetou und Old Shatterhand können uns ja nachkommen, oder, wenn sie das nicht wollen, hier warten,

bis Ihr zurückkehrt. Bedenkt, daß wir bis zum Chellyfluß nur drei Tage zu reiten haben; das wären sechs Tage für hin und zurück, gewiß keine lange Zeit für Beute, die nicht nach Stunden zu rechnen brauchen, sondern vielmehr freie Herren ihrer Tage und Wochen sind.“

„Das geben wir zu; in dieser Beziehung sind wir nicht nur Freiherren, sondern Grafen und Fürsten. Uebrigens sind wir überzeugt, daß unsre berühmten Freunde sehr gern auf uns warten, oder gar uns nachfolgen werden, wenn wir sie durch den Ranchero darum bitten lassen. Sie haben keine Ahnung davon, daß wir hier sind, und schon die Freude, uns so unerwartet wiederzusehen, wird sie veranlassen, unsern Wunsch zu erfüllen. Was meinst du dazu, Better Droll?“

„Wir reiten mit,“ antwortete der Gefragte kurz entschlossen.

„Ob Shatterhand kommt sicher nach und der Apatsche auch. Ich brenne darauf, diesem Delprinzen ein wenig auf die Finger zu sehen, und da er nicht warten will, so bleibt uns nichts übrig, als mitzugehen. Es gibt hier zwei Gründe, die so wichtig sind, daß wir ihnen folgen müssen: es handelt sich um ein Millionengeschäft, und Mr. Baumgarten ist ein Deutscher, der ein Recht hat, Teilnahme und Hilfe von uns zu erwarten.“

„Ich danke euch!“ sagte der Letztere, indem er ihnen die Hände drückte. „Ich will nun auch offen sein und gestehen, daß ich dem Delprinzen kein volles Vertrauen entgegengebracht habe; grad darum hat ich Mr. Rollins, mich mitzunehmen. Ich habe Grinley unterwegs stets beobachtet und sehr scharf im Auge behalten, aber freilich nichts entdeckt, was mein Mißtrauen hätte vergrößern können. Jedoch nun, wo ich solche Beute, wie

ihr seid, bei uns weiß, ist mir für die Folge nicht mehr bange. Schlagt ein, wollen gute Kameraden sein!"

Er reichte den beiden abermals die Hände, und der Bankier folgte hocherfreut diesem Beispiel. Der Ranchero war herbeigekommen, hatte den letzten Teil des Gesprächs mit angehört und sagte nun: „So ist's recht, Mesch'schurs; haltet gut zusammen! Ich denke nicht, daß ihr das wegen des Delprinzen nötig haben werdet, denn ich kann nichts Böses über ihn sagen; aber der Indianer wegen gebe ich euch diesen Rat. Die Nijoras und Navajos haben ihre Kriegsbeile ausgegraben und selbst den Moquis, die sonst außerordentlich friedlich sind, soll heute nicht mehr zu trauen sein. Ihr werdet also nicht hier bleiben. Was soll ich Winnetou und Old Shatterhand sagen, wenn sie kommen?"

„Daß sie hier auf uns warten oder, noch weit besser, uns nach dem Chellyfluß sofort folgen sollen," antwortete Droll. „Ich muß Euch aber sehr bitten, dem Delprinzen hiervon nichts mitzuteilen!"

„Das verspreche ich Euch gern; er soll kein Wort erfahren. Wo er nur stecken mag? Will doch einmal nach ihm sehen.“

Er ging hinaus vor das Tor, wohin Grinley vorhin vorausgegangen war, und sah sich nach diesem um. Da erblickte er eine Gruppe von Reitern, die sich von Süden her dem Rancho näherte.

Sechstes Kapitel.

Ein Ungeheuer.

Diese Leute waren noch so fern, daß man jetzt nur bemerken konnte, daß sie auch Lasttiere bei sich hatten. Bald darauf aber erkannte Forner, daß die Gesellschaft nicht nur aus Männern bestand; es waren auch Frauen und Kinder dabei. Einige Reiter hatten Pferde; die übrigen saßen auf Maultieren.

Voran ritt ein kleiner Kerl, der in einem großen und viel zu weiten hochledernen Jagdrock saß. Von dem Gesicht waren wegen eines außerordentlich starken Bartwuchses nur zwei kleine, listig blickende Auglein und eine Nase zu sehen, die eine fast erschreckende Ausdehnung besaß. Dieses Männchen war Sam Hatkens, der mit seinen beiden Gefährten Dick Stone und Will Parker die Leitung der Auswandererkarawane übernommen hatte und mit dieser von dem ursprünglich eingeschlagenen Weg abgewichen war, weil das Verbleiben auf ihm zu viel Zeit erfordert hätte. Er ließ sein altes Maultier, die „Mary“, aus dem langsamen Marschschritt in Galopp fallen, hielt sie vor Forner an und grüßte: „Good day, Sir! Nicht wahr, diese Niederlassung wird Forners Rancho genannt?“

„Ay, Master, das ist so,“ antwortete der Farmer, indem er erst den Kleinen und dann die nachfolgenden Reiter musterte. „Ihr scheint wohl Auswanderer zu sein, Master?“

„Yes, wenn Ihr nämlich nichts dagegen habt.“

„Ist mir recht, falls ihr nur ehrliche Kerls seid. Wo kommt ihr her?“

„Ein wenig von Tucson herauf, wenn ich mich nicht irre.“

„Da habt ihr einen bösen Weg gehabt, zumal Kinder bei euch sind. Und wo wollt ihr hin?“

„Gegen den Colorado zu. Ist der Rancho daheim?“

„Yes, wie ihr seht. Ich bin es selbst.“

„So sagt, ob wir bis morgen früh bei Euch rasten dürfen?“

„Soll mir recht sein; denn ich hoffe, daß ich es nicht zu bereuen brauche, wenn ich euch diese Erlaubnis gebe.“

„Werden Euch nicht fressen; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Und was wir vielleicht von Euch entnehmen, das werden wir gern bezahlen, wenn ich mich nicht irre.“

Er stieg ab. Der Delprinz hatte erst fern gestanden, war aber näher gekommen und hatte alles gehört. Er wußte nun, daß er die Auswanderer vor sich hatte, von denen ihm sein Bruder und der ungetreue Führer erzählt hatten. Die im Hof befindlichen Personen kamen auch an das Tor, und zwar grad in dem Augenblick, wo die Gesellschaft dort anlangte, um abzustiegen. Das ging aber nicht so glatt, wie man erwartet hatte. Der Maulesel, auf dem Frau Rosalie saß, schien seinen Kopf für sich zu haben; er wollte sie nicht herablassen, sondern weiterlaufen. Der Hobbler-Frant trat als stets zuborkommendes Kerlchen herbei, um ihr behilflich zu sein,

und das empörte den Maulesel so sehr, daß er mit allen vier Beinen zugleich in die Luft ging und sie abwarf. Die Frau hätte sicher einen schweren Fall getan, wenn Frank nicht so gewandt gewesen wäre, sie aufzufangen. Aber anstatt ihm dafür dankbar zu sein, riß sie sich von ihm los, gab ihm einen sehr kräftigen Rippenstoß und fuhr ihn zornig an: „Sheep's-head!“ — was so viel wie Schafskopf bedeutet.

„Sheep's-nose — Schafsnase!“ antwortete er in seiner wohlbekanntenen Zungenfertigkeit.

„Clown — Grobian!“ fuhr sie wütend fort, indem sie ihm die geballte Rechte entgegenstreckte.

„Stupid girl — dumme Diefel!“ lachte er und wendete sich von ihr ab.

Sie hielt ihn für einen Amerikaner und hatte sich also derjenigen englischen Kampfeswörter bedient, die ihr bekannt waren, die stupid girl aber brachte sie in solche Aufregung, daß sie seinen Arm faßte und ihn deutsch andonnerte, weil ihr englischer Sprachschak nun nicht weiterreichte: „Sie Esel, großartiger, Esel! Wie können Sie eine Dame schimpfen! Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllern. Ich werde Sie beim Gerichtsamt anzeigen! Erscht machen Sie mir meinen Esel irre, nachher quetschen Sie Ihre Arme um meine Hüfte, und endlich werfen Sie mir Schimpfwörter ins Gesicht, die een anständiger Mensch gar nich kennen darf. Das muß gerochen werden! Verschteh'n Se mich?“

Sie blickte ihn höchst herausfordernd an und stemmte kampfeslustig beide Hände in die Hüften. Der Hobbler-Frank trat vor Ueberraschung einen Schritt zurück und fragte in deutscher Sprache: „Wie war das? Ihr Name is Rosalie Ebersbach?“

„Ja,“ antwortete sie, indem sie ihm diesen Schritt folgte.

„Geborene Morgenschtern?“ fuhr er fort, indem er sich zwei Schritte zurückzog.

„Natürlich! Oder hab'n Sie vielleicht etwas dagegen?“ erwiderte sie, indem sie ihm um zwei Schritte folgte.

„Verwitwete Leiermüllern?“

„Na, freilich!“ nickte sie.

„Aber da sind Sie doch wohl eene Deutsche?“

„Und was für eene! Sagen Sie nur noch ein falsches Wort, so werden Sie mich kennen lernen! Ich bin gewöhnt, daß man liebenswürdig mit mir verkehrt. Verschätzen Sie mich!“

„Und ich bin doch zuborkommend gegen Sie gewesen!“

„Zuborkommend? Ja, was Sie nicht sagen! Ist es etwa zuborkommend von Ihnen, sich an meinem Esel zu vergreifen?“

„Ich wollte ihn nur halten, weil er Ihnen nicht gehorchte.“

„Nicht gehorchte? Da hört aber geradezu alles und verschiedenes off! Mir gehorcht jeder Esel; das können Sie sich merken! Und nachher haben Sie mich in Ihren Armen halb zerdrückt. Der Atem ging mir aus, und das Feuer ist mir förmlich aus den Dogen herausgefahren. Das muß ich mir schtreng verbitten. Mit eener Dame muß man hübsch sachte und behutsam verfahren. Wir sind das schönere und ooch das sanftere Geschlecht und wollen zart behandelt sein. Wer aber wie ein Padträger zugreift und — — —“

Sie hielt inne, denn sie wurde unterbrochen; es erscholl hinter ihr ein Ausruf, der sie verstummen ließ, ein

Ausruf der Verwunderung und des Entzüdens: „Herr Femmineh, das ist ja doch wohl der berühmte Gobble-Frank!“

Frank wendete sich schnell um und rief, als er den Sprecher sah, mit ebenso großem Erstaunen: „Unser Kantor Hampel! Is das denn die Möglichkeit! Schteigen Sie ab, und schweben Sie in meine Arme!“

Der ehrenwerte Opersschöpfer war, wie gewöhnlich, zurückgeblieben und erst jetzt beim Thor angekommen. Er hielt warnend den Finger empor und antwortete: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Frank! Sie wissen ja, es ist nur der Vollständigkeit halber und um etwaige Verwechslungen zu vermeiden. Es könnte leicht einen zweiten Kantor Matthäus Aurelius Hampel geben, der noch nicht emeritiert worden ist. Und sodann möchte ich Sie, ehe ich absteige, auf noch einen andern Punkt aufmerksam machen.“

„Off welchen denn? Ich bin sehr begierig darauf, mein sehr verehrter und lieber Kantor.“

„Sehen Sie, da ist es schon wieder! Sie sagen bloß Kantor, während ich Sie höflicherweise Herr Frank tituliere. Ein Jünger der Kunst darf sich nichts vergeben, und darum muß ich Sie bitten, bei mir zukünftig den ‚Herrn‘ nicht wegzulassen. Das ist nicht etwa Stolz von mir, sondern nur der Vollständigkeit wegen, wie Sie wohl wissen werden.“

Der Kantor kletterte sehr vorsichtig vom Pferd und umarmte Frank mit majestätischen Bewegungen. Dieser meinte lachend: „Wir befinden uns hier merschtenteils im wilden Westen, wo so eene Vollständigkeit eegentlich gar nich nötig is; aber wenn es Ihnen Schpaß und Vergnügen macht, da werde ich Herr Kantor sagen.“

„Herr Kantor emeritus, bitte ich!“

„Gut, schön! Aber sagen Sie mir jetzt zuallererst, wo und wie Sie da so hergeschneit kommen. Sie können sich daroff verlassen, daß ich een Reservoir mit Ihnen hier nicht für möglich gehalten hätte.“

„Revoir, auf deutsch Wiedersehen, wollen Sie wohl sagen! Sie mußten doch auf ein solches Zusammentreffen mit mir gefaßt sein. Sie kennen doch meine Absicht, eine Oper zu komponieren?“

„Ja, Sie haben davon gesprochen, eene Oper von drei oder vier Actricen.“

„Zwölf! und nicht Actricen, sondern Acte! Es soll eine Heldenoper werden, und da Sie mir von den Helden des Westens erzählt haben, so wollte ich mit Ihnen nach dem Westen reisen, um mir Stoff für diese Oper zu sammeln. Sie sind aber leider fortgegangen, ohne mich zu benachrichtigen, und da ich ungefähr wußte, wohin Sie sind, so bin ich nachgekommen.“

„Welche Unvorsichtigkeit! Meenen Sie etwa, daß man sich hier so leicht und schnell treffen kann wie der- heeme off dem Haus- oder Oberboden, Sie rasender Umland?“

„Roland, wollen Sie wohl sagen,“ fiel ihm der Kantor in die Rede.

Da zog Frank die Stirn in Falten und sagte tadelnd: „Hören Sie, Herr Kantor, Sie haben mir nun schon zum drittenmal widersprochen; das kann und darf ich aber unmöglich dulden. Die erschten beeden Male habe ich's unbeschraft hingehen lassen; jetzt is es aus! Ihre Widersprüche sind Beleidigungen für mich, wegen denen ich mich eegentlich mit Ihnen duellisieren müßte, wenn ich nich so een guter Freund von Ihnen wäre. Also reden Sie mir nich mehr drein, wenn ich in Zukunft wieder etwas sage; es könnte das unsre gegenseitige Sympathie

auseinanderpartizipieren, was mir um Thretwillen leid tun würde. Jetzt aber geschätze ich mir, Ihnen hier meinen Freund und Beter vorzustellen, wofür ich hoffe, daß Sie mich mit Ihren Begleitern ergebenst bekannt machen werden.“

Der gutmütige Kantor erfüllte, ohne sich verletzt zu fühlen, den Wunsch seines gelehrten Freundes und nannte ihm die Namen aller derer, die mit ihm gekommen waren. Da gab es viel zu erzählen und tausend Fragen zu beantworten. Aber zunächst war es notwendig, das Lager zu errichten und für die Tiere zu sorgen; alles andre mußte aufgeschoben werden.

Als man damit beschäftigt war, sah der Delprinz eine Weile zu. Er hatte versprechen müssen, sich der Auswandererkarawane zu bemächtigen und sie seinem Bruder und dessen Begleiter nachzubringen; darum nahm er einen Augenblick wahr, wo sich Sam Hawkens abgesondert von den andern befand, grüßte ihn höflich und sagte: „Ich habe gehört, Sir, daß Ihr Sam Hawkens, der berühmte Westmann seid. Hat man Euch vielleicht meinen Namen genannt?“

„Nein,“ antwortete der Kleine, auch in höflichem Ton. Der Delprinz war ein Stiefbruder Buttlers und diesem in Beziehung auf seine Gesichtszüge gar nicht ähnlich. Darum konnte Sam nicht ahnen, daß er einen so nahen Verwandten des Räubers vor sich hatte.

„Ich heiße Grinley; man nennt mich in dieser Gegend den Delprinzen, weil ich eine Stelle weiß, wo eine außerordentlich ergiebige Delquelle zutage tritt.“

„Eine Delquelle?“ fragte Sam lebhaft. „Dann seid Ihr sehr glücklich gewesen und könnt ein steinreicher Mann werden. Wollt Ihr die Ausbeutung der Quelle in die eigene Hand nehmen?“

„Nein; dazu bin ich zu arm.“

„Also verkaufen?“

„Ja.“

„Habt Ihr schon einen Käufer?“

„Ich habe einen gefunden. Er sitzt drin im Hof, Mr. Rollins, ein Bankier aus Brownsville in Arkansas.“

„So laßt Euch nicht über die Ohren barbieren und verlangt so viel wie möglich! Ihr wollt mit ihm nach der Quelle reiten?“

„Ja.“

„Ist es weit von hier?“

„Nicht sehr.“

„Well, der Ort ist natürlich Euer Geheimnis, und ich will Euch nicht fragen. Aber Ihr habt mich angerebet, und ich schließe daraus, daß Ihr irgend einen Grund habt, Euch mir zu nähern?“

„Das ist richtig, Sir. Man sagte vorhin, daß Ihr nach dem Colorado wollt?“

„Allerdings.“

„Meine Petroleumquelle liegt am Chellyfluß, und ich habe von hier aus also die Richtung, die auch Ihr reitet.“

„Freilich wohl; aber warum sagt Ihr das grad mir?“

„Weil ich Euch bitten wollte, mir zu erlauben, mich Euch anzuschließen.“

„Mit Eurem Bankier?“

„Ja, und mit dessen Buchhalter, der bei ihm ist.“

Sam betrachtete den Delprinzen vom Kopf bis zu den Füßen herab und antwortete dann: „Um, man kann hier in der Wahl seiner Begleiter nicht vorsichtig genug sein, wie Ihr wohl wissen werdet.“

„Ich weiß das gar wohl; aber sagt mir doch, Sir, ob

ich wie ein Mensch aussehe, dem man kein Vertrauen schenken darf?"

„Das will ich nicht behaupten, wenn ich mich nicht irre. Aber warum wollt Ihr mit uns reiten? Einen Fundort von Petroleum hält man doch geheim, und darum ist es auffällig, daß Ihr Euch uns anschließen wollt, wenn ich mich nicht irre.“

„Was das betrifft, so bin ich überzeugt, daß ein Sam Hawks mich nicht betrügen wird.“

„Wohl; damit habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen. Durch mich und meine Kameraden werdet Ihr sicher keinen einzigen Tropfen Del verlieren.“

„Ich habe noch einen andern Grund, sogar zwei. Die Roten sind unruhig geworden, und da fühle ich mich bei Euch sicherer, als wenn ich mit meinen beiden unerfahrenen Leuten allein reiten müßte. Das werdet Ihr wohl begreifen?“

„Sehr gut, wenn ich mich nicht irre.“

„Und sodann hat Mr. Droll mich in große Verlegenheit gebracht. Wir haben ihm aufrichtig mitgeteilt, was wir droben am Chelly wollen, und er hat mir diese Offenheit damit vergolten, daß er den Bankier mißtrauisch gemacht hat. Er glaubt nicht, daß am Chelly Petroleum zu finden ist.“

„Um, das kann ich ihm nicht verdenken. Ich muß Euch sagen, Sir, daß ich auch nicht daran glaube.“

„Das sagt Ihr im Ernst?“

„Im vollen Ernst.“

„So haltet auch Ihr mich für einen Schwindler?“

„Nein. Ich nehme an, daß Ihr getäuscht worden seid.“

„Es hat mich niemand täuschen können, denn ich selbst bin es gewesen, der das Placer entdeckt hat.“

„So habt Ihr einfach Euch selbst getäuscht und irgend eine Flüssigkeit für Petroleum gehalten.“

„Das ist ja gar nicht möglich, Sir. Welche Flüssigkeit könnte das sein?“

„Weiß es auch nicht; aber ich möchte darauf schwören, daß es da oben am Chelly kein Petroleum gibt.“

„Kennt Ihr die Gegend?“

„Ja; ich bin einmal dort gewesen, wenn ich mich nicht irre.“

„Längere Zeit?“

„Nein, sondern nur einige Tage; aber das ist gar nicht nötig; man braucht nicht dort gewesen zu sein, um zu wissen, daß kein Erdöl dort vorhanden ist; die Gegend stimmt nicht dazu. Ja, wenn Ihr sagtet, Gold und Silber oder irgend ein andres Metall dort entdeckt zu haben, das wollte ich wohl glauben, Petroleum aber nie!“

„Aber ich habe es doch nachprüfen lassen!“

„So! Und wie ist das Gutachten ausgefallen?“

„Zu meiner vollsten Zufriedenheit.“

„Das kann ich nicht begreifen. Dann ist ein Wunder geschehen, und ich gestehe Euch, daß es mich verlangt, dieses sonderbare Petroleum zu sehen.“

„Das könnt Ihr, Sir. Wenn Ihr uns die Erlaubnis gebt, uns Euch anzuschließen, werdet Ihr es zu sehen bekommen.“

„Ihr würdet mich zu dem Placer führen?“

„Ja.“

„Well; das würde mich wirklich freuen. Also Mr. Droll hat auch nicht an das Del geglaubt und Mr. Frank wohl auch nicht?“

„Beide nicht.“

„Und Ihr ärgert Euch natürlich darüber?“

„Darüber eigentlich nicht, sondern vielmehr darüber, daß sie den Bankier mißtrauisch gemacht haben. Sie konnten meinetwegen zehnmal oder hundertmal zweifeln; aber ihm ihren Unglauben aufzureden, das hätten sie nicht tun sollen. Sie konnten mir dadurch leicht das Geschäft, das ich vorhabe, zu Schanden machen.“

„Ist dieser Mr. Rollins denn wirklich zweifelhaft geworden?“

„Ja. Und eben auch aus diesem Grund habe ich Euch gebeten, mich mitzunehmen. Sie wissen sich dann unter Eurem Schuß und werden nicht länger denken, daß ich irgend etwas gegen sie unternehmen will. Wollt Ihr mir den Gefallen tun., Sir?“

„Gern, möchte aber vorher meine Gefährten darum fragen.“

„Ist das nötig, Sir? Sehe ich so wenig Vertrauen erweckend aus, daß Ihr, der Ihr der Anführer zu sein scheint, Euch erst die Genehmigung anderer holen müßt?“

„So schlimm ist es nicht. Wenn Ihr nichts dagegen habt, daß ich aufrichtig gegen Euch bin, will ich Euch ehrlich sagen, daß ich Euch nicht für einen Schwindler, aber auch nicht für das Gegenteil halte; ich halte Euch für einen Menschen, den man erst kennen lernen und prüfen muß, um ihn richtig beurteilen zu können. Darum wollte ich mich erst bei Dick Stone und Will Parker erkundigen.“

„Alle Teufel, Sir! Diese Eure Aufrichtigkeit ist nicht etwa eine Höflichkeit gegen mich!“

„Aber sie ist doch besser, als wenn ich Euch in das Gesicht freundlich, hinterrücks aber mit Mißtrauen behandelte. Und damit Ihr seht, daß es nicht gar so schlimm ist, will ich meine Gefährten nicht erst fragen,

ob sie Euch mitnehmen sollen, sondern Euch meine Zustimmung gleich jetzt erteilen.“

„Danke, Sir. Und wann reitet Ihr von hier fort?“

„Morgen früh, wenn ich mich nicht irre. Wann wolltet denn Ihr weiter?“

„Heute schon; aber ich werde Mr. Rollins und Mr. Baumgarten zu bestimmen suchen, bis morgen zu warten.“

„Tut das, Sir; denn unsre Tiere sind ermüdet und die Frauen und Kinder ebenso, weil diese des Reitens nicht gewohnt sind. Ich will hoffen, daß ich es nicht zu bereuen haben werde, Euch meine Zustimmung gegeben zu haben.“

„Keine Sorge, Sir! Ich bin ein ehrlicher Kerl und glaube dies auch dadurch bewiesen zu haben, daß ich trotz der Gefahr, die ich dabei laufen könnte, bereit bin, Euch das Placer zu zeigen. Ein anderer würde das wohl schwerlich tun.“

„Ja; ich wenigstens würde mich sehr hüten, mein Geheimnis außer dem Käufer noch andern Leuten zu verraten. Also wir sind einig, Sir; morgen früh wird aufgebrochen.“

Er wendete sich von ihm ab. Der Delprinz wendete sich nach dem Hofe, indem er einen Fluch ausstieß und dann zornig vor sich hin murmelte: „Damned fellow! Das sollst du mir büßen! Mir so etwas in das Gesicht zu sagen! Ich muß erst beobachtet und geprüft werden, ehe man mich für einen ehrlichen Menschen halten kann! Der Blitz soll dir dafür in die Glieder fahren! Jetzt freut es mich, daß mein Bruder diese Galunken haben will. Hatte erst wenig Lust, mich mit ihnen abzugeben; nach dieser Beleidigung aber wird es mir eine Wonne

sein, sie ihm zuzuführen. Ja, sie sollen Petroleum zu sehen bekommen, und zwar was für welches!”

Die Pferde, Maultiere und Maulesel waren jetzt entfattet und weideten im frischen Gras oder taten sich im Wasser des Flusses gütlich. Mit Hilfe von Stangen und Decken wurden im Hofe Zelte aufgestellt, da so viele Personen nicht im Innern des Rancho Platz finden konnten. Dann entwickelten die Frauen eine sehr rege Tätigkeit, welche bald zur Folge hatte, daß der Hof vom Duft gebratenen Fleisches und neu gebackener Maisfladen erfüllt war. Zu dem Schmaus, der nun begann, wurden der Hobble-Frank und auch die Tante Droll eingeladen. Die andern mochten für sich selber sorgen.

Frank lachte still in sich hinein, als er bemerkte, wie besorgt Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenstern und verwitwete Leiermüller für ihn war. Sie legte ihm die besten Bissen vor; er mußte fast mehr essen, als er vermochte, und als er schließlich nicht mehr konnte und sehr nachdrücklich dankte, weil sie ihm noch einen dampfenden Maiskuchen aufzwingen wollte, bat sie ihn: „Nehmen Sie doch nur dieses noch, Herr Hobble-Frank! Ich gebe es Ihnen gern. Verschonen Sie mich?“

„O ja,“ lachte er. „Ich habe ja schon vorhin gesehen, daß Sie mir gern was geben. Beinahe hätte ich sogar Ohrfeigen bekommen.“

„Weil ich nicht wußte, wer Sie eigentlich sind. Wenn ich Sie für den berühmten Hobble-Frank gehalten hätte, wäre das Mißverständnis gar nicht vorgefallen.“

„Aber einem andern gegenüber wären Sie demnach grob gewesen?“

„Verschont sich ganz von selbst. So een Betragen is eene Beleidigung, und beleidigen lasse ich mich einmal nicht, denn ich bin nicht nur eene gebildete, sondern

ooch eene tapfere Frau und wees genau, wie man sich zu verhalten hat, wenn man als Dame nich mit der erforderlichen Weechherzigkeit behandelt wird.“

„Über ich wiederhole Ihnen, daß von eener Unzart- heet oder gar Beleidigung gar keene Rede war. Ich wollte Ihnen eene ritterliche Dffmerksamkeit erweisen, weil Ihr Maulesel schörriich war. Mir haben Sie fälschlicherweise die Vorwürfe gemacht, während der Esel es gewesen is, der sich nich als Gentleman gegen Sie be- tragen hat.“

„Was brauchten Sie ihn aber anzugreifen? Sie hat- ten doch nich die allerkleenste Ursache dazu. Ich wäre schon alleene mit ihm fertig geworden. Ich verschtehe es schon, mit Eseln umzugehen, von welcher Sorte sie nur immer sein mögen. Sie werden mich schon noch kennen lernen. Ich fürchte mich vor keenem Esel und vor keenem Maultier, vor keenem roten Indianer und ooch vor keenem weißen Bleichgesicht. Der Herr Kantor emeritus hat uns so viel Liebes und Schönes von Ihnen erzählt, daß ich Sie lieb gewonnen habe und bereit bin, Ihnen in aller Not und Gefahr hilfreich beizuschpringen. Sie kön- nen sich droff verlassen: ich gehe für Sie durchs Feuer, wenn es sein muß. Da, nehmen Sie noch dieses Schtüd- chen Rindfleisch; es is das beste, was ich noch für Sie habe.“

„Danke, danke!“ wehrte er ihr ab. „Ich kann nich mehr, wirklich nich mehr. Ich bin geschtoppt voll und könnte mir, wenn ich noch mehr äße, leicht eene Indi- gestikulation zuziehen.“

„Indigestion, wollen Sie wohl sagen, Herr Frank,“ fiel der Kantor ihm in die Rede. Da aber fuhr ihn der Kleine zornig an: „Schweigen Sie, Sie konfuser Emeri- technitus! Was verschtehen denn Sie von griechischen

und arabischen Wörterbüchern! Sie können zwar Orgel spielen und vielleicht auch Opern komprimieren, im übrigen müssen Sie ganz schill sein, zumal e enem Prairiejäger und Gelehrten gegenüber, wie ich eener bin. Wenn ich mich mit Ihnen in gelehrten Schreit einlassen wollte, würden Sie doch allemal kleine zugeben müssen!“

„Das möchte ich denn doch bezweifeln,“ wendete der Kantor ein.

„Wie? Was? Das wollen Sie nich zugeben? Soll ich's Ihnen beweisen? Nun, was haben Sie denn an meiner Indigestifikation auszusehen, mein lieber, süßer, gelehrter Herr Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Ploßsche bei Dräsen?“

„Es muß Indigestion heißen.“

„So, so! Was soll denn dieses schöne, liebele Wort bedeuten?“

„Unverdaulichkeit. Indigestibel bedeutet unverdaulich oder unverdaubar.“

„Das gloobe ich Ihnen sofort und von ganzem Herzen, denn Sie selber sind im höchsten Grad indigestibel; wenigstens ich kann Ihr fortwährendes Bessertwissen ganz unmöglich verdauen. Was haben Sie nun aber gegen das Wort, das ich gebraucht habe, nämlich Indigestifikation?“

„Daß es kein richtiges Wort, sondern der reine Unsinn ist.“

„Ach so, hm, hm! Und was heißt denn wohl Gestifikation?“

„Die Gebärden Sprache, die Sprache durch Bewegung der Hand oder anderer Körperteile.“

„Schön, sehr schön! Jetzt habe ich Sie, wohin ich Sie haben wollte. Jetzt sind Sie gefangen wie Kleopatra von Karl Martell in der Schlacht an der Beresina! Also

Gestikulation is Gebärden- oder Bewegungssprache, und indi bedeutet innerlich, sich off den Magen beziehend, denn Sie haben selber gesagt, daß indigestibel unverdaulich heißt. Also wenn ich mich des sehr geistreichen Ausdruckes Indigestikulation bediene, so habe ich zu viel gegessen und will durch die Blume andeuten, daß mein Magen sich in schürmische Windungen versetzt, um mich durch diese Gebärden- und Bewegungssprache daroff offmerksam zu machen, daß ich Messer, Gabel und Löffel nun beiseite legen soll. Sie aber scheinen für solche zarten Andeutungen Ihres Magens keen Verständnis zu besitzen, sonst hätten Sie meine Indigestikulation nicht angezweifelt. Is Ihnen vielleicht die Fabel von dem Frosch und dem Ochsen bekannt?"

„Ja.“

„Nu, wie war die denn?"

„Der Frosch sah einen Ochsen, wollte sich so groß machen, wie dieser war, blies sich auf und — zerplatzte dabei.“

„Und die Lehre, die man aus dieser Fabel zu ziehen hat?"

„Der Kleine soll sich nicht groß dünken, sonst kommt er in Schaden.“

„Schön, sehr schön! Ausgezeichnet sogar!“ stimmte Frank begeistert bei. „Nehmen Sie sich diese Lehre zu Herzen, Herr Kantor emeritus! Diese Fabel paßt außerordentlich gut off uns beede, nämlich off Sie und mich.“

„Wieso?"

Das schlaue Lächeln, womit der Kantor dieses Fragewort aussprach, ließ erraten, daß er beabsichtigte, den Hobble-Frank in seine eigene Falle zu locken. Auch die andern blickten mit großer Spannung zu dem erregten Kleinen herüber; sie waren neugierig, ob er wirklich

in die Grube fallen würde, in die der Kantor stürzen sollte, Frank war zu begeistert, dies zu bemerken; er antwortete auf das „Wieso?“ des Emeritus, ohne sich zu überlegen, was er sagte: „Weil Sie geistig unbedeutend sind, während ich eene Größe bin. Wenn Sie sich mit mir vergleichen wollen, so müssen Sie unbedingt zerplatzen, denn Sie sind in bezug off Kenntnisse, Fertigkeiten und Wissenschaften der kleine Frosch, während ich in allen diesen Dingen der große Och — — —“

Frank hielt mitten im Wort inne; sein Gesicht wurde länger; er erkannte plötzlich, an welcher Leimrute er kleben zu bleiben begann. „... der große Ochse bin,“ ergänzte der Kantor den unterbrochenen Satz. „Ich will Ihnen da nicht widersprechen.“

Es brach natürlich ein allgemeines Gelächter aus, das gar nicht enden wollte. Frank schrie zornig dazwischen hinein, was aber nur zur Folge hatte, daß das Lachen immer stärker wurde und immer wieder von neuem ausbrach. Da sprang er ergrimmt auf und brüllte, was er nur brüllen konnte: „Haltet die Mäuler, ihr Schreihälse, ihr! Wenn ihr nich off der Schtelle stille seid, reite ich fort und lasse euch hier sitzen!“

Aber man beachtete diese Drohung nicht; das Gelächter schwoll im Gegenteil von neuem an und selbst sein Freund und Vetter Droll lachte, daß ihm der dicke Bauch mit beiden Händen wackelte. Dies brachte den Hobble vollends außer sich, er schüttelte die geballten Fäuste wütend gegen die Lachenden und rief mit vor Zorn fast überschnappender Stimme: „Nu gut! Ihr wollt nich hören, da sollt ihr fühlen! Ich schüttle den Schtaub von meinen Schtieseln und gehe meine Wege. Ich wasche meine Hände in kindlicher Unschuld und lasse die Seese bei euch zurück!“

Er rannte davon, während das Gelächter nun wahrhaft homerisch hinter ihm erscholl.

Ein einziger nur war es, der nicht mit in das Lachen eingestimmt hatte, nämlich Schi-So, der Häuptlingssohn. Der angeborene Indianerernst ließ ihn zurückhaltend sein. Er verstand ja auch Deutsch und hatte gar wohl gehört, in welcher drolliger Weise Frank in sein eigenes Netz gelaufen war; er fühlte sich auch belustigt, doch fand seine Heiterkeit ihren Ausdruck nur in einem Lächeln, das um seine Lippen spielte. Er erhob sich nach kurzer Zeit von seinem Platze und ging nach dem Tor, um sich nach dem zornigen Kleinen umzusehen. Bereits nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück und meldete: „Er macht wirklich Ernst, denn er sattelt draußen sein Pferd. Soll ich ihn bitten, zurückzukommen?“

„Ne“, antwortete Droll in seiner Altenburger Mundart. „Er will uns nur in Verlegenheit bringen. Ich kenne meine Pappenheimer; dem fällt es epper gar nicht ein, fortzureiten und mich hier sitzen zu lassen.“

Dennoch kehrte Schi-So an das Tor zurück. Kaum war er dort angekommen, so ließ er einen Pfiff hören und rief, als sie nach ihm hinblickten, ihnen zu: „Er steigt auf; es scheint ihm Ernst zu sein.“

Nun rannten alle hin. Da kamen sie gerade recht, zu sehen, daß der ergrimmete Hobbler wirklich im Sattel saß und, sein Pferd nach dem Fluß lenkend, fortritt. Droll rief ihm nach: „Frank, Wetter, wo willst du hin? Es war ja gar nicht so gemeint!“

Der Hobbler drehte sein Pferd herum und antwortete: „Meent's, wie ihr wollt; der Prairiejäger und Privatgelehrte Heliogabalus Morpheus Edward Franke läßt sich nicht auslachen.“

„Wer habe ja nich über dich, sondern über den Kantor gelacht,“ log Droll.

„Das machste mir nich weis. Ihr habt über den Ochsen gelacht, den ich gar nich mal vollschändig ausgesprochen habe; er kam nur halb heraus; die hintere Hälfte is mir im Munde schteden geblieben. Is das etwa lächerlich?“

„Lächerlich nich, aber höchst gefährlich, eenen halben Ochsen im Maul zu habe; das macht dir wahrhaftig keener von uns nach. Unfre Achtung schteigt; also komm nur wieder her, altes Haus!“

„Fällt mir nich im Troom ein, besonders da du sogar jetzt wieder über den Ochsen lachst. O, Better Droll, was muß ich alles von dir erleben und erleiden. Das hätte ich nich gedacht! Aber Schtrase muß sein. Der Hobbler-Frant wird verschwinden!“

„Unfynn! Komm nur her, und sei nich albern!“

„Albern? Dieses Wort schtößt dem Faß vollends den Boden 'naus! Der Hobbler-Frant und albern!“

Er wendete wieder um, gab seinem Pferd die Sporen, jagte nach dem Fluß und ritt in diesen hinein.

„Frant, Frant, fehr um, fehr doch um!“ schrie Droll ihm lachend nach. „Du kannst doch deine Tante nich verlasse!“

Aber der zürnende Achilles ritt weiter, über das Flühchen hinüber und dann in das weite Feld hinein.

„Das tut mir außerordentlich leid,“ gestand der besorgte Kantor. „Er ist etwas streitfertig, besonders in Beziehung auf die Wissenschaft, aber sonst ein seelenguter Mann. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, ihn zu treffen, und nun haben wir ihn eingebüßt!“

„Für höchstens eenige Schtunden nur,“ antwortete Droll.

„Meinen Sie wirklich?“

„Ja; ich kenne ihn. Wenn man ihm nicht recht gibt, so schmollt er gern, wird aber gleich wieder gut. Ich weuß, daß er ohne mich nicht leben kann, und verlasse tut er mich doch sicher nicht. Er wird seinen Zorn hinaus ins Feld reite, ihn dort liegen lassen und nachher zu uns zurückkommen; darauf könne Sie sich verlassen. Dann dürfe Sie freilich nicht off ihn rede; Sie müsse so tun, als ob gar nichts geschehe wäre und als ob Sie ihn gar nicht sehen täte. Ueberhaupt dürfe Sie ihn, wenn er mal zu schreiten beginnt, nicht durch Widerspruch zornig machen. Er bildet sich nur einmal ein, alle mögliche Gelehrsamkeit zu besitzen; das macht keinem einen Schaden; darum lasse Sie ihn off seinem Schtedenpferd sitzen, wenn er es reiten will!“

Natürlich waren alle Anwesenden Zeugen der Entfernung Franks gewesen. Sogar das Gesinde des Ranchero hatte, durch das Gelächter angelockt, das Haus verlassen und war vor das Thor gelaufen. Auch der Bankier hatte mit seinem Buchhalter den Vorfall beobachtet; da er nicht Deutsch verstand, mußte der letztere ihm die gefallenen Reden erklären. Er lachte nachträglich auf das herzlichste und war neugierig, ob die Voraussetzung Drolls sich erfüllen und Frank wiederkommen werde. Während diese beiden noch miteinander sprachen, trat Sam Havolens zu ihnen und fragte: „Ihr wollt nach dem Chellyfluß, Mr. Rollins? Unser Weg führt uns dort vorüber, und morgen früh reiten wir von hier fort. Euer Delpring hat die Absicht, sich uns anzuschließen, und ich bin darauf eingegangen. Wißt Ihr schon davon?“

„Nein; er hat mir noch nichts gesagt. Was denkt Ihr von dem Delfund?“

„Daß er sich in der Flüssigkeit geirrt hat, wenn es

nicht etwas noch Schlimmeres ist. Ich kann Euch nur zur Vorsicht mahnen.“

„Also genau so, wie Mr. Droll mir sagte. Jedenfalls gewährt Ihr mir durch Eueren Vorschlag einen Schutz, den ich vielleicht sehr nötig habe. Ich werde mich also Euch anschließen, Sir, und sage Euch für die Erlaubnis einstweilen meinen Dank.“

So war die Sache zur allseitigen Zufriedenheit abgemacht, und Rollins, Baumgarten und der Delprinz, die sich bisher mehr für sich gehalten hatten, schlossen sich den Auswanderern und deren Führern an. Man setzte sich zusammen; es wurde viel erzählt, so daß man bald bekannter miteinander wurde. Darüber verging der Nachmittag; der Abend brach herein, und man brannte im Hof ein Feuer an, um daran das Fleisch, das der Ranchero lieferte, zu braten. Nach dem Essen sollte Kaffee gekocht werden. Die dazu gehörigen Gefäße hatten die Einwanderer mit; man brauchte sie also nicht von Forner zu borgen. Frau Rosalie und eine der andern Frauen nahmen einen Kessel und gingen damit nach dem Fluß, um Wasser zu holen. Nach einigen Minuten kamen sie in großer Aufregung und ohne den Kessel zurück. Ihre Gesichter drückten das größte Entsetzen aus.

„Was ist denn mit Ihnen?“ fragte der Kantor.
„Wo haben Sie den Kessel? Wie sehen Sie denn aus?“

Die andre Frau konnte vor Schreck nicht reden; Frau Rosalie antwortete, aber nur unter allen Anzeichen des Schrecks: „Wie ich aussehe? Wohl schlecht, he?“

„Ganz leichenblaß. Ist Ihnen vielleicht etwas Unliebfames begegnet?“

„Begegnet? Und ob! Herjesses, was wir gesehen haben!“

„Was denn?“

„Was? Ja, das weeß ich nich, da fragen Sie mich zu viel.“

Da meinte ihr Mann: „Sei doch nich so dumm! Du mußt doch wissen, waste gesehen hast!“

Da stemmte sie die Fäuste in die Hüften und fuhr ihn zornig an: „Weeßt du es vielleicht?“

„Ich? Nee,“ antwortete er verblüfft.

„Na also! Da schweigste ooch schtille, verschtehste mich! Ich weeß schon, wo ich meine Dogen hab'; aber so een graufiges Geschöpf, wie wir gesehen haben, is mir in meinem ganzen Leben noch nich vorgekommen.“

„Es war een Geist, een Flußgeschpenst,“ erklärte die andre Frau, indem sie sich schüttelte. Sie hatte die Sprache wieder erlangt.

„Unsinn!“ antwortete Frau Rosalie. „Geister gibt es nich, und an Geschpenster gloobe ich erscht recht nich.“

„So war es een Wassernix!“

„Doch nich. Sei doch nich so abergläubisch! Nix gibt es nur in den Kindermärchen.“

„Was denkste denn, was es da gewesen sein mag?“

„Ja, da fragste mich zu viel. Een Geist also warsch nich, denn es gibt keenen; een Mensch is es ooch nich gewesen, also warsch een Vieh, aber was für eens!“

Da ergriff der Kantor das Wort wieder: „Wenn es ein Tier gewesen ist, so werden wir die Gattung, die Art und den Namen bald herausbekommen; ich bin ja Zoologe, nämlich vom Unterricht in der Schule her. Beantworten Sie mir meine Fragen! War es ein Wirbeltier?“

„Von eenem Wirbel hab' ich nischt bemerkt. Dazu ist es zu dunkel gewesen.“

„Welche Größe hatte es denn?“

„Als es im Wasser saß, konnte ich das nich gut

sehen; aber als es offschprang, war es meiner Seele so groß wie een Mensch.“

„Also war es unbedingt ein Wirbeltier, wahrscheinlich ein Säugetier?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Gehen wir die einzelnen Klassen durch. Ist es ein Affe gewesen?“

„Ne, denn es hatte keine Haare.“

„So, so, hm, hm! Vielleicht ein Fisch?“

„Ne, gar nicht, denn een Fisch hat doch keine Arme und Beene.“

„Die hatte es aber?“

„Ja.“

„Sonderbar, höchst sonderbar! Arme und Beine haben nur die Menschen und die Affen; ein Affe aber war es nicht, wie Sie behaupten; also scheint anzunehmen zu sein, daß es ein Mensch gewesen ist.“

„Gott bewahre, een Mensch war es nicht; een Mensch hat eene ganz andre Stimme.“

„Hatte er denn eine?“

„Na, und was für eene!“

„Können Sie es mir nicht einmal vormachen?“

„Ich will's versuchen,“ meinte sie, holte tief Atem und brüllte dann: „Uhuahuahuahuaauauuahh!“

Bei diesem entsetzlichen Gebrüll sprangen alle Anwesenden auf.

„Serrgott, was muß das für ein Ungeheuer gewesen sein — ein Löwe — Tiger — — Panther!“ so rief es durcheinander.

„Still, ihr Leute!“ gebot der Kantor. „Regen Sie sich nicht auf! Sie haben ja gehört, daß es kein Raubtier gewesen ist. Wir haben also nichts zu befürchten, und ich werde an der Hand der Wissenschaft die Sache

bald aufklären. Das Tier hatte kein Fell, war also kein Säugetier. Ein Fisch kann es auch nicht gewesen sein, weil es eine Stimme hatte. Da wir von den wirbellosen Tieren ganz absehen müssen, so bleiben uns nur noch die Amphibien, besonders die Frösche und die Kröten.“

Da rief die andre Frau schnell: „Ja, ja, das ist richtig; es war eene Kröte!“

„Ne, es war een Frosch!“ behauptete Frau Rosalie ebenso schnell.

„Ne, eene Kröte! So wie dieses Vieh kann nur eene Kröte im Wasser sitzen.“

„Se hoppte aber doch in die Höhe!“

„Kröten hoppen ooch!“

„Aber nich so wie die Frösche, und Kröten halten sich ooch merchtenteels off der Erde off, aber nich im Wasser. Verschtehste mich! Es war een Frosch!“

„Aber ein so großer Frosch!“ zweifelte der Kantor, indem er bedenklich mit dem Kopfe schüttelte. „Sie sagten doch, daß er so groß wie ein Mensch gewesen sei?“

„Ja, so groß war er, off Ehre!“

„Hm, hm! Der größte Frosch, den es hier in Amerika gibt, das ist der Ochsenfrosch; aber der ist doch nicht so groß wie ein Mensch!“

„Ochsenfrosch? Gibt es da welche? Da ist es ganz gewiß eener gewesen.“

„Unmöglich, denn ein solcher Frosch erreicht niemals eine solche Größe.“

„Warum denn nich? Es gibt überall Riesen und Zwerge, also wird es wohl auch unter den Fröschen solche geben. Es is also een Ochsenfroschriese, oder een Riesenochsenfrosch, oder een Ochsenriesenfrosch, oder een

Froschhochsenriese, oder een Riesenfroschhochse, oder een Froschriesenochse — — —“

„Halt, halt, halt!“ wehrte der Kantor schauernd ab. „Was werden Sie noch alles aus diesem Frosch machen! In meinem Lehrbuch der Naturgeschichte war ein solcher Ochsenfroschriese nicht verzeichnet; aber ich will nicht streiten; ich lebe mehr der Kunst als der Zoologie und will nicht behaupten, daß es solche Ungeheuer nicht geben kann. Sie meinen also wirklich, daß es ein riesiger Ochsenfrosch gewesen ist, Frau Ebersbach?“

„Ja, off Ehre und off Seligkeit! Ich kann's beschwören, denn wie das Vieh so mit allen vier Beenen in die Höhe schprang, kann es nicht andres als nur een Frosch gewesen sein.“

„Was tat das Tier denn vor dem Springen? Saß oder schwamm es?“

„Es saß, wie een Frosch sitzt! Den hintern Teil sah mer nich, und von der vordern Hälfte gukten nur die obern Beene, een bissel vom Leib und der Kopp aus dem Wasser. Und nu besinne ich mich ooch ganz genau off das breete Froschmaul und off die Glozoogen, mit denen er uns entgegenschartte, Herr Kantor.“

„Bitte, Kantor emeritus, der Vollständigkeit halber! Wir stehen trotz der Beschreibung, die Sie uns liefern, vor einem Rätsel, und ich schlage vor, wir gehen nach dem Fluß, um uns zu überzeugen.“

„Meenen Sie, daß er noch dort sitzt?“

„Ja. Frösche sind keine Zug-, sondern Standtiere. Dieser Frosch ist hier geboren oder vielmehr gelaiht worden und wird diese Gegend also nie verlassen. Da es aber ein so großes Vieß ist, so sollten wir die Gewehre mitnehmen. Das Tier könnte beißen.“

Der Wirt mußte einige Laternen herschaffen, und

dann verließen alle ohne Ausnahme den Hof, um nach dem Fluß zu gehen. Sam Hawtens, Dick Stone und Will Parker waren die hintersten. Ihnen hatte sich auch Droll angeschlossen. Dieser letztere fragte, indem er leise vor sich hin lachte: „Was meint ihr wohl, Mensch'schurs, was für ein Tier dieses Viehzeug ist?“

„Doch nur ein Frosch, so groß wie meine Hand,“ antwortete Hawtens. „Er ist vor den Weibern plötzlich aufgesprungen, und im Schreck haben sie ihn für fünfzigmal größer gehalten, als er war.“

„Nein; er ist wirklich so groß,“ entgegnete Droll.

„Unsinn! Ein Frosch, so groß wie ein Mensch!“

„Es ist ja gar kein Frosch! Es ist ein Mensch, der gebadet hat. Natürlich mein Hobbler-Frank!“

„Alle Wetter! Welche Idee, wenn ich mich nicht irre!“

„Ja, er ist's gewiß. Er sprach heut, als wir drin im Hof bei der Sonnenglut zusammensaßen, daß er heut abend, wenn es finster sein werde, ein Bad nehmen wolle. Das hat er jetzt getan.“

„Aber er ist doch fort!“

„Pfhatw! Er ist wieder da; ich kenne ihn. In den Hof hat er freilich nicht kommen wollen, sondern sich hier ins Freie gelagert. Da ist ihm der Gedanke an das Bad wieder gekommen; er hat sich ausgezogen und ist in das Wasser gegangen, meine ich. Ach, schaut! Da haben wir ja den Frosch!“

Nämlich der Zug der Neugierigen war, mit vier Laternen versehen, in der Nähe des Flusses angekommen. Da saß der Hobbler-Frank neben seinem weiden Pferd im Gras. Er erhob sich ganz erstaunt, als er die vielen Menschen erblickte, und fragte in deutscher Sprache: „Was habt ihr denn da vor, ihr Leute? Da

is ja die reene Wallfahrt, die da herangeschlingelt kommt!“

„Ah, Sie sind wieder da, Herr Frank!“ antwortete der Emeritus. „Das ist mir außerordentlich lieb, denn vielleicht können Sie uns Auskunft geben. Wie lange befinden Sie sich wieder hier?“

„Seit vielleicht eener Stunde.“

„Haben Sie beobachtet, was an dieser Stelle vorgegangen ist?“

„Natürlich! Ich habe ja meine Dogen und ooch meine Ohren, und so eenem Prairiejäger, wie ich bin, kann niemals nischt entgehen.“

„Haben Sie die beiden Frauen gesehen, welche Wasser holen wollten?“

„Ja.“

„Und auch das Tier?“

„Welches Tier?“

„Das im Wasser gefessen hat?“

„Im Wasser gefessen? Ich habe keens bemerkt. Was für een Vieh soll es denn gewesen sein?“

„Ein Ochsenfrosch!“

„Nee, von eenem Ochsenfrosch ist mir wirklich nischt ins Betouftsein gekommen.“

„Waren Sie denn wirklich in der Nähe, als die Damen hier waren?“

„Was das betrifft, so war ich ihnen allerdings sehr nahe.“

Da schob sich Frau Rosalie zu ihm hin und sagte: „Sie habe ich allerdings nich gesehen, Herr Hobbler-Frank, desto deutlicher aber den Ochsenfrosch. Wenn Sie so sehr in unsrer Nähe gewesen sein wollen, so müssen Sie ihn unbedingt ooch gesehen haben! Er war ja groß genug!“

„Wie denn ungefähr?“

„Grad wie een ausgewachfener Mensch.“

„Oho! So groß wird im ganzen Leben keen Frosch, Frau Ebersbach, selbst wenn es een Ochsenfrosch wäre. Ich habe genug solche Kerls gesehen; sie werden etwas größer als eene tüchtige Männerhand, größer nich. Ihren Namen haben sie nich etwa daher, daß sie die Größe eines Ochsen besitzen, sondern von ihrer lieblichen Schtimme. Sie schreien nämlich ganz ähnlich, wie ein Ochse brüllt.“

„Das schtimmt, das schtimmt! Wir haben das Bieft schreien hören.“

„Das hätt' ich doch ooch hören müssen!“

„Das denke ich ooch. Wo haben Se denn nur Ihre Ohren und Ihre Dogen gehabt, daß Sie das Bieft nich gehört und nich gesehen haben?“

„Das weeß ich wirklich nich. Zeigen Sie mir doch ergebenst mal die Schtelle, wo der Frosch gebrüllt hat!“

„Er brüllte erscht dann, als er offschprang.“

„Hörn Se mal, Frau Ebersbach, das will mir unglöoblich erscheinen. Een Frosch brüllt nich im Springen, sondern nur wenn er sitzt.“

„Aee, dieser schrie in dem Dogenblick, wo er aus dem Wasser in die Höhe fuhr. Kommen Sie! Ich will Ihnen die Schtelle zeigen.“

Frau Ebersbach führte den ungläubigen Frank bollennds an das Ufer hinab, deutete auf einen Punkt, in dessen Nähe der leere Eimer lag, dann in das Wasser hinein und erklärte dabei: „Hier schtanden wir, um Wasser für den Kaffee zu schöpfen; da sehen Sie zum Beweise ooch den Eimer liegen, den wir vor Platzangst weggetworfen haben. Und da im Wasser saß der Ochsenfrosch.“

Da machte der Hobbler-Frank ein sehr langes Gesicht, das aber mehr und mehr einen lustigen Ausdruck annahm, und fragte: „Sie haben also genau gesehen, daß es een Ochsenfrosch gewesen is?“

„Na, offen und ehrlich gestanden, haben wir erscht nich so recht gewußt, in welche Klasse von Insekten das Vieß gehören mag; aber unser Herr Kantor hat die Zowolie studiert, und mit seiner gütigen Hilfe is es herausgedüfelt worden, daß es ooch een Ochsenfrosch gewesen is.“

„Ausgezeehnet, ausgezeehnet! Das macht mir gewaltigen Schpaf, meine Damen und meine Herren! Und warum kommen Sie denn jetzt mit Laternen und Fadeln nach dem Flusse gezogen?“

„Um den Ochsenfrosch zu suchen und zu fangen,“ antwortete Frau Rosalie.

„Meenen Sie, daß das so leicht sein wird?“

„Na, vor eenem Frosch werden wir uns doch nich fürchten. Er is zwar riesengroß, aber wenn er sich ooch wehrt, es hilft ihm nisch. Sobald er beißen will, wird er erschossen. Wir haben die Flinten mit, wie Sie sehen.“

Da schlug er ein helles Gelächter auf, durch welches Frau Rosalie sich so beleidigt fühlte, daß sie zornig sagte: „Zeigen Se nich so! Es is keen Schpaf, so bei nachtschlafender Zeit und wenn es dunkel wird — — —“

„— — — den berühmten und gelehrten Hobbler-Frank für eenen Ochsenfrosch zu halten!“

Da trat sie einen Schritt zurück, funkelte ihn mit ihren Augen an und fragte: „Sie, Sie sind der Ochsenfrosch gewesen?“

„Ja, ich!“ lachte er. „Ich war hinaus in die Landschaft geritten und kehrte, als es dunkel geworden war, wieder um. Es war den ganzen Tag über so heeß ge-

wesen und der Ritt hatte mich noch mehr erhitzt. Als ich hier dann wieder durch das Flößchen ritt, kühlte mich das Wasser so hübsch an, und es fiel mir ein, daß ich een Bad hatte nehmen wollen. Ich stieg also vom Pferd, zog mich aus und ging ins Wasser.“

Als Frank hier eine kurze Pause machte, schlug Frau Rosalie die Hände zusammen und rief ahnungsvoll aus: „Herrjemerschneh, was werd' ich da zu hören bekommen! Sie sind ins Wasser geschtiegen?“

„Ja. Ich schwamm hin und her, plätscherte mich tüchtig aus und wollte eben wieder off's Trockene heraus, als ich zwee weibliche Personen erblickte, die nach dem Fluß gekommen waren und ohne daß ich sie wegen der Finsternis bemerkt hatte, sich schon ganz nahe befanden. Ich hochte mich rasch nieder, denn ich gloobte, daß sie vorübergehen würden; aber sie kamen grad nach derjenigen Sctelle, wo der Hase im Pfeffer und der Frank im Wasser lag. Da blieben sie stehen und sahen mich an.“

„Das is freilich wahr,“ fiel Frau Rosalie ein. „Wir sahen was Helles im dunkeln Wasser und wußten erscht gar nich, was wir daraus machen sollten; aber off alle Fälle war es een lebendiges Wesen, was uns fürchterlich anglozte.“

„Bitte sehr, Frau Ebersbach! Angeglozt habe ich Sie nich! Ich habe Sie sogar ängstlich angeblickt, weil ich hoffte, daß Sie sich in zartfühlender Sittsamkeit entfernen würden. Aber dies war nich der Fall. Darum entschloß ich mich zu eener strategischen Revolution: ich schprang in die Höhe, klatschte die Hände zusammen und brüllte, was ich konnte.“

Frau Ebersbach schien über diese Mitteilung sehr gekränkt und im Begriff zu sein, ihm noch schärfer als

bisher antworten zu wollen; da aber ergriff Droll das Wort: „Es is een Irrtum gewese, meine verehrte Herrschafte, een Irrtum, der keenen Menschen in Schaden bringe kann. Darum wolle mer uns nich weiter schreite und zante, sondern lieber demjenigen Ehre erweise, dem Ehre zu erweise is. Unser Hobbler-Frank, der Rieseochsefrosch, soll lebe hoch, hoch und dreimal hoch!“

Als alle lachend in das Hoch eingestimmt hatten, fuhr er fort: „Dort liegt der Kessel; schöpft ihn voll, damit wir endlich zu unserm Kaffee komme; dann stelle wir uns in Reih und Glied, um unsern Ochsefrosch im Triumph heeme zu schaffe!“

So geschah es, Hobbler-Frank mochte sich noch so sehr sträuben; er wurde dem Schmied Ebersbach, welcher der Längste der Auswanderer war, wie ein Kind auf die Schultern gesetzt, und dann lehrte der Zug im militärischen Gleichschritt und indem alle das Quaken von Fröschen nachahmten, in den Hof zurück, wo man sich um das Feuer setzte und die unterbrochene Bereitung des Abendbrots wieder aufnahm.

Das Ziel für morgen war ein einsames Pueblo, das am südlichen Abhang der Mogollonberge lag. Um es noch vor Abend zu erreichen, mußte man zeitig aufbrechen und durfte unterwegs nicht öfters und allzulange rasten. Dennoch ging man heute nicht zeitig schlafen. Es gab ja gar viel zu erzählen.

Was den Delprinzen betrifft, so beteiligte er sich auch recht lebhaft an der Unterhaltung. Dies wurde dadurch möglich, weil der Bankier das Deutsche auch nicht verstand und man diesem zuliebe sich viel des Englischen bediente; so konnte Grinley also auch teilnehmen. Er gab sich sichtlich alle Mühe, Wohlwollen zu gewinnen, was ihm bei den deutschen Auswanderern auch leidlich

zu gelingen schien, obgleich diese nicht viel von der englischen Unterhaltung verstanden; auch der Bankier schien in seinem Mißtrauen arg wankend zu werden.

Bei dem eigenartigen Charakter des kleinen, listigen Sam Sawkens, der Lustigkeit Drolls und der Originalität des Hobbie-Frank verstand es sich ganz von selbst, daß das Gespräch ein höchst fesselndes war. Die Zeit verging außerordentlich schnell, so daß alle höchst verwundert waren, als Will Parker endlich daran erinnerte, daß Mitternacht bereits vorüber sei.

Es gab jetzt nur vier, höchstens fünf Stunden Schlaf; darum legte man sich nun zur Ruhe. Wenige Minuten später schliefen alle. Wachen brauchte man nicht auszustellen, weil die Knechte des Ranchero draußen wachten.

Siebentes Kapitel.

Im Pueblo.

Als am andern Morgen der Tag kaum graute, hatte Forner schon für Kaffee und frisches, in Pladenform gebackenes Maisbrot gesorgt, so daß die Gesellschaft sich wegen des Frühstücks gar nicht zu bemühen oder Zeit zu verlieren brauchte. Die Tiere wurden tüchtig getränkt, weil bis zum Abend kein Wasser zu finden war; der Ranchero bekam Bezahlung für das, was er geliefert hatte; seinen Knechten wurde ein Trinkgeld gegeben; dann brach man auf.

Sam Hawks war dafür besorgt gewesen, daß die Frauen auf ihren Tieren gute Sitze hatten: das Reiten strengte sie auch nicht mehr als die Männer an. Die Kinder hatten Platz in Körben gefunden, deren zwei je ein Maultier trug, einen auf der rechten und einen auf der linken Seite. Diese mit Stroh ausgepolsterten Plätze verursachten gar keine Beschwerden, und so kam es, daß die Reiter ihre Tiere ausgreifen lassen konnten und der Ritt ein ziemlich schneller war.

Je weiter man sich von dem Fluß entfernte, desto unfruchtbarer wurde das Land. Wo es in jenen Gegenden Feuchtigkeit gibt oder gar fließendes Wasser, da

bringt die Erde einen außerordentlichen Reichtum von Produkten hervor; wo aber der belebende Tropfen fehlt, ist nichts als Dede, als die trostloseste Wüste zu sehen.

Am Vormittag war die Wärme noch nicht allzu beschwerlich; je höher aber die Sonne stieg, desto größer wurde die Hitze, die von dem trockenen, felsigen Boden und den nackten, kahlen Steintwänden der Berge zurückgestrahlt wurde, so daß sie für die deutschen Auswanderer, die eine solche Glut nicht gewöhnt waren, kaum auszuhalten war.

Bis einige Stunden nach Mittag ging es durch flache Talmulden oder über weite Ebenen, die nicht eine Spur von Pflanzentwuchs zeigten. Dann gab es Höhen, die aber dem Auge keine Erquickung boten, da die hier so geizige Natur ihnen keinen einzigen Baum, nicht einmal einen Strauch geschenkt hatte. Nur an verborgenen, seltenen Stellen, auf welche die Sonne nicht von früh bis zum Abend zu brennen vermochte, wo es also wenigstens für einige Zeit Schatten gab, ließ sich ein einsamer, phantastisch gestalteter Kaktus sehen, dessen farb- und charakterloses Grau dem Beschauer jedoch auch keine Freude brachte.

Zur Zeit der größten Tageshitze wurde an einer steilen Bergwand gerastet. Es gab da einigen Schatten; aber die gegenüberliegende Wand warf die Wärme so nachhaltig auf die Ruhenden, daß diese keine Erquickung fanden und sie lieber wieder aufstiegen, weil der Ritt, wenn er ein schneller war, doch eine etwas kühlende Luftbewegung brachte.

Endlich — die Sonne neigte sich schon sehr dem Horizont zu — schien die Hitze abzunehmen, und zwar schneller, weit schneller, als es eigentlich hätte sein sollen.

Sam Havlens prüfte den Himmel und machte ein leicht bedenkliches Gesicht.

„Warum schaust du so nach oben?“ fragte ihn der Hobbler-Frank. „Es scheint mir, als ob der Himmel dir nicht gefällt?“

„Kannst recht haben,“ antwortete der Gefragte.

„Warum?“

„Weil sich die Luft so schnell und plötzlich abkühlt.“

„Ach, wohl gar Gewitter?“

„Möchte es fast befürchten, wie mir scheint.“

„Das wäre doch gut! Ein Gewitter nach dieser Trockenheit und Hitze müßte uns doch willkommen sein!“

„Danke! Die Gewitter pflegen in dieser Gegend ganz anders aufzutreten, als du zu denken scheinst. Es gibt Jahre, wo hier nicht ein Tropfen Regen fällt; ja es hat Zeiten gegeben, wo es zwei und gar drei Jahre lang nicht geregnet hat. Wenn es dann aber einmal ein Wetter gibt, dann ist es auch ein fürchterliches. Wollen machen, daß wir das Pueblo erreichen.“

„Wie weit ist's noch dahin?“

„In einer halben Stunde sind wir dort.“

„Da hat's ja keine Gefahr. Es steht noch nicht ein Wölkchen am Himmel; es können also noch Stunden vergehen, ehe es da oben schwarz und finster wird.“

„Irre dich nicht! Es bedarf hier nur einiger Minuten, um die Bläue zu verdunkeln, und ich möchte fast behaupten, daß ich die Elektrizität, die sich in der Luft angesammelt hat, rieche. Schau nur meine Nase an, wie eilig sie es hat, wie sie die Nüstern aufbläst und mit den Ohren und mit dem Schwanz wedelt! Die weiß ganz genau, daß etwas im Anzug ist, das geschelte Vieh.“

Es war wirklich so. Das alte Maultier hastete förmlich vorwärts und zeigte eine Unruhe, welche auf-

fallen mußte. Und doch war für den Unerfahrenen ganz und gar nichts Bedrohliches zu bemerken. Als Frank seinem Better Droll die Befürchtung Sams mittheilte, antwortete dieser: „Habe mir och schon so was gedacht. Sieh nur, wie gelb es draußen rund off dem Gesichtskreis liegt! Das wird höher und höher schteige, und wenn es den Scheitelpunkt erreicht hat, bricht das Wetter los. Gut, daß wir bald unter Dach und Fach komme!“

„Im Pueblo!“

„Ja.“

„Da gibt's doch wohl nur Zelte, durch die der Regen dringen wird.“

„Was du denkst. Hast du denn noch keen Pueblo gesehn?“

„Nee.“

„Da wirst du dich wundern, wenn wir hinkommen. So een Pueblo is ganz sonderbar anzuschauen.“

Er hatte ganz recht, wenn er sagte, daß ein Pueblo einen ganz eigenartigen Anblick biete. Was das Wort an und für sich betrifft, so ist es ein spanisches und bedeutet „bewohnter Ort“, also sowohl ein einzelnes Haus als auch ein Dorf, eine Ortschaft. Diejenigen Indianer, welche Pueblos bewohnen, werden Puebloindianer oder kurzweg Pueblos genannt. Zu ihnen gehören die Tanos, Taos, Tehua, Nemes, Queres, Ucoma, Zuni und Moqui, im weiteren Sinn auch noch die Pimas, Maricopas und Papagos am Gilafluß und südlich von diesem.

Ein Pueblo ist entweder aus Stein oder aus Adobes (Luftziegeln) oder aus beiden gebaut. Gewöhnlich liegt das Gebäude an einem Felsen, der als Rückwand dient, und etwaige Felstrümmer sind mit in den Mauerbau gezogen. Das Gebäude steigt stets stufenartig an, so daß jedes vorhergehende, tiefere Stockwerk vor dem

nachfolgenden, höheren vortritt, und alle sind mit einem flachen Dach versehen. Das Erdgeschosß also trägt auf seinem platten Dach das erste Gestock, das um einige Meter zurückgebaut ist. Dadurch bleibt vor dem ersten Stock ein freier Raum, worin sich ein Loch befindet, das zum Erdgeschosß hinunterführt. Der zweite Stock liegt auf dem ersten, aber auch zurück und hat vor sich das vordere platte Dach des ersten Geschosses. In der Parterremauer befindet sich keine Türe; es hat überhaupt kein Geschosß eine eigentliche Tür, sondern ein Loch im Dache, durch das man hinabsteigt. Treppen gibt es nicht, sondern nur Leitern, die von Stock zu Stock außen anliegen und weggenommen werden können. Wer also in das Erdgeschosß will, muß zum ersten Stock hinauf- und dann durch das dort im Parterredach befindliche Loch hinuntersteigen. Die immer weiter zurückliegenden höheren Stockwerke bilden also eine Reihe gewaltiger Stufen, wovon man sich ein ungefähres Bild machen kann, wenn man sich hier bei uns einen Weinberg betrachtet, der sich etagenweise nach rückwärts in die Höhe hebt.

Zu dieser Bauart waren die alten festhaften und arbeitssamen Urwohner durch die Nähe der räuberisch herumstreifenden wilden Horden gezwungen. So ein Pueblo bildet, so einfach sein Bau ist, eine Festung, welche durch die Angriffsmittel, die es damals gab, unmöglich eingenommen werden konnte. Man brauchte nur die Leiter wegzunehmen, so konnte der Feind nicht herauf. Und brachte er welche mit, so mußte er jedes vorhergehende Stockwerk erobern, ehe er seinen Angriff auf das nachfolgende, höhere richten konnte.

Diese Puebloindianer sind meist sehr friedlich gesinnt und stehen unter staatlicher Aufsicht. Es gibt aber Pueblobauten, welche einsam in fern- und abgelegenen

Gegenden liegen; deren Bewohner betrachten sich als frei und sind genau so zu beurteilen und zu behandeln wie die ungezügelt herumziehenden Stämme. Zu dieser letzteren Art gehörte das Pueblo, das sich unsre Reiter zum heutigen Ziele genommen hatten; seine Bewohner waren wilde Nijoraindianer, deren Häuptling Ka Maku hieß. Ka heißt drei, und Maku ist der Plural von Finger; Ka Maku bedeutet also „Drei Finger“. Er trug diesen Kriegs- und Ehrennamen, weil er an der linken Hand im Kampf zwei Finger verloren hatte und also nur noch drei besaß. Er war als ein tapferer, aber habfüchtiger Krieger bekannt, auf dessen Wort und Freundschaft man sich in gewöhnlichen Zeiten vielleicht verlassen konnte; jetzt jedoch, wo verschiedene Stämme ihre Kriegsbeile ausgegraben hatten, war es jedenfalls gewagt, ihm rückhaltloses Vertrauen zu schenken.

Sein Pueblo lag einsam im Glanz der nun fast untergehenden Sonne. Es hatte außer dem Erdgeschoß fünf Etagen, die sich mit ihrem Rücken an die senkrechte Wand des Berges lehnten. Zusammengesetzt waren die untern Stockwerke aus gewaltigen Felsstücken, welche durch Abosesssteine verbunden waren; die oberen Etagen bestanden ausschließlich aus Luftziegeln. Der Bau war ganz gewiß mehr als ein halbes Jahrtausend alt, und noch zeigte sich nicht der kleinste Riß darin.

Man sah Frauen und Kinder auf den Terrassen sitzen, alle beschäftigt und sehr ernsten Gesichts, wie es so Art der Roten ist. Ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl bemerken können, daß diese Frauen, ja auch die Kinder, oft und geflüstert nach Süden blickten, als ob sie von dorthier ein wichtiges Ereigniß erwarteten. Ein Mann oder gar Krieger war jetzt nicht zu sehen.

Da aber stiegen aus dem Loch der dritten Terrasse

drei Personen, ein Roter und zwei Weiße, hervor, welche auf dieser Plattform stehen blieben und ihre Aufmerksamkeit auch nach Süden richteten. Der Rote war Ka Maku, der Häuptling, eine lange, sehnige Gestalt mit der Rabenfeder im Schopf. Sein Gesicht war nicht bemalt, ein Zeichen, daß sein Pueblo im Frieden lag; darum steckte auch nur das Stalpmesser in seinem Gürtel. Die beiden Weißen neben ihm waren — — Buttler, der Anführer der zwölf Finders, und Boller, sein Gefährte, welcher der Führer der deutschen Einwanderer gewesen war. Als sich in der Richtung, wohin sie blickten, nichts sehen ließ, sagte Buttler: „Noch nicht; aber sie kommen jedenfalls noch vor Anbruch des Abends.“

„Ja, sie werden sich beeilen,“ stimmte der Häuptling bei. „Es sind kluge Männer bei ihnen, denen nicht entgehen wird, daß ein Wetter naht; darum werden sie ihren Ritt beschleunigen, um hier zu sein, ehe es hereinbricht.“

„Du wirst also Wort halten? Ich darf mich auf dich verlassen?“

„Du bist seit langer Zeit mein Bruder gewesen, und ich werde ehrlich gegen dich sein. Doch hoffe ich, daß ich mich auch auf dich verlassen kann und den Lohn erhalte, den du mir versprochen hast.“

„Ich habe dir meine Hand darauf gegeben; das ist so gut wie ein Schwur. Sorge nur dafür, daß ich baldigst und ungesehen mit dem Desprinzen sprechen kann!“

„Ich werde ihn zu dir führen. Es wäre mir wohl nicht leicht geworden, dir mein Wort zu halten; nun aber, da das Wetter naht, werden diese Bleichgesichter nicht im Freien bleiben wollen, sondern in das Pueblo steigen, um nicht naß zu werden; da kann ich sie gefangen nehmen, ohne daß es zum Kampf kommt.“

„Diejenigen aber, die ich dir bezeichnet habe, mußt du von ihnen trennen, damit sie später glauben, daß der Delprinz sie gerettet hat.“

„Es wird geschehen, wie du gesagt hast. Uff! Da draußen kommen Reiter; sie werden es sein. Versteckt euch schnell!“

Die beiden stiegen eiligst nach dem obersten Stod empor, worin sie verschwanden. Der Häuptling aber blieb stehen und beobachtete die Nahenden mit scharfem Auge.

Es war ein Zug von Reitern und Packpferden; die drei vordersten Männer ritten nebeneinander, nämlich Sam Hawkens, Droll und der Hobble-Frank. Als dieser letztere die sich übereinander aufbauenden Terrassen des Pueblo beim Näherkommen deutlich vor sich liegen sah, sagte er: „So een Bauwerk is mir noch nich vorgekommen. Was für een Bauschtil mag das wohl sein? Ob byzantinisch-chloroformisch oder hebräisch-imperialisch. Vielleicht is es gotisch-objektivisch, vielleicht ooch griechisch-mixturalisch. Jedenfalls aber is es für so eenen Sachverständigen, wie ich bin, über alle Maßen interessant, zu sehen, mit welch eener regelmäßigen Treppenschüfensförmlichkeit sich diese Puebloindianer übereinander auf- und anfässig gemacht haben.“

Die Leiter, die zum Besteigen des Erdgeschosses diente, war aufgezoogen. Auf den verschiedenen Terrassen ließen sich außer den Frauen und Kindern nur einige Männer sehen. Das machte den Eindruck, daß die Krieger abwesend seien. Der Häuptling erwartete in stolzer, unbeweglicher Haltung die Ansprache der Reisenden. Sam Hawkens rief in dem dort gebräuchlichen, aus Englisch, Spanisch und Indiantisch zusammen-

gemischten Idiom zu ihm hinauf: „Bist du Ka Maku, der Häuptling dieses Pueblo?“

„Ja,“ antwortete er kurz.

„Wir wollen hier rasten. Können wir Wasser für uns und unsre Pferde bekommen?“

„Nein.“

Diese Abweisung war eine scheinbare. Es lag in seinem Plan, sie festzuhalten; er mußte ihnen also Wasser gewähren; aber sie sollten nicht ahnen, daß er sich nur gar zu gern mit ihnen befassen wolle.

„Warum nicht?“ fragte Sam.

„Das wenige Wasser, das wir haben, reicht kaum für uns und unsre Tiere.“

„Ich sehe aber doch weder eure Krieger noch eure Pferde. Wo befinden sie sich?“

„Auf der Jagd; sie werden aber bald zurückkehren.“

„Dann müßt ihr Wasser übrig haben. Warum verweigerst du es uns?“

„Ich kenne euch nicht.“

„Siehst du nicht, daß Frauen und Kinder bei uns sind? Wir sind also friedlich gesinnte Leute. Wir müssen trinken. Wenn du uns kein Wasser gibst, werden wir es uns suchen.“

„Ihr werdet es nicht finden.“

Er wendete sich ab und tat so, als ob er nichts mehr von ihnen wissen wolle. Das war dem braven Hobbler-Frank zu viel; er sagte zornig zu seinem Vetter Droll: „Was denkst denn der Kerl eigentlich, wer und was wir sind? Wenn mir's einfällt, so gebe ich ihm eene Kugel durch den Stopp, nachher wird er schon höflicher werden. Wir sind auaserlesene Leute, die Haare zwischen den Zähnen haben, und lassen uns nicht wie Bagabunden von der

hohen Pforte weisen. Ich schlage vor, een ernstes Wörtchen mit diesem Mann zu sprechen. Oder nicht?"

„Ja,“ antwortete die Tante in ihrer heimatlichen Mundart; „es is nich sehr angenehm, Dorcht zu habe und keen Wasser zu bekomme; aber finde wer'n mersch jedenfalls; mer dürfe bloß suche.“

Die Reiter stiegen ab, um nach einem vorhandenen Quell zu suchen. Feuchtigkeit war genug da, denn es wuchs Gras in der Nähe des Pueblo, und gar nicht fern davon gab es mehrere kleine Gärten mit Mais, Melonen und andern Gewächsen, deren Gedeihen fleißiges Begießen voraussetzte. Aber das Gesuchte wollte sich trotz alles Forschens nicht entdecken lassen, so daß Frank schließlich unmutig ausrief: „Dummköpfe sind wir, weiter nischt! Wenn Ob Shatterhand oder Winnetou mit ihrer anwesenden Gegenwart hier vorhanden wären, hätten sie das Wasser längst gefunden; ja, ich gloobe sogar, daß sie es riechen täten.“

„Dieser berühmten Krieger bedarf es nicht,“ meinte da Schi-So, der Häuptlingssohn, der den bisherigen Bemühungen leise lächelnd zugehört hatte. „Man muß nachdenken, anstatt zu suchen.“

„So? Na, da denke doch mal nach!“

„Das habe ich schon getan,“ antwortete dieser.

„Wirklich? So habe doch die Gewogenheit, uns das Ergebnis deiner geistigen Anstrengung mitzuteilen!“

„Dieses Pueblo ist eine Festung, welche ohne Wasser nicht bestehen kann. Am notwendigsten ist es im Fall einer Belagerung, während welcher die Verteidiger den Bau nicht verlassen können. Zieht man diesen Umstand in Erwägung, so läßt sich leicht denken, wo der Brunnen zu finden ist.“

„Ah, du meenst vielleicht im Innern des Gebäudes?
Über wo denn da?“

„Jedenfalls nicht in einem der oberen Stockwerke,“
lächelte der junge Indianer.

„Nee, doch ich hab' noch keen Wasservork off eener
Kirchturmspitze gesehen. Der Brunnen wird unten zu
suchen sein.“

„Wo er schon vor Jahrhunderten, als das Pueblo
erbaut wurde, angelegt worden ist.“

„Richtig! Das is so klar und deutlich wie Schiefel-
wichse. Höre, mein lieber, jugendlicher Freund, du
scheinst gar nich so dumm zu sein, wie du aussiehst.
Wenn du dich so weiter fortentwickelst, is es teilweise
möglich, daß aus dir vielleicht was werden kann. Also da
im Erdgeschoß hätten wir zu suchen. Aber wie kommen
wir hinein? Een Eingangstor is nich vorhanden, eben-
sowenig sind gerade oder gewendelte Treppen zu sehen,
und die gewohnheitsmäßige Leiter haben sie außerge-
wöhnlich emporgezogen. Aber wenn wir eene ägyptische
Pyramide bilden, indem immer eener off die Achseln des
andern schteigt, so können mehrere von uns hinauf off's
Dach und von da intwendig hinunter ins Parterre ge-
langen, wo das Aqua destillantarium zu finden is.“

Da bemerkte Sam Havkens: „Das hieße den Zu-
gang erzwingen, was wir möglichst vermeiden wollen,
wenn ich mich nicht irre. Wie es scheint, können wir das
umgehen; der Häuptling kommt herab. Ich denke, daß
er mit uns reden will.“

Wirklich kam Ra Matu jetzt bis auf die erste Platt-
form herabgestiegen. Er trat an deren Rand vor und
fragte: „Haben die Bleichgesichter das Wasser gefunden?“

„Erlaube uns, hinauf zu dir zu kommen, dann wer-

den wir es finden," antwortete Sam, der Kleine. „Es fließt im Pueblo.“

„Du hast es erraten. Ich würde euch welches geben, aber es ist hier so selten, daß — —“

„Wir werden es dir bezahlen," unterbrach ihn Sam.

„Das ist gut! Doch weiß mein Bruder vielleicht, daß mehrere Stämme der Roten ihre Kriegsbeile gegen die Weißen ausgegraben haben! Darf man da den Bleichgesichtern trauen?“

„Von uns hast du nichts zu fürchten. Vielleicht hast du schon einmal von uns gehört. Ich und diese beiden Krieger, welche hier neben mir stehen, werden das ‚Kleeblatt‘ genannt; da hinter mir steht — — —“

„Das Kleeblatt?“ fiel ihm der Häuptling schnell in die Rede. „Da kenne ich eure Namen. Ihr heißt Hawtens, Stone und Parker?“

„Ja.“

„Warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt? Das ‚Kleeblatt‘ ist stets freundlich zu uns roten Männern gewesen; ihr seid unsre Brüder, und wir heißen euch willkommen. Ihr sollt Wasser haben, umsonst und so viel, wie ihr braucht. Unsre Frauen sollen es euch hinausreichen.“

Auf einen Ruf von ihm kamen die Squaws auf die unterste Plattform herabgestiegen und holten aus dem innen im Erdgeschoß befindlichen Brunnen in großen, tönernen Krügen Wasser, das die Reisenden sich leicht herunterlangen konnten, weil einige Leitern angelegt worden waren. Das Ganze machte einen so friedlichen Eindruck, daß weder Sam Hawtens, der doch sonst so klug war, noch einer seiner Gefährten auf den Gedanken kam, daß die Freundlichkeit des Häuptlings nur Verstellung sei.

Während die Menschen sich erquickten und dann die durstigen Pferde getränkt wurden, hatte die Farbe des Himmels sich in sehr bedrohlicher Weise verändert. Es war erst hellrot, dann dunkelrot und schließlich violett geworden, und diese letztere Färbung ging nun in ein düsteres Schwarz über, ohne daß man hätte sagen können, daß eigentliche Wolken vorhanden seien.

„Das sieht böß aus,“ meinte Dick Stone zu Hawkins. „Was sagst du dazu, Sam? Das scheint ein Hurikan oder Tornado zu werden.“

„Glaube es nicht,“ antwortete der Gefragte, indem er mit einem langen Blick den Himmel prüfte. „Ja, Sturm wird es geben, einen tüchtigen Sturm, aber viel, sehr viel Wasser dazu. Es wäre am besten, wenn wir unter Dach und Fach kommen könnten, und unsre Pferde auch, sonst gehen sie uns durch.“

Und sich an den Häuptling wendend, der noch immer auf der Plattform stand, fragte er diesen: „Was sagt mein roter Bruder zu diesen bedenklichen Wetteranzeichen? Was wird daraus werden?“

„Ein großer Sturm mit einem solchen Regen, daß in kurzer Zeit hier alles schwimmen wird.“

„Denke das auch, habe aber keine Lust, zu schwimmen und unsre Sachen durch den Regen verderben zu lassen. Können wir nicht im Pueblo aufgenommen werden?“

„Meine weißen Brüder mögen mit ihren Frauen und Kindern zu uns heraufsteigen. Es soll sie kein Tropfen Regen treffen.“

„Und unsre Tiere? Gibt es keinen Platz für sie, wo sie uns nicht entfliehen können?“

„Da links um die Ecke des Pueblo ist ein Korral, wohin ihr sie einsperren könnet.“

„Gut, das werden wir tun. Inzwischen können die Frauen zu euch emporsteigen.“

Es wurden noch einige Leitern herabgelassen, woran die deutschen Frauen und Kinder nach dem zweiten Stockwerk und durch das dort befindliche Loch in das Innere des ersten Stockwerks niederstiegen. Zu gleicher Zeit kamen mehrere indianische Squaws und halb-erwachsene Knaben herunter, welche das Gepäc, das man den Pferden und Maultieren abgenommen hatte, nach der ersten Plattform trugen und von da durch ein ebensolches Deckenloch in das Erdgeschoß schafften.

An der Seite des Pueblo, die der Häuptling bezeichnet hatte, war durch ziemlich hohe Mauern ein offener, viereckiger Platz eingeschlossen, den Ra Matu als Korral bezeichnet hatte. Hierher wurden die Pferde geschafft. Als sie sich in Sicherheit befanden, verschloß man den Eingang durch Stangen, welche in dazu bestimmte Mauerlöcher querüber zu liegen kamen. Eben als man damit fertig war, gab es mit einemmal einen Blitz, als ob der ganze Himmel in Flammen stehe, und es krachte ein Donnererschlag, unter dem die Erde zu zittern schien. Zu gleicher Zeit begann es zu regnen, daß man kaum einige Schritte weit zu sehen vermochte, und es brach urplötzlich ein Sturm los, der von solcher Mächtigkeit war, daß man sich an der Mauer festhalten mußte, um nicht niedergeworfen zu werden. Die Männer eilten zu den Leitern.

Der Bankier und sein deutscher Buchhalter waren nicht so erfahren, gewandt und schnell wie die andern und darum die letzten, welche die Leitern erreichten. Alles drängte in höchster Eile hinauf nach der zweiten Plattform und nach dem dort befindlichen Loch, durch das man mittels einer Leiter in das erste Stockwerk nieder-

stieg. Da immer nur eine Person hineinkonnte, ging dies nicht so schnell, wie der gleich einem See niederstürzende Regen wünschen ließ. Jeder dachte nur an sich selbst und drängte vorwärts; auf andres hatte man nicht acht. So kam es, daß keinem die fünf oder sechs Indianer auffielen, welche ganz plötzlich bei dem Häuptling standen, der das Niedersteigen leitete.

Der Deckel, durch den das Eingangsloch verschlossen werden konnte, lag daneben. In der Nähe waren mehrere große, mehr als zentnerschwere Steine zu sehen, was auch niemandem auffiel. Der Bankier und Baumgarten, sein Buchhalter, waren, wie schon erwähnt, die beiden letzten. Eben als der erstere seinen Fuß auf die erste, oberste Leitersprosse setzen wollte, rief ihm der Häuptling zu: „Halt, zurück! Ihr dürft nicht da hinein!“

„Warum nicht?“ fragte Rollins.

„Das werdet ihr erfahren.“

Er warf sich mit den erwähnten Indianern auf die beiden, welche, ehe sie sich nur besinnen und an Widerstand denken konnten, niedergedrückt und gefesselt wurden. Ihre Hilferufe, die sie ausstießen, wurden von dem Loben des Sturmes und dem Krachen des Donners verschlungen. Ebenso schnell, wie dies geschehen war, zog der Häuptling die Leiter aus dem Loch empor und warf den Deckel zu, worauf seine Leute die schweren Steine auf den letzteren wälzten. Die Herabgestiegenen konnten nicht herauf; sie waren gefangen.

Run wurden der Bankier und Baumgarten eine Etage tiefer geschafft und mittels Lasso's in das Erdgeschloß hinabgelassen. Dann wurde auch hier der Eingang mit dem falltürähnlichen Deckel verschlossen. Hierauf schickte der Häuptling einen seiner Leute fort. Der Mann verließ zunächst mittels der untersten Leiter das Pueblo

und rannte dann trotz Blitz und Donner, Sturm und Regen längs der Felsenhöhe, an die sich das Bauwerk schmiegte, hin, bog um eine Ecke und kam nach vielleicht zehn Minuten an einen Platz, wo, wie es schien, die Trümmer einer herab- oder zusammengestürzten Steinwand einen Wirrwarr bildeten, der sich sehr gut zum Versteck eignete. Hierher hatten sich die Krieger des Pueblo mit ihren Pferden zurückgezogen, um den Weißen glaubhaft zu machen, daß sie auf der Jagd abwesend seien. Diesen Leuten meldete der Bote, daß der Streich geglückt sei und sie also zurückkehren könnten.

Ja, er war geglückt, und zwar viel, viel leichter, besser und schneller, als der Häuptling sich vorher gedacht hatte. Zu diesem unerwarteten Gelingen hatte freilich das so plötzlich hereinbrechende Wetter am meisten mitgewirkt, kaum weniger aber auch die Unvorsichtigkeit, womit die Gefangenen in die Falle gegangen waren.

Erst waren, wie schon erzählt, die Frauen und Kinder von der dritten Terrasse in das zweite Stockwerk hinabgestiegen. Als sie da angelangt waren, sahen sie sich in einem ungefähr drei Meter hohen, fensterlosen Raum. Es war außer dem Loch oben in der Decke, durch das sie herabgestiegen waren, nicht die kleinste Maueröffnung vorhanden. Das Stockwerk wurde von vier Quertwänden in fünf Räume geteilt, deren mittellster der größte war; in diesem befanden sie sich. In einer Nische brannte ein kleines Tonlämpchen, dessen matter Schein nur wenige Schritte weit zur Geltung kam.

Frau Rosalie sah sich kopfschüttelnd um. Als sie in dem ganzen Raum außer der Leiter und der Lampe nicht den geringsten Gegenstand entdeckte, sagte sie entrüstet: „Na, so was habe ich noch nicht gesehen und erlebt! Schickt man denn seine Gäste in so een Loch, wo es

Keen Kanapee und keenen eenzigen Sctuhl nich gibt! Das is ja grad wie in eenem Keller! Wo setzt man sich hin? Wo hängt man seine Sachen off? Wo macht man das Feuer? Wo kocht man den Kaffee? Keen Fenster is zu sehen, und keen Ofen is da! Das muß ich mir wirklich sehr verbitten! Wir sind Damen, und Damen sctedt man nich in — — — Dunner Sachsen!“ unterbrach sie sich erschrocken, als sie den ersten Donner Schlag hörte, der bis in diesen Raum herabklang. „Ich gloobe gar, das hat eingeschlagen! Rich?“

„Ja, das war een Schlag, und was für eener!“ antwortete Frau Strauch. „Ich guckte grad in das Loch hinauf und habe es deutlich bliken sehen.“

„Na, dann stellt euch nur gleich alle mit'nander dort in die hinterste Ecke! Die Männer schprachen unterwegs davon, daß die Gewitter hier ganz andersch auftreten als bei uns derheeme. Wenn so een irrfinniger amerikanischer Blitz durch das Loch herunterkommt, sind wir bei lebendigem Leib off der Sctelle mausetot. Da is es freilich gut, daß es hier keen Feu, keen Sctroh und überhaupt keene brennbaren Sachen gibt. Verschteht ihr mich? Hört ihr's, wie der Regen da oben auftrappst? Du meine Güte, unsre guten Männer werden durchweecht bis off die Haut! Nachher gibt's Erkältung, Schnupfen-, Leib- und Magen Schmerzen; wer hat die Sorgen und die Angst? Natürlich wir Weiber, wir Frauen, wir Damen, wie sich ganz von selbst verschteht! Wenn sie nur bald kämen!“

Ihr Wunsch wurde augenblicklich erfüllt, denn so eben kam der erste herabgestiegen, Hobble-Frank, den nach und nach die andern folgten. Unten angekommen, schüttelte er die Nässe möglichst von sich ab, sah sich um und sagte enttäuscht: „Was is denn das für een nieder-

trächtiges Loch hier unten? Das soll doch nicht etwa eene Wohnung sein? Wenn diese roten Gentlemen keinen bessern Aufenthaltort für uns haben, werde ich ihnen nächstens eenen königlich sächsischen Baumeester herüberschicken. Der mag ihnen zeigen, was für een Unterschied is zwischen meiner Villa 'Bärenfett' an der Elbe und dieser scheußlichen Behausung unter der Erde. Wo setzt man sich denn da eegentlich hin, wenn man müde is und een Mittagschlummerchen veranschaltten will?"

„Ueberallhin, Herr Franke,“ antwortete Frau Rosalie. „Platz is genug.“

„Wie? Was sagen Sie?“ fragte der Hobble-Frant gereizt. „Ueberallhin? Warum setzen denn Sie sich nicht? Wohl weil es Ihnen nicht paßt? Und was Ihnen nicht gefällt, das is wohl für mich gut genug?“

„Still, Frank!“ forderte ihn Sam auf. „Es ist hier nicht der Ort und die Zeit zu solchen Hätteleien. Wir haben Besseres zu tun.“

„So? Was denn?“

„Vor allen Dingen müssen wir die Friedenspfeife rauchen, wenn ich mich nicht irre.“

„Mit diesen Indianern?“

„Ja, mit dem Häuptling wenigstens. Du weißt doch jedenfalls, daß man eines Roten erst dann sicher ist, wenn man das Kalumet mit ihm geraucht hat.“

„Das weech ich wohl. Aber da hätten wir doch draußen roochen sollen!“

„Es gab ja keine Zeit dazu.“

„Die hätten wir uns trotz des schlechten Wetters nehmen sollen. Jetzt scteden wir in diesem Keller, und wenn die Roten es nich offrichtig mit uns meenen, so is es grad so gut, als ob — — alle tausend Deixel! Siehste,

daß die Geschichte schon losgeht? Da ziehen sie die Leiter in die Höhe. Haltet sie fest; haltet sie fest!”

Er eilte hin und sprang mit ausgestreckten Armen in die Höhe, um die Leiter noch zu ergreifen, kam aber zu spät; sie verschwand oben durch die Oeffnung.

„Da habt ihr die Bescherung!“ rief er zornig. „Jetzt scteden wir in der Patzche, grad wie Pythagoras im Faß!“

„Das war wohl Diogenes,“ verbesserte Sam.

„Schweig!“ fuhr ihn Frank an. „Was verstehst du von Diogenes! Das is der Zwerg beim Heidelberger Faß. Willst du denn immer mit mir sctreiten?“

„Nein,“ lachte Sam. „Aber die Sache mit der Leiter kommt mir nun auch einigermaßen bedenklich vor. Warum hat man sie hinaufgezogen? Hat man sie vielleicht schnell für ein andres Stockwerk gebraucht? Das wäre bei diesem Wetter ja wohl leicht möglich. Laßt einmal sehen, ob wir alle beisammen sind!“

Es stellte sich heraus, daß der Bankier und sein Buchhalter fehlten. Darum meinte Sam Hawkens befriedigt: „Da bin ich beruhigt. Die gehören zu uns und müssen also auch noch zu uns herab. Die Leiter ist schnell anderwärts gebraucht worden, wenn ich mich nicht irre.“

„Aber warum hat mer da obe zugemacht und den Deckel off's Loch gelegt?“ warf Droll ein.

„Das fragst du noch?“ antwortete Frank. „Ich schäme mich wahrhaftig, daß du mein Wetter und Verwandter bist! Jeder vernünftige Mensch macht, wenn es regnet, die Klappe zu. Hier regnet es nicht bloß, sondern es gießt wie aus Badewannen. Darum is der Deckel zugemacht worden, um unsere allerwertesten Köpfe zu schonen.. Kannst du das begreifen?“

„Ja, lieber Freund und Wetter Heliogabalus Morphus Edeward Franke, weil du's so deutlich zu mache verstehst, habe ich's verstanden.“

„Ja, das wird der Grund sein,“ stimmte Sam bei. „Bis der Häuptling herunterkommt, wollen wir uns einmal mit Hilfe dieser Lampe unsre heutige Wohnung ansehen.“

Sie waren von dieser „Wohnung“ keineswegs erbaut. Die Räume waren vollständig leer. Es gab keinen Sitz, keine Decke, keine Spur von Stroh, Heu oder Laub, woraus man auch nur für einen einzigen Menschen ein Lager hätte bereiten können. Das zog die Stimmung der durchnächten Leute tief herab. Doch Sam verlor seinen Gleichmut noch immer nicht, sondern sagte, als sie wieder in den mittleren Raum zurückgekehrt waren: „Das wird bald anders werden; laßt nur erst den Häuptling kommen! Dann werden wir alles erhalten, was wir brauchen.“

Schi-So, der junge Indianer, hatte sich an der Besichtigung der Räumlichkeiten nicht mit beteiligt. Er saß, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, am Boden und blickte ernst vor sich hin. Jetzt, als er Sams tröstliche Worte hörte, brach er sein bisheriges Schweigen und sagte: „Sam Hatwens irrt sich. Es wird nicht bald anders werden. Wir sind gefangen.“

„Gefangen? Alle Wetter! Woraus schließest du das?“

„Ich bin Indianer und weiß, woran ich bin. Als wir oben einstiegen, sah ich zwei Reitern, die an dem nächsten Stockwerk lehnten. Wenn man schnell eine brauchte, warum hat man da nicht eine von diesen genommen, die doch bequemer zu haben waren als die unstrige?“

„Ah! Ich habe diese beiden Reitern auch gesehen.

Da ist es allerdings sonderbar, daß man grad die unsrige genommen hat.“

„Und noch eins,“ fuhr der Jüngling fort. „Wo ist Grinley, der sich den Namen eines Delprinzen gibt?“

„Alle Wetter, ja, das ist richtig!“ rief Sam betroffen aus.

„Warum fehlen grad die beiden, welche er höchst wahrscheinlich betrügen will? Er weiß, daß wir es nicht zu dem Betrug kommen lassen werden; er will sie von uns trennen und hat sich zu diesem Zweck an den Häuptling gewendet.“

„Aber wie und wann?“

„Denkt an die beiden Weissen, die vor uns auf Forner's Rancho gewesen sind! Er hat mit ihnen gesprochen; ich habe erfahren, daß er sogar mit dem einen längere Zeit hinter dem Haus gesteckt hat.“

„Wenn das wäre, so gäbe es freilich einen Zusammenhang, der mich bedenklich machen muß. Aber wie kann man es wagen, so viele Leute, wie wir sind, hier als Gefangene einzuschließen? Wir sind ausgezeichnet bewaffnet und können ausbrechen.“

„Wo?“

„Indem wir den Dedel öffnen.“

„Versucht das doch! Er geht gewiß nicht auf.“

„Dann durch die Außenmauer.“

„Die besteht aus Steinen und einem Mörtel, der sicher noch härter als Stein ist.“

„Durch die Decke.“

„Versucht es einmal, mit euern Messern hindurchzukommen!“

„Aber ich habe außer dem Häuptling nur Weiber und Kinder gesehen!“

„Die Krieger hatten sich versteckt. Sie sollen sich auf

der Jagd befinden. Welch ein Wild gäbe es zu dieser Jahreszeit und in dieser öden Gegend zu jagen? Ihr wißt, daß mehrere Indianerstämme das Kriegsbeil ausgegraben haben. Wenn diese sich auf dem Kriegspfad befinden und zu jeder Zeit an jedem Ort erscheinen können, werden da andre so unborsichtig sein, ihr festes Lager zu verlassen, indem sie auf die Jagd gehen und dabei ihr Leben wagen? Gehen überhaupt die Puebloindianer in solchen Massen auf die Jagd? Leben sie nicht vielmehr von den Erträgnissen, die sie in ihren Gärten ziehen?“

„Du hast recht. Deine Gründe sind nicht zu widerlegen.“

„Ja; wir sind gefangen.“

„So wollen wir uns überzeugen und vor allen Dingen versuchen, ob der Deckel da oben zu öffnen ist.“

Die Stone und Will Parker mußten zusammentreten. Sam stieg auf ihre Schultern, so daß er den Deckel erreichen konnte, und stemmte sich mit aller Kraft gegen denselben — vergebens; er war nicht um einen halben Zoll zu bewegen.

„Es ist richtig; man hat uns eingeschlossen,“ zürnte er, indem er wieder niederstieg. „Aber wir werden diesen Schufsten zeigen, daß sie sich verrechnet haben.“

„In welcher Weise?“ fragte Stone.

„Wir graben uns durch, entweder durch die Mauer oder durch die Decke. Wollen zunächst die erstere untersuchen.“

Bei dem Schein des Lämpchens wurden erst in den verschiedenen Abteilungen des Stodwerks mehrere Mauerstellen in Augenschein genommen. Es zeigte sich, daß die Außenmauer, wie bereits Schi-So gesagt hatte, in ihrer ganzen Länge aus diesen Steinen bestand, die

durch einen Mörtel verbunden waren, den kein Messer zu entfernen vermochte. Und andre, kräftigere Werkzeuge gab es nicht.

Nun blieb nur noch die Decke, durch die vielleicht ein Ausgang erzwungen werden konnte. An der Untersuchung beteiligten sich alle Männer, indem je zwei sich zusammenstellten und ein dritter auf sie stieg, um mit dem Messer zu versuchen, ein Loch fertig zu bringen. Man fand, daß die eigentliche Unterlage aus einem eisenfesten Holz bestand, Knüppel an Knüppel nebeneinander gelegt; es war seit Jahrhunderten nicht von der Feuchtigkeit angegriffen worden und setzte den Messern einen unbefiegliehen Widerstand entgegen, so daß man nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, woraus die darauf liegenden Schichten bestanden.

Die Frauen hatten diesen Bemühungen mit banger Erwartung zugehört; als sich diese als nutzlos erwiesen und die Versuche eingestellt wurden, rief Frau Rosalie zornig aus: „Sollte man denn denken, daß es so schlechte Menschen wie diese indianische Kasselbande in der Welt geben kann! Wenn ich die Spitzbuben jetzt hier hätte, Herr meines Lebens, wie wollte ich ihnen die Wahrheit sagen! Aber da sieht man wieder mal, was dabei 'rauskommt, wenn man sich off die Männer verläßt! Die sollen unstre natürlichen Beschützer sein; aber anstatt offzupassen und uns zu beschützen, führen sie uns gradezu ins blaue Unglück 'nein!“

„Sei doch schtille!“ bat ihr Mann. „Du beleidigst ja die Herren mit deiner ewigen Zanferei.“

„Was? Wie? Ewig?“ fragte sie erboßt. „Seit wann habe ich denn geredet und geschprochen? Seit höchstens drei oder vier Sekunden. Und das nennst du ewig! Wer recht hat, der braucht seine Zunge nich schtille schtehn zu

lassen. Wir sind so dumm gewesen, uns einschperren zu lassen; ich bin nicht schuld daran; aber fragen will ich doch, was wir nun zu erwarten haben und was mit uns geschehen wird?“

„Das fragen Sie noch?“ antwortete der Hobbler-Frant, indem es pfiffig um seine Mundwinkel zuckte. „Es ist doch ganz selbstverständlich, was mit uns geschehen wird.“

„Na, was denn zum Beispiel?“

„Zuerst werden wir gefesselt — — —“

„Etwas auch wir Damen?“

„Natürlich! Dann bindet man uns an den Marterpfahl — —“

„Uns Damen auch?“

„Selbstverständlich! Und nachher werden wir schön langsam ermordet — —“

„Die Damen auch?“

„Allemaal! Und wenn wir dann tot sind, werden wir schälpiert.“

„Dunner Sachsen! Doch nicht etwa wir Damen auch?“

„Freilich auch! Die Roten pflegen die Weiber sogar lebendig zu schälpieren; sie warten gar nicht, bis sie tot sind, wissen Sie, weil die Damen schöneres und längeres Haar haben, was dem Schälp eenen viel größeren Wert verleiht — — —“

„Danke ergebenst für diese Schmetchelei!“ fiel sie ihm in die Rede.

„Bitte sehr!“ antwortete er. „Und sodann weil die Schälphaut sich bei eener toten Leiche nicht so gut losziehen läßt wie bei eener lebendigen.“

„Ist das wahr, oder wollen Sie mir bloß angst machen, Herr Franke?“

„Es ist die volle, reene Wahrheit, off die Sie sich ganz ergebenst verlassen können.“

„So sind diese Roten ja die echten und richtigen Mordbarbaren! Aber ich lasse mich weder tot noch lebendig schälpiieren. Meine Haut bekommen sie nicht, um keenen Preis. Ich wehre mich; ich verteidige meine Haare vom ersten bis zum letzten Dogenblick. Ich bin Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Seiermüllern, und mich sollen sie kennen lernen!“

Bei der andern Gruppe von Gefangenen, nämlich bei dem Bankier und seinem Buchhalter, ging es weniger lebhaft her. Sie lagen miteinander im Erdgeschoß. Dort brannte keine Lampe; es war finster. Die dortige Feuchtigkeit der Luft und ein zeitweiliges Gurgeln ließen vermuten, daß sie sich in der Nähe der Wasserquelle befanden. Die Mauern waren hier unten so stark, daß das Toben des Unwetters fast gar nicht vernommen wurde. Als man sie an Laffos niedergelassen und der Deckel sich über ihnen geschlossen hatte, horchten die beiden erst eine kleine Weile. Es blieb rund um sie her still, und nichts verriet die Anwesenheit eines andern Menschen. Darum ergriff der Bankier das Wort: „Seid Ihr ohnmächtig, Mr. Baumgarten, oder hört Ihr mich?“

„Ich höre Euch, Sir. Es ist allerdings zum Ohnmächtigwerden. Was haben wir den Indianern getan, daß sie uns in dieser Weise behandeln?“

„Um, das frage ich mich auch. Warum nehmen sie grad uns zwei gefangen und nicht auch die andern?“

„Was das betrifft, so vermute ich, daß diese es nicht besser haben werden als wir.“

„Ihr meint, daß sie auch gefangen sind?“

„Ja.“

„Habt Ihr einen Grund dazu?“

„Mehrere. Einer von ihnen ist mir vor allen Dingen maßgebend: die Roten können uns nicht gefangen nehmen, ohne unsere Gefährten auch festzuhalten, da diese uns sonst jedenfalls befreien würden.“

„Das ist richtig, aber zugleich auch traurig für uns, denn wir müssen die Hoffnung, befreit zu werden, aufgeben.“

„Fällt mir nicht ein! Ich hoffe bis zum letzten Augenblick. Mir erscheint es keineswegs ausgeschlossen, daß wir trotz allem auch auf unsre Gefährten rechnen können. Sie sind wahrscheinlich ebenso eingeschlossen wie wir, aber nicht gefesselt. Sie haben ihre Waffen bei sich. Nehmen Sie dazu, was für Kerls sie sind! Dieser Hobble-Frank ist zwar eine ganz wunderliche Persönlichkeit, aber gewiß ein unerschrockener, mutiger Mensch und tüchtiger Westmann. Von Hawkens, Parker, Stone und Droll läßt sich ganz daselbe sagen, und was die übrigen betrifft, so gibt es außer diesem unzuverlässigen Kantor gewiß keinen, der die Hände furchtsam in den Schoß legen wird.“

„Well, denke das auch. Aber warum hat man sich unser bemächtigt? Vielleicht eines Lösegeldes halber?“

„Schwerlich. So etwas wäre die Art weißer Banditen, aber nicht diejenige der Indianer. Ich vermute, das Verhalten der Roten ist eine Folge der zwischen ihnen und den Weißen ausgebrochenen Streitigkeiten.“

„All devils! Dann hätten wir nichts zu hoffen, denn dann wären wir, sozusagen, Kriegsgefangene, und es wird uns wohl an den Kragen gehen! Schöne Aussicht! Am Marterpfahl braten und skalpiert zu werden!“

„So weit sind wir noch nicht! Wollen zunächst einmal versuchen, ob wir aus den Fesseln kommen können.“

Sie gaben sich alle Mühe; sie strengten ihre Kräfte bis auf das äußerste an, doch ohne jeden Erfolg; die Riemen waren zu fest. Sie einander aufzuknoten, daran dachten sie nicht, und doch hätten sie, selbst mit gefesselten Händen, wenigstens einen Versuch dazu machen können.

Sie lagen nun still nebeneinander und warteten — — eine lange, lange Zeit, wie ihnen dünkte. Da hörten sie über sich ein Geräusch. Der Deckel wurde entfernt. Sie erblickten den blauen Sternenhimmel. Das Unwetter hatte sich also verzogen, und es war Abend geworden. Sie sahen, daß die Leiter herabgelassen wurde und der Häuptling daran herniederstieg. Er bückte sich nach ihnen und betastete sie mit seinen Händen. Als er sich überzeugt hatte, daß sie noch gefesselt waren und still gelegen hatten, sagte er: „Die weißen Hunde sind dummer wie die heulenden Kohoten. Sie kommen in die Wohnung der roten Krieger, ohne zu bedenken, daß jetzt das Messer zwischen uns und ihnen ausgegraben ist. Sie haben uns unser Land, unsre heiligen Orte genommen und uns vertrieben; sie verfolgen und betrügen uns fort und fort. Sie kamen zu wenigen und schwellen zu Millionen an; wir aber waren Millionen und müssen verschwinden wie die Mustangs und Bisons auf der Savanne. Doch sterben wir nicht, ohne uns zu rächen. Das Kriegsbeil ist ausgegraben, und alle Bleichgesichter, die in unsre Hände fallen, sind verloren. Morgen früh, sobald der Tag graut, werden die Marterpfähle errichtet werden, und euer Schmerzgeheul wird laut in die Lüfte schallen! So wird es geschehen, denn Ka Maku, der Häuptling, hat es gesagt!“

Nach diesen Worten stieg er wieder empor, zog die Leiter nach sich und legte den Deckel auf die Oeffnung.

Seine Drohung war den beiden durch Mark und Bein gegangen; sie wußten nicht, daß er im Auftrag handelte und ihnen ihr Schicksal nur deshalb in so düsterer Farbe malte, damit sie ihrem vermeintlichen Retter später um so dankbarer sein möchten.

Dieser Besuch des Häuptlings drückte den Bankier vollständig nieder, und auch Baumgarten war bei weitem nicht mehr so zuversichtlich wie vorher. Schon morgen früh am Marterpfahl! Das war ja entsetzlich schnell und die Zeit viel, viel zu kurz zu einer möglichen Rettung!

Sie teilten sich ihre Befürchtungen mit; sie zermarterten sich das Gehirn, um einen Ausweg zu finden; sie begannen wieder, an ihren Fesseln zu zerrn, so daß diese ihnen in das Fleisch schnitten, doch ohne den geringsten Erfolg. Da — es waren wohl einige Stunden vergangen, hörten sie wieder ein Geräusch. Sie blickten nach oben. Der Deckel wurde weggeschoben, und ein Kopf erschien über der Oeffnung.

„Pst, pst, Mr. Rollins, seid Ihr etwa da unten?“ hörten sie in unterdrücktem Ton fragen.

„Ja, ja!“ antwortete der Genannte, vor Freude laut, weil er Hoffnung schöpfte.

„Leise, leise! Wenn man etwas von uns hört, bin ich verloren. Ist vielleicht Mr. Baumgarten bei Euch?“

„Ja, ich bin auch hier,“ antwortete der Deutsche.

„Endlich, endlich finde ich euch! Ich habe euch unter tausend Todesgefahren gesucht, um euch zu retten. Habt ihr euch getevert? Seid ihr etwa verwundet?“

Es klang eine fast liebevolle Besorgnis aus diesen Worten.

„Nein, wir sind gesund und unbeschädigt,“ antwortete Rollins.

„So wartet eine kleine Weile; ich will sehen, ob es mir gelingt, eine Leiter herbeizuschaffen. Es stehen zwar überall Wächter da oben, aber ich will versuchen, euch zu retten.“

Der Kopf verschwand aus der Oeffnung.

„Gott sei Dank! Wir werden entkommen!“ seufzte der Bankier, indem er sich durch einen tiefen, tiefen Atemzug erleichterte. „Das war Grinley, unser Delprinz. Nicht?“

„Ja,“ antwortete der Buchhalter. „Zwar konnte ich sein Gesicht nicht sehen, aber ich habe ihn an der Stimme erkannt, obgleich er nur flüstern durfte.“

„Er holt uns heraus; er wagt sein Leben, um uns zu befreien. Ist das nicht brav von ihm?“

„Sehr!“

„Da sieht man wieder einmal, wie sich Leute, die sonst scharfsinnig sind, in einem Menschen irren können! Man wollte ihn zum Betrüger stempeln. Jetzt können wir die feste Ueberzeugung haben, daß er unser vollstes Vertrauen verdient. Ich werde gewiß nicht wieder an ihm zweifeln.“

Jetzt erschien der Delprinz wieder an der Oeffnung. Er ließ eine Leiter herab und forderte die beiden mit leiser Stimme auf: „Es ist mir gelungen. Da habt ihr die Leiter. Kommt herauf!“

„Wir können nicht, denn wir sind gefesselt,“ antwortete Rollins.

„Das ist schlimm, denn da vergeht eine kostbare Zeit, weil ich zu euch hinunter muß.“

Er kam zu ihnen hernieder, betastete ihre Fesseln und schnitt diese durch. Sie standen auf und dehnten ihre Glieder, um das stockende Blut wieder in Umlauf zu bringen. Rollins reichte ihm die Hand und flüsterte:

„Das werde ich Euch nie vergessen, Sir! Aber sagt mir doch einmal, wie es Euch gelungen ist, hier — — —“

„Pst, still!“ fiel ihm der Delprinz in die Rede. „Davon später. Jetzt gilt es, schnell fortzukommen, da jeden Augenblick jemand nach euch sehen kann; dann wären wir verloren. Kommt also schnell herauf! Aber richtet euch nicht etwa in die Höhe, denn da würdet ihr sofort gesehen. Wir müssen uns kriechend entfernen.“

Er stieg empor, und sie folgten ihm. Oben legten sie sich glatt auf das Dach nieder.

„Schaut hinaus!“ flüsterte er ihnen zu. „Seht ihr die Wächter?“

Sie sahen im hellen Sternenscheine Indianer auf den oberen Terrassen stehen. In ihrer Unerfahrenheit fiel es ihnen gar nicht auf, daß grad hier unten bei ihnen, wo ein Posten doch am notwendigsten gewesen wäre, keiner stand. Und noch viel weniger kamen sie auf den Gedanken, daß sie von den Wächtern da oben recht gut gesehen wurden und das Gebaren des Delprinzen nichts war als die reine Spiegelfechterei. Er ließ das Loch offen und die Leiter darin stecken und raunte ihnen zu: „Folgt mir ganz leise bis hin zum Rand, wo ich eine Leiter angelegt habe. Wenn wir nicht gesehen werden und erst unten sind, dann haben wir nichts mehr zu fürchten.“

Sie krochen nach der Kante der ersten Terrasse und sahen dort die Leiter lehnen. Auch das fiel ihnen nicht auf. Sie stiegen einer nach dem andern hinunter und befanden sich nun außerhalb des Pueblo.

„Endlich, endlich!“ sagte da der Delprinz. „Es ist gelungen. Nun schnell fort von hier!“

„Noch nicht, Mr. Grinley,“ sagte der gewissenhafte

Buchhalter. „Unsre Gefährten sind doch jedenfalls auch gefangen?“

„Allerdings.“

„Wollen wir sie stecken lassen? Wir haben wohl die Pflicht, ihnen — — —“

„Unsinn!“ fiel ihm der andre in die Rede. „Was fällt euch ein! Der Häuptling hat gelogen. Seine Krieger sind nicht auf der Jagd, sondern hier. Was können wir drei gegen sechzig bis siebzig wohlbewaffnete Indianer tun? Wir würden ins sichere Verderben rennen. Seid froh, daß ich euch herausgeholt habe!“

„Das mag richtig sein; aber es tut mir doch leid um sie.“

„O, die werden schon selbst für sich sorgen. Es sind ja tüchtige Kerls dabei, die gewiß einen Ausweg finden werden.“

„Das beruhigt mich. Aber wie kommen wir fort? Man wird uns wahrscheinlich verfolgen. Ja, wenn wir unsre Pferde und Waffen hätten. Auch unser Gepäc wird uns fehlen.“

„Es ist alles da; ich habe alles gerettet!“

„Was? Wie? Das ist ja ganz unmöglich!“

„O, ein mutiger Mann macht seinen Freunden zu liebe selbst das Unmögliche möglich. Ich allein freilich hätte es nicht fertig gebracht; ich habe Hilfe und Unterstützung gefunden.“

„Bei wem?“

„Bei zwei wadern Gentlemen, zu denen ich euch führen werde. Kommt also rasch; wir dürfen keinen Augenblick mehr hier verweilen.“

Er führte sie an der Außenmauer des Pueblo hin und dann nach dem Trümmertwirl, wo heut die Indianer gesteckt hatten. Dort trafen sie auf Buttler und

Poller und fanden bei ihnen nicht nur ihre Pferde und Waffen, sondern auch ihr ganzes sonstiges Eigentum. Darüber waren sie denn doch erstaunt; ihre Fragen aber wies der Delprinz mit den Worten zurück: „Jetzt müssen wir augenblicklich fort, denn man wird, wie ihr selbst ganz richtig vermutet habt, uns verfolgen, und da ist es notwendig, einen möglichst großen Vorsprung zu erlangen. Unterwegs sollt ihr erfahren, wie sich alles zugeht.“

Er hatte sich eine glaubhafte Erzählung zurechtgelegt und war überzeugt, daß diese die gewünschte Aufnahme finden werde. Sie stiegen auf und jagten im Galopp von dannen. Der Bankier war von Dank gegen seine Retter erfüllt; ihn kümmerten die Zurückgelassenen nicht; Baumgarten aber konnte sich des Gedankens doch nicht erwehren, daß es eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, die Befreiung ihrer Gefährten wenigstens zu versuchen.

Diese letzteren befanden sich in einer Lage, die zwar jedenfalls ernst war, aber doch auch ihre spaßhafte Seite hatte, dieses letztere in Folge der Eigentümlichkeiten einiger der beteiligten Personen. Man war zuerst der Ueberzeugung gewesen, daß die Eingangsklappe wieder geöffnet werde, damit der Bankier und sein Buchhalter noch nachkommen könnten. Die Behauptung Schissos brachte in diese Ansicht die erste Bresche, und als man dann längere Zeit, ja stundenlang gewartet hatte, ohne daß der Deckel geöffnet wurde, konnte es nicht länger in Abrede gestellt werden, daß die Meinung des Indianerjünglings die richtige war. Da erlitt die bisher ziemlich ruhige Stimmung der Eingesperrten freilich einen gewaltigen Umschlag. Die erfahrenen Westmänner waren allerdings gewohnt, sich zu beherrschen, desto aufgeregter aber zeigten sich die andern, die deut-

schen Auswanderer, welche vor Sorge außer sich waren. Ein einziger von ihnen bewahrte seine Fassung, nämlich der Kantor, dem es gar nicht einfiel, zu glauben, daß sein künstlerisches Dichten und Trachten hier einen gewalttätigen Abschluß finden könne. Wie sich sehr leicht denken läßt, führte Frau Rosalie das erste Wort. Sie schimpfte ganz gewaltig zunächst auf die Indianer und dann aber auch auf Sam Hawkens und seine Gefährten, denen sie die Schuld gab, daß sie in die gegenwärtige Lage gekommen war.

„Wer hätte das diesem alten, roten Indianerbürgermeister angesehen!“ zürnte Frau Rosalie. „Der Mann war so freundlich, wie schöne, gelbe Grasbutter; er tat so schön, daß ich schon glaubte, er werde mich zu einem Walzer auffordern. Und jetzt stellt sich's 'raus, daß das alles Falschheit, Betrug und Hinterlistigkeit gewesen is. Off was hat er es denn eegentlich abgesehen? Off unsre Sachen und off unser Geld? Sagen Sie mir doch das, Herr Hawkens? Reden Sie doch; sprechen Sie doch! Schtöhen Sie doch nich da wie een chinesischer Delgöze, der keen Wort von sich geben kann!“

„Natürlich haben sie es auf unser Eigentum abgesehen,“ antwortete Sam.

„Natürlich? Das finde ich gar nich so natürlich wie Sie. Mein Eigentum is eben mein Eigentum, an dem mir keen anderer Mensch herumzufispern hat. Wer die Hand nach meinen rechtmäßigen und gesetzlichen Habseligkeiten ausschtreckt, der is een Schpißbube, verschtehn Se mich! Und da gibt's in Sachsen gewisse Paragraphen, die von der Polizei schtreng gehandhabt werden. Wer maust, der wird eingeschperrt!“

„Das ist sehr richtig; aber leider befinden wir uns nicht in Sachsen.“

„Nicht in Sachsen? Ja, was Sie nicht sagen! Ich bin noch lange keine Amerikanerin; ich befinde mich zwar gegenwärtig off der Auswanderung, aber meine gute, sächsische Staatsangehörigkeit habe ich trotzdem noch nicht offgegeben. Ich bin immer noch eene Landestochter des schönen Sachsenlandes an der Elbe. Die Sachsen haben in mehr als zwanzig Schlachten gesiegt und werden mich ooch hier herauszuhauen wissen. Ich lass' mich nicht berauben und dann ohne eenen Pfennig in der Tasche fortjagen.“

Sam warf einen seiner eigentümlich funkelnden Blicke auf die erregte Frau und meinte: „Sie machen sich eine falsche Vorstellung, Frau Ebersbach. Man wird Sie nicht ausrauben und dann fortjagen.“

„Nicht? Was denn?“

„Wenn der Indianer raubt, so tötet er auch. Nimmt er uns das Eigentum, so nimmt er uns auch das Leben, damit wir uns nicht später rächen können.“

„Herr, meine Seele! Na, da hört aber nu grad alles off! Und das haben Sie gewußt und uns trotzdem hierher geführt? Herr Sawtens, nehmen Sie es mir ja nicht übel, aber Sie sind een Ungeheuer, een Molch, een Drache, wie es keenen zweeten geben kann!“

„Entschuldigen Sie! Konnte ich wissen, was die Indianer vorhatten? Diese Pueblos sind als freundlich und zuverlässig bekannt; es war beinahe unmöglich, zu denken, daß sie uns eine solche Falle stellen würden.“

„Mußten Sie denn hineinschpringen? Wir konnten draußen bleiben.“

„Bei dem Wetter?!“

„Ach was Wetter! Ich lasse mir doch lieber zehn Wasserbottiche in den Zopf regnen, als mich ausrauben und umbringen. Das können Sie sich doch so von ohn-

gefähr selbst denken. Du lieber Himmel! Ermordet werden! Wer hätte das gedacht! Ich bin ausgewandert, um noch eene ganze Reihe von Jahren amerikanisch leben zu bleiben, und kaum habe ich meine Füße in dieses Land gesetzt, so tritt mir auch schon der leibhaftige Tod entgegen. Ich möchte denjenigen sehen, der das aushalten kann!"

Da trat der Kantor zu ihr heran, legte ihr die Hand auf den Arm und sagte beruhigend: „Regen Sie sich nicht unnütz auf, meine liebe Frau Ebersbach. Vom Tod kann hier keine Rede sein.“

„Mich? Wieso?“

„Solange ich bei Ihnen bin, sind Sie sicher vor jeder Gefahr. Ich schütze Sie!“

„Sie? — — — Mich — — —?“ fragte sie, indem sie ihren Blick ungläubig an seiner Gestalt hinuntergleiten ließ.

„Ja, ich Sie! Sie wissen doch wohl, daß ich eine Heldenoper von zwölf Akten komponieren will?“

„Natürlich; ich hab's ja mehr als oft genug hören müssen.“

„Na, also! Ein Komponist ist ein Jünger der Kunst, und Sie können sich fest darauf verlassen, daß diese mächtige Göttin keinen ihrer Anhänger sterben läßt.“

„Aber ich komponiere doch nicht!“

„Schadet nichts; Sie stehen unter meinem Schutz. Um meiner großen Oper willen werden es die Muses zu machen wissen, daß ich gesund und froh nach Hause zurückkehre, denn sonst würde der Welt ein unersehliches Kunstwerk verloren gehen. Es wird mir während meiner amerikanischen Reise kein Haar meines Hauptes gekrümmt werden; folglich ist auch jeder, der sich bei mir befindet, vor jedem Unfall sicher.“

„Schön! Wenn Sie so sicher sind, daß uns nicht passieren kann, so haben Sie doch mal die Gewogenheit, uns aus der Patzche, in der wir shteden, herauszuschaffen!“

Da kratzte er sich hinter dem Ohr und antwortete brummend: „Sie scheinen mich falsch verstanden zu haben, meine Merliebste. Man darf ein Tonstück, das mit Lento bezeichnet ist, nicht allegro vivace spielen. Wenn ich gesagt habe, daß Ihnen in meiner Gegenwart kein Unglück geschehen kann, so meine ich keineswegs, daß ich es bin, der die Pforten unsrer gegenwärtigen Gefangenschaft zu öffnen hat. Dazu sind andre Leute da. Ich brauche Ihnen nur Herrn Franke zu nennen, der schon viele große Laten ausgeführt hat und uns auf keinen Fall sitzen lassen wird. Habe ich da nicht recht?“

Er richtete diese letztere Frage an den Hobble-Frank. Dieser fühlte sich geschmeichelt und antwortete in seiner bekannten Weise: „Ja, Sie haben richtig geschprochen, vollständig richtig, Herr Kantor emeriticus, und das Vertrauen, womit Sie mich beehren, soll nich betrogen werden. Und wenn alle Schtränge reißen sollten, ich mache euch frei!“

„Wie denn?“ fragte Sam.

„Du gloobst's wohl etwa nich? Während ihr euch hier ganz nutzlos herumgeschritten habt, bin ich mit mir zu Räte gegangen und habe den Weg entdeckt, der uns ins Freie führen wird.“

„So bin ich neugierig, ihn kennen zu lernen,“ meinte Sam.

„Das gloobe ich dir offs Wort. Du hättest ihn jedenfalls nich gefunden!“

„Daß nur erst hören, ob dein Weg kein Irrweg ist.“

„Du, ich will dir mal was sagen: Wo du nich bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten. Ich bin der Herr Organist und du bist die Flöte, die zu schweigen hat! Mein Weg is der richtige, wie ihr gleich erkennen werdet. Ihr habt an der Mauer herumgepocht und an der Decke herumgeschtochen und eure Messer konnten nich in die Schteene dringen. Ich aber mach' eene Wette mit, daß es hier Löcher gibt, in denen wir die Hebel der Befreiung ansetzen müssen!“

„Löcher? Wo denn?“

„Wo? Ja, das müssen wir erst suchen.“

„So sind wir grad so klug, wie vorher, als wir suchten und nichts fanden!“

„Schweig stille! Eure Dogen sind mit Blindheet geschlagen und alle eure Nasen nich drei Pfennige wert. Der Deckel da oben is zu, und außer ihm scheint es keene Doffnung zu geben. Wenn das wahr wäre, so müßte man hier erschticken, weil die Lebensluft insoolge des mangelnden Sauerstoffes alle würde. Wenigstens würde es hier moderig und müffig riechen. Nu seht euch aber mal die Lampe an, wie schön sie brennt, und schtrentg dazu die Riechwertzeuge an, ob ooch nur eene Schypur von schlechter Luft vorhanden is! Ich bin überzeugt, daß die Luft immer wieder erneuert wird; es müssen also unten oder oben Löcher sein, hier ebenso wie in meiner Villa ‚Bärenfett‘ an der Elbe. Es gibt eenen inmertwährenden Luftzug hier, den wir entdecken müssen. Und wißt ihr denn, wie man dieser Entdeckung am besten nachgehen kann?“

„Mit dem Licht, meinst du wohl?“ fragte Sam.

„Ja, mit der Lampe. Siehste, daß es bei dir Zeiten gibt, wo du nich ganz off den Stopp gefallen bist! Nehmt also mal die Lampe und haltet sie unten am Fußboden

längs der Mauer und oben an der Decke hin; da werdet ihr die Schellen finden, wo die gute Luft von außen hereinkommt und die schlechte Luft hinausgeht.“

„Du, Franz, dieser Gedanke ist wirklich nicht übel!“ rief Sam Hawkens. „Deine Beobachtung ist ganz richtig; wir haben hier eine vollständig reine Luft; es muß also ein Luftzug vorhanden sein. Wir werden suchen.“

„Na, siehste also, alte Flöte, daß der Organist seine Sache versteht! Wenn ich nicht wäre, so — — — horch!“

Er hielt in seiner Rede inne, und die andern lauschten auch nach oben, wo jetzt ein Geräusch vernommen wurde. Das Wetter war vorüber; es donnerte nicht mehr, und so hörte man ziemlich deutlich, was auf dem platten Dach geschah: es wurden schwere Steine weggewälzt, und man öffnete den Dedel, aber nur um eine schmale Lücke. Dann ließ sich die Stimme des Häuptlings vernehmen: „Die weißen Männer mögen hören, was ich ihnen sage! Sie werden jetzt wissen, daß sie meine Gefangenen sind. Es ist Krieg zwischen uns und den Bleichgesichtern, und so sollte ich sie eigentlich töten; aber ich will gnädig sein und ihnen ihr Leben schenken, wenn sie freiwillig alles abgeben, was sie bei sich haben. Ihr Anführer mag mir antworten!“

Mit der Bezeichnung Anführer war Sam Hawkens gemeint. Dieser antwortete: „Du sollst alles haben, was du wünschest. Laß uns hinauf, so geben wir es ab!“

„Mein Bruder spricht mit der Zunge der Schlange. Wenn ich euch hinaufließe, so würdet ihr nichts geben, sondern euch wehren.“

„So komm herab und hol dir, was du verlangst!“

„Dann würdet ihr mich unten behalten. Die Bleichgesichter mögen zunächst ihre Waffen zusammentun und

mit den Riemen, die ich hinabwerfe, zusammenbinden. Wir werden dann unsere Lasso's hinablassen und die Bündel emporziehen. Sam Hawtens mag sagen, ob ihr damit einverstanden seid!"

„Wird Sa Maku, der Häuptling, sein Wort halten und uns auch freilassen, wenn wir ihm alles abgegeben haben?“

„Ja.“

„Ja? Hihihih! Halte uns doch nicht für so dumm, wie du selber bist, und mach dich schleunigst von da oben weg, sonst gebe ich dir eine Kugel in den Kopf! Wir wissen genau, woran wir mit euch sind, ihr Lügner und Verräter. Ihr werdet nicht so viel von uns bekommen, wie man vom Fingernagel schneidet.“

„So müßt ihr sterben!“

„Warte es ab! Der Tod drohte uns auch dann, wenn wir euch alles geben. Ihr habt euch verrechnet. Wir haben Gewehre und werden euch zwingen, uns ohne Lösegeld ziehen zu lassen.“

„Sam Hawtens irrt sich. Eure Waffen bringen euch keinen Nutzen, denn es wird gar nicht zum Kampf kommen. Ihr seid eingesperrt und könnt nicht heraus. Wir werden euch nicht angreifen, und ihr braucht euch nicht zu verteidigen; aber ihr habt kein Wasser und nichts zu essen. Wir werden warten, bis ihr verschmachtet seid, und dann ohne Kampf erhalten, was wir wollen. Hwogh!“

Der Deckel klappte wieder zu, und dann hörte man unten, daß die Steine auf ihn gewälzt wurden.

„Dummheit!“ brummte Did Stone. „Du hättest es besser machen sollen!“

„Wie denn?“ fragte Sam.

„Gar nicht antworten, sondern ihm eine Kugel

geben. Der Hakulte hielt zwar den Kopf weit zurück, aber seine Stirn war doch so deutlich zu sehen, daß man sie mit einer Kugel durchlöchern konnte.“

„Das weiß ich wohl, alter Dick; aber du glaubst doch nicht, daß uns dies etwas genützt hätte? Unfre Lage wäre im Gegenteil dadurch nur verschlimmert worden. Nein, wenn es nicht notwendig ist, vergieße ich kein Blut. Wollen vor allen Dingen versuchen, uns durch List zu befreien!“

„So gilt es, den Rat Franks zu befolgen; aber wir müssen uns damit beeilen, denn die Lampe wird nicht mehr lange brennen, darn sitzen wir im Finstern.“

Es stellte sich heraus, daß der Hobbler-Frank recht gehabt hatte. In der Außenmauer waren nahe dem Fußboden Löcher angebracht, um den Eintritt der Luft zu ermöglichen, und bald entdeckte man auch in der Decke kleine Oeffnungen, durch welche die schlechte Luft entweichen konnte. Diese Oeffnungen führten schräg durch die Decke. Wären sie senkrecht angebracht gewesen, so hätte man sie leichter entdeckt, weil man den Himmel hätte durch sie sehen können. Sie hatten einen Durchmesser von vielleicht nur sechs Zentimeter; bedeutend größer waren die Oeffnungen, die unten durch die Außenmauer führten.

„Jetzt ist uns wahrscheinlich geholfen,“ meinte Will Parker. „Vorhin konnten wir mit unsern Messern nichts machen; jetzt aber bieten die Löcher uns Punkte, wo die scharfen Klingen gewiß greifen werden. Es fragt sich nur, wo wir hinaus wollen. Durch die Mauer?“

„Die ist zu dick,“ sagte Sam. „Um da ein Loch, das groß genug ist, fertig zu bringen, müßten wir sehr lange arbeiten.“

„Also durch die Decke?“

„Ja. Freilich wird das dadurch schwierig, daß derjenige, der arbeitet, auf den Schultern zweier andern stehen oder sitzen muß; aber wenn wir erst einmal ein Holz entfernt haben, dann wird es desto schneller gehen. Leider haben wir nur noch höchstens für eine halbe Stunde Licht; dann befinden wir uns im Finstern. Suchen wir uns die passendste Stelle aus!“

Die war bald gefunden. Sam und Droll wollten zuerst arbeiten; der erstere stellte sich auf Stone und Parker, der letztere auf die beiden Deutschen Ebersbach und Strauch. Später, wenn sie ermüdet waren, sollten sie abgelöst werden. Als sie ihre Arbeit in Angriff genommen hatten, machte Schi-So die Bemerkung: „Das Licht reicht nicht. Vielleicht ist es später nötiger als jetzt. Warum es also jetzt zu Erde brennen lassen?“

Er hatte recht; darum wurde es ausgelöscht. Nun war es völlig dunkel im Raum. Man hörte das leise Bohren und Anirschen der Messer und das Atmen der beiden Arbeitenden; sie strengten sich so an, daß sie schon nach einer Viertelstunde abgelöst werden mußten. Von Schlaf war keine Rede. Man bohrte und schnitt und trakte die ganze Nacht hindurch; dann ward so viel Holz aus der Decke geschnitten, daß ein Loch entstand, durch das ein Mann kriechen konnte. Nun galt es, dieses Loch durch das Außenmaterial nach oben fortzusetzen. Dieses Material bestand aus festgeschlagenem Lehm, der fast zu Stein erhärtet war. Da kam man äußerst langsam voran, und es war Mittag geworden, als das Geräusch, das die Messer verursachten, durch seinen Klang verriet, daß die Decke nun bald erbrochen sei.

„Macht jetzt leise, so leise wie möglich,“ gebot Sam Sawkens, „sonst hören sie euch oben.“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, so fiel draußen über den Arbeitenden ein Schuß, und einige Augenblicke später rief Dick Stone, der neben Shi-So arbeitete: „All devils! Ich bin verwundet.“

„Ist's möglich? Wo denn?“ fragte Sam.

„Am Oberarm. Die Halunken schießen auf uns.“

„Durch die Decke? Da haben sie also das Geräusch eurer Messer gehört. Ist's böß mit der Wunde?“

„Glaube nicht. Wahrscheinlich ein Streifschuß. Der Knochen ist unverletzt; aber ich fühle das Blut rinnen.“

„So kommt schnell herab! Sie könnten wieder schießen und euch in die Köpfe treffen. Wollen deinen Arm untersuchen.“

Jetzt war es gut, daß man die Lampe nicht ganz ausgebrannt hatte. Raum war der Platz unter dem Loch frei geworden, so fielen noch zwei oder drei Schüsse durch die Decke. Man hörte die Kugeln unten in den Boden schlagen. Sam Sawtens stieß ein überlautes Gebrüll aus.

„Was schreist du?“ fragte ihn Parler. „Bist du getroffen worden?“

„Nein. Will bloß wissen, wo die Halunken stehen.“

Oben ertönte ein Freudengeheul. Die Indianer hatten die Stimme Sams gehört und glaubten, ihn getroffen zu haben.

„Sehr gut!“ lachte Sam. „Die Perls liegen oder lauern gerade über unserm Loch und horchen. Wollen ihnen auch einrige Kugeln geben! Frank und Will, kommt! In unsern drei Doppelgewehren stecken sechs Kugeln. Jeder zwei Schüsse schnell hintereinander! Eins — zwei — drei!“

Die Schüsse krachten, und sofort erhob sich draußen über den Gefangenen ein Wut- und Schmerzenseheul.

„Well! Ausgezeichnet! Hihihih!“ lachte Sam. „Wir scheinen einige getroffen zu haben. Glaube nicht, daß sie sich wieder hersetzen, um zu lauschen.“

„Aber ich stelle mich auch nicht wieder in das Loch, um auf mich schießen zu lassen!“ murrte Stone.

„Wird kein Mensch verlangen,“ erwiderte Sam. „Zeig deinen Arm!“

Die Lampe war wieder angebrannt worden. Bei deren Schein stellte es sich heraus, daß es nur eine kleine Streifwunde war, die leicht verbunden werden konnte. Als dies geschehen war, ließ sich der Hobbie-Frank hören: „Wir hätten nicht durch die Decke, sondern hier unten durch die Mauer graben sollen. Off der Decke stehen die Indianer und hören uns. Brechen wir aber durch die Mauer, so kann uns kein Mensch hören.“

„Aber die Arbeit is viel schwerer,“ warf Sam ein.

„Lieber eene schwere Arbeit, wobei man nicht das Leben wagt, als eene leichte, bei der man erschossen wird!“

Man stimmte ihm bei. Die in der Außenmauer befindlichen Luftlöcher waren so groß, daß man zwei Flintenläufe nebeneinander in eins derselben stecken und sie als Hebel benützen konnte. Auf diese Weise gelang es, allerdings erst nach stundenlanger Anstrengung, das Bindematerial der Steine so zu lockern, daß man nun mit den Messern fortfahren konnte.

Darüber verging der Nachmittag. Es war Abend geworden, als endlich der erste Stein aus der Mauer fiel. Der erste! Und wie viele waren noch zu entfernen! Und wie stand es mit den Gefangenen! Sie hatten hier Raft machen und sich erholen wollen; aber es war nach ihrer Ankunft nur Zeit zum Trinken, nicht zum Essen gewesen.

Nun waren sie schon über einen Tag gefangen, ohne etwas genossen zu haben. Der Hunger und der Durst stellten sich ein. Das hatte bei den Erwachsenen jetzt noch nicht viel zu sagen, aber die Kinder verlangten nach Speise und nach Trank und konnten nicht leicht beruhigt werden.

Indem immer je zwei und zwei sich ablösten, wurde die ganze Nacht hindurch an dem Loch gearbeitet; es ging äußerst langsam vorwärts, weil die Mauer so stark und der Mörtel beinahe noch fester als der Stein war. Endlich war man hindurch; ein Stein fiel nach außen. Das kleine Loch, das dadurch entstanden war, ließ den fahlen Schein des anbrechenden Morgens hereinfallen. Nun ging es rascher; noch eine halbe Stunde, und das Loch war so weit, daß ein Mann hinauskriechen konnte.

„Gewonnen!“ jubelte Frau Rosalie. „Dieses Loch ist zwar kein bequemer Durchgang für eene ansehnliche Dame, aber wenn es sich um die Freiheit handelt, kriech ich sogar durch eene Feueresse, wobei man sich doch später wieder abwaschen kann. Jetzt vorwärts, meine Herren! Wer macht voran? Die Höflichkeit erfordert natürlich, daß wir Damen zu allererst gerettet werden. Darum mache ich den Vorschlag, daß ich den Anfang mache.“

Sie bückte sich schon, um den Kopf in das Loch zu stecken; aber der Hubble-Frant zog sie zurück und sagte: „Sind Sie denn nicht recht gescheit, Madame Eberschbach? Was fällt Ihnen denn ein? Das ist nicht für Weiber. Hier müssen die Herren der Schöpfung den Anfang machen.“

„Wer?“ fragte sie. „Die Herren der Schöpfung? Zudenen rechnen Sie sich wohl auch mit?“

„Natürlich!“

„Na, da tut mir aber die ganze liebe Schöpfung leed. Ich bin eene Dame, eene deutsche Dame vom zusammengeentem deutschen Kaiserreich. Und haben Sie etwa nicht gehört, daß man gegen Damen zuborkommend sein soll?“

„Aber ich verachte Sie nicht, meine liebste, ergebenste Frau Ebersbach! Wenn ich vor Ihnen hinauskriechen will, so ist das doch zuborkommend!“

„O — o — o! Ja, wenn Sie das in dieser Weise meenen, da wenden Sie das Wort ganz falsch an. Sie sollen zuborkommend sein, indem Sie mich zuborkommend sein lassen. Können Sie das denn nicht begreifen?“

„Sogar sehr gut. Aber Sie machen's doch ganz verkehrt!“

„Verkehrt? Wieso?“

„Na, das Loch da ist doch wenigstens drei Meter hoch über der darunterliegenden Terrasse. Nicht?“

„Jawohl.“

„Sie müssen also so hoch hinunterspringen? Können Sie das?“

„Ich hoffe es. Wenn es sich um meine Freiheit und um mein Leben handelt, schpringe ich, so hoch oder so tief es ist.“

„Mit dem Koppe voran?“

„Mit dem Koppe? Wie denn anders?“

„Na, wenn Sie mit dem Koppe drei Meter tief unten offliegen, da stoßen Sie ihn sich so weit in die Achseln hinein, daß er gar nicht mehr zu sehen ist. Man schpringt doch mit den Füßen, aber nicht mit demjenigen Körperteel, worin der gesunde Menschenverstand offbewahrt zu werden pflegt. Also muß man mit den Füßen voran durch dieses Loch kriechen!“

„Das ist aber dennoch verkehrt. Ich habe doch die Dogen nicht in den Füßen!“

„Das gebe ich zu. Dennoch werden Sie sofort einsehen, daß es höchst rücksichtsvoll von mir ist, wenn ich vor Ihnen hinaus will. Ich sehe den Fall, die Indianer haben die Schteene fallen hören, die wir hinausgeschossen haben. Dann stehen sie gewiß Wache. Wenn nun der erschte kommt, der hinaus will, so geben sie ihm sicher eene Kugel, ganz gleich, ob er mit den Füßen oder mit dem Koppe zuerst das Morgenlicht erblickt. Wenn Sie nun noch voran wollen, so habe ich nicht dagegen.“

„Da danke ich freilich; da danke ich sehr! Ich bin eene Dame und als solche nicht verpflichtet, für die Herren der Schöpfung den Kugelfang abzugeben.“

Sie trat jetzt außerordentlich schnell zurück. Aber Frank erhielt auch nicht die Erlaubnis, der erste zu sein, sondern Sam Hawkens nahm dieses gefährliche Vorrecht für sich in Anspruch. Er stülpte zuerst seinen Hut über das Gewehr und hielt ihn vorsichtig ein klein wenig zu der Oeffnung hinaus, dann kroch er selbst, mit dem Kopfe voran, langsam, sehr langsam vorwärts. Als sein Auge die Mündung des Loches erreicht hatte, fuhr er schnell zurück, kam wieder herein und meldete: „Wahrhaftig, es stehen mehrere Wachen unten auf der Plattform. Unser Loch ist also entdeckt worden.“

„Haben sie dich gesehen?“ fragte Dick Stone,

„Nein.“

„Wie sind sie bewaffnet?“

„Mit Gewehren.“

„So schießen sie auf alle Fälle. Sie stehen unten auf der Plattform, auf die wir springen müssen, und von uns kann immer nur einer hinaus. Wahrscheinlich wird das Loch nicht nur von unten, sondern auch von oben aus bewacht. Wollen einmal sehen.“

Er nahm seine lange Rife, stülpte seine unaussprechliche und unbeschreibliche Kopfbedeckung auf die Mündung und schob den Lauf langsam so in das Loch, daß es draußen aussehen mußte, als ob ein Menschentopf in der Oeffnung erscheine. Draußen ertönte ein Ruf, und zugleich fielen mehrere Schüsse. Er zog das Gewehr wieder herein, untersuchte die Kopfbedeckung genau und sagte: „Zwei Kugeln sind hindurch, eine von unten und eine von oben. Was sagst du dazu, alter Sam?“

Es dauerte eine ganze Weile, ehe der Befragte antwortete. Sie warteten alle mit großer Spannung auf seine Rede, dann endlich sagte er in einem Ton, der ziemlich niedergeschlagen klang: „Es sind auch Wächter über uns, welche über die Kante unserer Etage hinausblicken und das Loch beobachten. Ueber uns Wächter und unter uns Wächter; das ist schlimm, sehr schlimm!“

„Wir schießen sie weg!“ meinte der Hobble wohlgenut.

„Versuch es doch! Kannst du diejenigen, die auf unserm Dach sitzen, wegschießen?“

„Ne. Daran hatte ich freilich nicht gedacht; aber desto leichter diejenigen, welche draußen unter uns stehen.“

„Wie willst du das anfangen?“

„Na, ich brauch' doch bloß das Gewehr off sie zu richten und loszudrücken!“

„Das ist leichter gesagt als getan. Das Loch ist so eng, daß du nur dann auf sie zielen kannst, wenn du das ganze Gewehr, die beiden Hände und den Kopf draußen hast. Aber ehe du dich in diese höchst gefährliche Lage bringst, hast du einige Kugeln im Kopf.“

„Wetter! Das is richtig! Nu haben wir das schöne Loch und können doch nich 'naus!“

„Weider, leider! Haben uns umsonst geplagt. Können weder durch die Decke noch durch die Mauer.“

„Dunner Sachsen! Is das wahr?“ fragte Frau Rosalie.

„Es ist nur zu wahr,“ erklärte Sam.

„Gibt es denn keenen andern Ausweg? Etwa hier durch den Fußboden?“

„Nein, denn es wird unter uns jedenfalls aufgepaßt.“

„Na, da stehen die Döksen ja gerade so am Berg wie vorher! Und das will sich Herren der Schöpfung nennen! Wenn ich een Mann wäre, ich wüßte gewiß, was ich täte!“

„Nun, was?“

„Ja, das weeiß ich eben nich, weil ich keen Mann, sondern eene Dame bin. Die Herren sind da, um uns zu schützen; verschtehn Sie mich? Nu tun Sie doch Ihre Pflicht! Ich hab's ganz und gar nich nötig, mir den Kopp darüber zu zerbrechen, wie Sie mich aus dieser Gefangenschaft retten wollen. Aber 'raus muß ich unbedingt, und so fordre ich Sie off, Ihre paar Sinne anzuschtrengen, um zu ermitteln, off welche Weise Sie mich retten können und sich dazu!“

Es trat eine lange Pause ein. Jeder und jede dachte nach, ob es denn keinen Weg der Rettung gebe; aber es erhob niemand die Stimme, um einen solchen zu verkünden. So verging eine lange Zeit in trübem, peinlichem Schweigen. Da endlich hörte man Schi=So sagen: „Das Denken und Grübeln bringt keinen Nutzen. Wir können nicht hinaus, denn wir müßten einzeln hinausstrichen und würden einzeln weggeschossen. Dennoch aber denke ich, daß wir gerettet werden.“

„Wie? Wie? Wodurch? Auf welche Weise?“ erlang es um ihn her.

„Ob Shatterhand und Winnetou wollen sich auf Forner's Rancho treffen. Forner wird ihnen von uns sagen, und es ist wahrscheinlich, daß die beiden Männer unsrer Spur folgen. Sie werden also hier nach dem Pueblo kommen.“

„Ja,“ erklärte Sam mit einem tiefen Seufzer, „das ist die einzige Hoffnung, die wir noch haben können. Sie werden kommen; darauf möchte ich schwören, und wenn wir es bis dahin aushalten, werden wir gerettet werden.“

„Aber das sind doch nur zwei Menschen. Was können die gegen so viele Indianer ausrichten?“ warf Frau Rosalie ein.

„Schweigen Sie untertänigst!“ wurde sie von dem Hobble-Frant aufgefordert. „Was verstehen Sie von diesen beiden Helden, die meine Freunde und Gönner sind! Wenn sie nur ersicht unsre Schpur haben, nachher brauchen wir uns nicht zu sorgen; sie holen uns heraus, und nicht uns alleene.“

„Wen denn noch?“

„Doch den Bankier, wenn er noch lebt.“

„Der wird wohl nicht mehr leben,“ meinte Droll; „er nicht und sein Buchhalter nicht. Auf diese beiden war es wohl ganz besonders abgesehen, sonst hätte man sie nicht von uns getrennt.“

Er hatte recht, jedoch in andrer Art. Auf sie war es allerdings ganz besonders abgesehen, doch nicht so, daß es jetzt schon ihr Leben galt.

Achtes Kapitel.

Die Befreiung.

Sie waren entkommen und mit dem Delprinzen, Buttler und Poller gegen Norden geritten, ohne anzuhalten, bis sie um die Mittagszeit in den Mogollonbergen den ersten Wald erreichten, der ihnen Schatten, Kühlung und Wasser bot. Da stiegen sie ab und setzten sich an einem Bach nieder, um auszuruhen und auch ihren Pferden Erholung zu gönnen. Hier war es, wo der Delprinz sein Märchen erzählte, womit er dem Bankier die Ereignisse des vergangenen Abends zu erklären versuchte, was ihm auch vollständig gelang. Rollins hielt ihn jetzt wieder für einen Ehrenmann und freute sich auch darüber, in Buttler und Poller so brave und ehrentwerte Gefährten gefunden zu haben.

Als sie sich ausgeruht hatten, stiegen sie wieder auf und ritten weiter, bis sie gegen Abend eine Stelle fanden, die sich sehr gut zum Lagerplatz für die Nacht eignete. Es gab da Wasser und genug dürres Holz, um ein Feuer die ganze Nacht zu unterhalten. Daß der Delprinz, Buttler und Poller sehr reichlich mit Nahrungsmitteln versehen waren, die sie nur vom Pueblo mitgenommen haben konnten, das fiel weder Rollins noch Baumgarten auf.

Als Hollar das Feuer anbrannte, meinte Buttler im Ton leiser Besorgnis: „Wir befinden uns in der Nähe des Gebietes der Nijoraindianer. Wäre es nicht vielleicht besser, auf das Feuer zu verzichten, das uns verraten kann?“

„Es hat keine Gefahr,“ erklärte der Delprinz. „Ich stehe mit den Nijoras auf gutem Fuß.“

„Aber sie haben das Kriegsbeil ausgegraben!“

„Tut nichts. Wir sind sie selbst auf dem Kriegszug nicht gefährlich.“

„Mag sein; aber sie wohnen nördlich von hier und die Gileños südlich; wir befinden uns also auf der Grenze zwischen beiden, und solche Grenzgebiete sind stets gefährlich, weil da etwaige Feindseligkeiten zuerst beginnen und zum Austrag gebracht werden. Da gibt es immer einzelne Herumtreiber, welche die gefährlichsten sind und weder Feind noch Freund schonen, wenn sie nur ihre Rechnung dabei finden.“

„Und ich sage dir, du kannst sicher sein, daß sich in dieser ganzen Gegend außer uns kein Mensch befindet. Und gerade diese Stelle liegt tief versteckt; ich bin, so oft ich auch hier war, doch niemals einem Menschen begegnet und habe auch nie die leiseste Spur eines solchen gefunden. Wir befinden uns im weiten Umkreis ganz allein und können ruhig unser Feuer brennen lassen.“

Er war vollständig überzeugt, recht zu haben, und hatte doch nicht recht, denn es gab nordwärts von ihnen zwei Reiter, welche, ohne daß sie einander sahen, das gleiche Ziel zu verfolgen schienen, nämlich die Stelle, wo der Delprinz mit seinen Begleitern lagerte.

Diese beiden Reiter waren vielleicht drei englische Meilen von diesem Lagerplatz und nur eine voneinander entfernt und hielten einer wie der andre nach Süden zu.

Der eine war ein Weißer und ritt einen prächtigen Rapphengst mit roten Rüstern und jenem Haartwirl in der langen Mähne, der bei den Indianern als sicheres Kennzeichen vorzüglicher Eigenschaften gilt. Sattel und Riemenzeug waren von feiner, indianischer Arbeit. Dieser Mann war von nicht sehr hoher und nicht sehr breiter Gestalt, aber seine Sehnen schienen von Stahl und seine Muskeln von Eisen zu sein. Ein dunkelblonder Vollbart umrahmte sein sonnenverbranntes, ernstes Gesicht. Er trug ausgefranzte Leggings und ein ebenso an den Nähten ausgefranztes Jagdhemd, lange Stiefel, die er bis über die Knie emporgezogen hatte, und einen breitkrempigen Filzhut, in dessen Schnur rundum die Ohrensippen des grauen Bären steckten. In dem breiten, aus einzelnen Riemen geflochtenen Gürtel, der mit Patronen gefüllt war, staken zwei Revolver und ein Bowiemesser. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte trug er einen aus mehrfachen Riemen geflochtenen Lasso und um den Hals an einer starken Seidenschnur eine mit Kolibrihälsen verzierte Friedenspfeife, in deren Kopf indianische Charaktere eingegraben waren. In der Rechten hielt er ein kurzläufiges Gewehr, dessen Schloß eine höchst eigentümliche Konstruktion besaß — es war ein fünfundzwanzigschüssiger Henrystutzen — und über seinem Rücken hing ein doppelläufiger Barentöter von allerstärkstem Kaliber, wie es heutigentags keinen mehr gibt.

Der echte Prairiejäger hält nichts auf Glanz und Sauberkeit; je mitgenommener er aussieht, desto größer die Ehre, denn desto mehr hat er mitgemacht. Er betrachtet einen jeden, der etwas auf sein Neufheres hält, mit überlegener Geringschätzung; der allergroßte Greuel aber ist ihm ein blankgeputztes Gewehr. Nach seiner Ueberzeugung hat kein Westläufer die nötige Zeit, sich mit sol-

den Nebenbingen abzugeben. Nun aber sah an diesem Mann alles so sauber aus, als sei er erst gestern von St. Louis her nach dem Westen aufgebrochen. Seine Gewehre schienen vor kaum einer Stunde aus der Hand des Büchsenmachers hervorgegangen zu sein. Seine Stiefel waren makellos eingefettet und seine Sporen ohne die geringsten Spuren von Rost. Seinem Anzug konnte keine Spur von Strapazen angesehen werden, und wahrhaftig, er hatte nicht nur sein Gesicht, sondern auch seine Hände rein gewaschen! Es war wirklich gar nicht schwer, in ihm einen Sonntagsjäger zu vermuten.

Und allerdings, dieser Westmann war sehr, sehr oft von Leuten, die ihn nicht kannten und zum erstenmal sahen, seines sauberen Aeußeren wegen für einen Sonntagsjäger gehalten worden. Sobald sie aber seinen Namen hörten, sahen sie ein, welch ein grundsätzliches Urtheil sie gefällt hatten, denn er war kein anderer als Old Shatterhand, der berühmte, vertwegene und dabei doch bedächtige Jäger, der unerschütterliche Freund der roten Rasse und zugleich der unerbittlichste Feind aller Bösewichter, deren es jenseits des Mississippi eine Menge gab und noch heute gibt.

Old Shatterhand war sein Kriegsname, abgeleitet von dem englischen Worte shatter, zerschmettern, niederschmettern. Er vergoß nämlich nur dann das Blut eines Feindes, wenn es unbedingt nötig war, und selbst dann tötete er nicht, sondern verwundete nur. Im Handgemenge pflegte er, dem man eine solche Körperkraft kaum ansah, den Gegner mit einem einzigen Hieb gegen die Schläfe niederzuschmettern. Daher der Name, der ihm von den weißen und roten Jägern gegeben war.

Und der andre Reiter, der eine englische Meile westlich von ihm ritt, war ein Indianer; das Pferd, auf dem

er saß, glich ganz genau demjenigen von Old Shatterhand.

Es gibt Menschen, die gleich im ersten Augenblick der Begegnung, noch ehe sie gesprochen haben, einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf uns machen. Ein solcher Mensch schien dieser Indianer zu sein.

Er trug ein weißgegerbtes, mit roter indianischer Stiderei verziertes Jagdhemd. Die Leggins waren aus demselben Stoff gefertigt und mit dicken Franzen von Stalphaaren besetzt. Kein Fleck, keine noch so geringe Unsauberkeit war an Hemd oder Hose zu bemerken. Seine kleinen Füße steckten in mit Perlen gestickten Moccasins, die mit Stachelschweinsborsten geschmückt waren. Um den Hals trug er einen kostbaren Medizinbeutel, die kunstvoll geschnitzte Friedenspfeife und eine dreifache Kette von den Krallen des grauen Bären, des gefürchtetsten Raubtiers des Felsengebirges. Um seine schlanke Hüfte schlang sich ein breiter Gürtel, der aus einer kostbaren Santilodecke bestand. Aus ihm schauten, wiederum so wie bei Old Shatterhand, die Griffe zweier Revolver und eines Stalpmessers hervor. Den Kopf trug er unbedeckt. Sein langes, dichtes, blauschwarzes Haar war in einen hohen, helmartigen Schopf geordnet und mit einer Klapperschlangerhaut durchflochten. Keine Adlerfeder, kein andres Unterscheidungszeichen schmückte diese Haartucht, und doch sagte man sich gleich beim ersten Blick, daß der rote Krieger ein Häuptling, und zwar kein gewöhnlicher, sein müsse. Der Schnitt seines schönen, männlich ernstern Angesichts konnte ein römischer genannt werden; die Backenknochen standen kaum merklich vor, die Lippen des vollständig bartlosen Gesichts waren voll und doch fein geschwungen, und die Hautfarbe zeigte ein mattes Hellbraun mit einem leisen Bronzehauch.

Quer über dem Sattel hatte er ein Gewehr vor sich liegen, dessen Holztheile dicht mit silbernen Nägeln beschlagen waren.

Wäre ihm ein Westmann begegnet, der ihn noch nie gesehen hatte, er hätte ihn sofort an diesem Gewehr erkannt, das der Gegenstand des Gesprächs an Tausenden von Lagerfeuern gewesen war. Es gab im Westen drei Gewehre, an deren Berühmtheit kein viertes reichte; das waren Ob Shatterhands Henrystutzen, sein Varentöter und Winnetous Silberbüchse. Dieser rote Reiter war also Winnetou, der Häuptling der Apatschen, der treueste und aufopferndste Freund seiner Freunde und zugleich der gefürchtetste Gegner aller seiner Feinde.

Er ritt nicht nach unsrer Weise, sondern er hing vornüber auf seinem Pferd, als ob er das Reiten gar nicht verstehe. Sein Blick schien müd und träumerisch unausgesetzt am Boden zu haften, aber wer ihn kannte, der wußte, daß seine Sinne von einer unvergleichlichen Schärfe waren und seinem Auge nicht die geringste Kleinigkeit entging.

Da plötzlich richtete er sich mitten im Reiten auf; ebenso schnell hatte er seine Silberbüchse angelegt und auf einen Baum gerichtet; der Schuß krachte; es war ein kurzer, scharfer Knall. Er lenkte sein Pferd nach dem Baum, ganz an diesen heran, stieg mit den Füßen auf den Sattel, langte in eine Höhlung, die sich in der Nähe des untersten Astes befand, und zog den Gegenstand hervor, nach dem er geschossen hatte. Es war ein Tier von der Größe eines mittleren Hundes mit gelblichgrauem Pelz, dessen Haare schwarze Spitzen hatten; der Schwanz war halb so lang wie der Körper. Dieses Tier war ein Waschbär oder Schupp, bei den Amerikanern

Coati oder Raccoon genannt, für jeden Jäger ein höchst willkommener Braten.

Raum hatte er die Beute in der Hand, und noch waren seit seinem Schuß nicht zehn Sekunden vergangen, so ertönte östlich von ihm ein zweiter Schuß, der einen tiefen, eigentümlich schweren Fall hatte.

„Uff!“ sagte der Indianer überrascht zu sich. „Alaha Selhi-Lata!“

Dieser Ausruf in der Apatschen Sprache heißt: „Dort ist Old Shatterhand!“ Und sonderbar: auch Old Shatterhand hatte scheinbar ganz gleichgültig und in sich versunken seinen Weg verfolgt, als der Schuß des Apatschen fiel. Sofort hielt er sein Pferd an und sagte: „Das war die Stimme der Silberbüchse!“

Er hatte diese Worte in deutscher Sprache gesagt, ein untrügliches Zeichen, daß er ein Deutscher war. Schnell nahm er seinen Bärenlöter vor und gab den Schuß ab, woran Winnetou augenblicklich seinen Freund erkannte. Dem Europäer und auch jedem andern, der den Westen nicht betreten hat, scheint dies unmöglich zu sein; aber der erfahrene und geübte Westmann kennt die Stimme jedes ihm bekannten Gewehres; seine Sinne sind geschärft, weil von ihrer Feinheit hundertmal sein Leben abgehangen hat und noch abhängen wird. Wer sich diese Sinnesschärfe nicht anzueignen vermag, der geht verloren. Wie verschieden ist die menschliche Stimme! Man hört einen Bekannten unter Tausenden heraus. Und wie ist es zum Beispiel mit dem Hundegebell? Erkennst du deinen Phylax, Zäsar oder Nero nicht sofort an der Stimme? So ist es auch mit den Gewehren. Ein jedes hat eine andre, seine eigene Stimme; das weiß und hört freilich nur derjenige, der ein Ohr dafür hat.

Als die beiden Schüsse, woran die Freunde einander

erkannten, gefallen waren, verließen sie ihre bisherige Richtung und ritten aufeinander zu, Old Shatterhand westlich und Winnetou östlich. Um den andern genau zu finden, schoß jeder noch einmal; dann trafen sie auf einer kleinen Lichtung zusammen, sprangen von den Pferden und umarmten einander.

„Wie freut sich meine Seele, meinen guten, weisen Bruder schon heut zu treffen!“ sagte Winnetou. „Wir wollten erst übermorgen uns auf Forners Rancho finden. Mein Herz sehnte sich seit langer Zeit nach dir, und meine Gedanken eilten dir viele Tagereisen weit entgegen.“

„Auch ich bin ganz glücklich, den besten und edelsten meiner Freunde bei mir zu haben,“ erwiderte Old Shatterhand. „Ich habe an dich mit Sehnsucht gedacht; du hast mir gefehlt, seit ich von dir schied, und meine Seele ist nun still, da ich dich vor mir sehe. Wie ist es meinem Bruder während dieser langen Zeit ergangen?“

„Die Sonne steigt und fällt wieder nieder; die Tage kommen und gehen; das Gras wächst und verdorrt; Winnetou aber ist derselbe geblieben. Hat mein weißer Bruder viel erlebt, seit ich ihn zum letztenmal sah?“

„Viel! Nicht jeder Tag ist schön, und unter den Blumen der Prairie gibt es manche giftige. Dieser Prairie gleicht die Vergangenheit. Aber auch ich bin noch der, der ich war. Wenn wir am Lagerfeuer sitzen, werden wir uns erzählen, was wir erlebt und erfahren haben. Weiß mein Bruder einen Platz, wo es sich gut ruhen läßt?“

„Ja. Wenn wir noch eine Stunde reiten, kommen wir über ein kleines Wasser, in das sich ein Seitenquell ergießt. Da, wo dieser Quell entspringt, ist der Ort von allen Seiten mit Gebüsch umgeben, durch das kein Auge dringen kann. Dort dürfen wir ein Feuer haben, wo wir

den Waschbär braten, den ich soeben geschossen habe. Mein Bruder mag mit mir kommen!“

Sie ritten weiter unter den hohen, lichten Bäumen des Waldes hin. Es war hier ziemlich düster, denn die Sonne hatte sich, was man aber im Walde nicht bemerken konnte, dem Horizont weit zugeneigt.

Als eine Stunde ziemlich vergangen war, erreichten sie das Wasser, den kleinen, schmalen Bach, wovon Winnetou gesprochen hatte. Sie ritten hinüber und — hielten sofort ihre Pferde an, denn sie erblickten im Grase einen Streifen, eine niedergetretene Fährte, die von links her kam und nach rechts am Wasser weiterführte. Beide stiegen ab, um die Spur zu betrachten und zu lesen, und beide richteten sich nach wenigen Augenblicken zu gleicher Zeit wieder auf.

„Fünf Reiter,“ sagte Old Shatterhand, „mit ziemlich müden Pferden.“

„Erst vor einigen Minuten hier vorübergekommen,“ ergänzte Winnetou. „Werden nicht weit von hier Lager machen.“

„Wir dürfen sie nicht unbeachtet lassen, sondern müssen sehen, wer sie sind. Mein Bruder wird wissen, daß der Tomahawk des Krieges ausgegraben ist. Da muß man vorsichtig sein.“

Sie schritten nach einem dichten Gebüsch, das in der Nähe stand, führten die Pferde hinein, um sie einstweilen zu verbergen, banden sie an und legten ihnen die Hände auf die Nasen. Das war das Zeichen für die indianisch dressierten Tiere, sich ruhig zu verhalten und nicht etwa durch ein lautes Schnauben zu verraten. Dann kehrten sie zu dem Wasser zurück und folgten der Spur mit langsamen, unhörbaren Schritten. Sie waren beide Meister im Anschleichen und beruhten jeden Baum, jeden

Strauch, jede Biegung des Baches zur Deckung für sich.

Raum waren sie fünf Minuten gegangen, so blieb Winnetou stehen und sog die Luft durch die Nase ein. Old Shatterhand tat dasselbe und spürte Rauch.

„Sie befinden sich ganz in der Nähe und haben ein Feuer,“ flüsterte er Winnetou zu. „Es müssen Weiße sein, denn ein Roter würde nicht die Unvorsichtigkeit begen, einen Lagerplatz zu wählen, der nach der Windrichtung hin offen ist.“

Der Apatſche nickte und huschte weiter. Der Bach wand sich jetzt zwischen Bäumen hin, unter denen ziemlich hohe Büsche standen. Das gab eine herrliche Deckung für die beiden Jäger. Bald sahen sie das Feuer; es brannte hart am Wasser, und die Flamme stieg wohl mehrere Fuß empor. Das war eine Unvorsichtigkeit, die ein richtiger Westmann nicht begangen hätte.

Der Boden des Waldes bestand hier aus weichem Moos, so daß die Schritte auch ungeübterer Leute, als Winnetou und Old Shatterhand waren, nicht gehört werden konnten. Vier Bäume, hinter denen das Feuer brannte, standen eng beisammen, und zwischen ihren Stämmen gab es Buschwerk; das bildete einen Schirm, der die beiden Laufscher leicht verbergen konnte. Sie krochen vorsichtig heran und legten sich lang auf den Boden nieder, mit den Köpfen hart an den Büschen, durch deren blattlose Unterteile sie hindurchblicken konnten. Da sahen sie die fünf Männer ganz nahe vor sich. Das Feuer brannte ungefähr vier Schritte von den Bäumen entfernt. Diesseits desselben saßen der Desprinz und Butler, sein Bruder, mit dem Rücken an die Stämme gelehnt, jenseits der Bankier und Baumgarten, sein Buchhalter; rechts davon war Poller beschäftigt, dürres Holz klein zu brechen und in die Flammen zu

werfen. Sie mußten sich sehr sicher fühlen, denn sie hielten es nicht für nötig, leise zu sprechen, vielmehr redeten sie so laut, daß man ihre Worte gewiß auf wenigstens zwanzig Schritte weit deutlich verstehen konnte, ein Umstand, der den beiden Zuhörern nur lieb sein mußte.

„Ja, Mr. Rollins,“ sagte der Delprinz, „ich versichere Euch, daß das Geschäft, das Ihr machen werdet, ein glänzendes, ein großartiges sein wird. Das Erdöl schwimmt dort gewiß einen Finger dick auf dem Wasser; es muß unterirdisch in großen Massen vorhanden sein. Wenn dies nicht der Fall wäre, so hätte ich es gar nicht entdeckt, denn der Ort liegt so versteckt und weltverlassen, daß ich wette, es ist noch nie der Fuß eines Menschenkinds hingekommen, und es würde ihn auch in Jahrzehnten keiner betreten, obgleich der Chelly-Arm schon oft von Jägern und wohl noch mehr von Indianern besucht worden ist. Wie gesagt, ich wäre an dieser Stelle gewiß vorübergegangen, wenn mich nicht der Delgeruch aufmerksam gemacht hätte.“

„War dieser wirklich so stark?“ fragte der Bankier.

„Sollte es meinen! Ich war wohl fast eine halbe Meile von der Stelle entfernt, und doch spürte meine Nase das Petroleum. Ihr könnt Euch also denken, in welchen Massen es vorhanden sein muß. Ich bin überzeugt, daß der Bohrer gar nicht tief in die Erde zu bringen braucht, um auf das unterirdische Dellager zu treffen. Heigh-dah, muß das einen Sprudel geben, wenn es dann emporspringt! Wollen wir wetten, Sir, daß er wenigstens hundert Fuß in die Höhe steigt?“

„Ich wette nie,“ antwortete Rollins in ruhigem Ton, wozu er sich zwingen mußte, denn das Funkeln seiner Augen bewies, daß seine Begierde heftig erregt

worden war; „aber ich will hoffen, daß alles wirklich so ist, wie Ihr sagt.“

„Kann es anders sein, Sir? Kann ich Euch belügen, da Ihr doch dann, wenn wir an Ort und Stelle kommen, den Betrug sofort erkennen würdet? Ich habe noch keinen einzigen Dollar von Euch verlangt, sondern Ihr bezahlt mich erst dann, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß ich Euch nicht täusche und der Handel ein ehrlicher ist.“

„Ja, Ihr habt da so gehandelt, daß ich Euch für einen ehrlichen Mann halten muß; das will ich gern zugeben.“

„Dazu kommt, daß Ihr mich nicht bar, sondern in Antweisungen auf San Francisco bezahlen werdet.“

Ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl bemerkt, daß er bei dieser Frage einen Ausdruck der Spannung auf seinem Gesicht nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Sein Blick war mit schlecht verhehlter Begierde auf den Bankier gerichtet.

Hollins beachtete weder den bösen Blick noch den Gefühlsausdruck des Fragenden und antwortete sorglos: „Ja, darauf dürft Ihr Euch allerdings verlassen. Ich bin natürlich mit einigen Federn versehen und habe auch ein kleines Fläschchen Tinte bei mir. Was übrigens den gestrigen Vorgang im Pueblo betrifft, so wundere ich mich allerdings darüber, daß es diesem Häuptling Ka Maku nicht eingefallen ist, uns die Taschen auszuleeren. Ich kann mir das wirklich nicht erklären.“

„O, die Erklärung ist doch so einfach wie nur möglich. Die Roten waren mit der Gefangennahme so beschäftigt, daß sie zum Blündern zunächst gar keine Zeit fanden; das sollte später geschehen.“

„Meint Ihr, daß sie es auch auf unser Leben abgesehen hatten?“

„Natürlich! Ihr wäret auf alle Fälle beim Anbruch des Morgens an den Marterpfahl gebunden worden.“

„Dann haben wir beide euch dreien viel, sehr viel zu verdanken, und es tut mir um unsre armen Gefährten um so mehr leid. Wahrscheinlich lebt in diesem Augenblick kein einziger mehr.“

„Ja,“ fügte Baumgarten hinzu, „ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß wir fortgeritten sind und nur an uns gedacht haben. Es war unbedingt unsre Pflicht, alles zu versuchen, sie auch zu retten.“

„Das sagt Ihr nur, weil Ihr Euch jetzt in Sicherheit befindet,“ fiel der Delprinz ein. „Ich aber gebe Euch die Versicherung, daß ihre Rettung geradezu unmöglich gewesen wäre. Ich bin hier im wilden Westen erfahren, und Ihr könnt mir also jedes Wort glauben. Wir brauchen uns nicht den geringsten Vorwurf zu machen; ja, ich behaupte im Gegentheil, daß unsre Flucht den Gefährten nützlicher gewesen ist, als wenn wir ihre Rettung versucht und dabei unser Leben eingebüßt hätten.“

„Wieso?“

„Weil sie dadurch Zeit gewonnen haben. Die Roten sind, sobald sie heut früh unser Entkommen entdeckten, sicher sofort aufgebrochen, um uns zu verfolgen; sie haben also keine Zeit, ihre Gefangenen schon heut zu martern und zu töten. Ich rechne einen Tag, daß sie uns folgen, und einen Tag, daß sie zurückkehren; das gibt eine Frist von zwei Tagen, und man weiß, was in zwei Tagen alles geschehen kann, zumal wenn es sich um so tüchtige, erfahrene und kühne Leute handelt!“

„Em,“ brummte der Bankier, „was Ihr da sagt, scheint Hände und Füße zu haben. Der Hobble-Frank und

die Tante Droll sind zwar seltsame Käuze, aber gewiß keine Leute, die sich gemächlich niederstrecken lassen, und nun gar diese drei Jäger, die sich das ‚Kleeblatt‘ nennen, die haben noch viel weniger den Eindruck auf mich gemacht, als ob sie mit sich scherzen ließen.“

„Ihr meint Sam Hawks?“ fragte Buttler.

„Ja, ihn und Dick Stone und Will Parler. Das sind Westmänner, wie sie im Buche stehen. Ihr habt sie nicht gesehen, Mr. Buttler und Mr. Poller, und ich habe euch noch nicht erzählt, wie sie mit den deutschen Auswanderern zusammengetroffen sind. Das müßt ihr hören, um zu wissen, was für tüchtige Männer sie sind.“

„Waret Ihr dabei, Sir?“ fragte Poller.

„Nein; aber während des Rittes von Forners Rancho nach dem Pueblo wurde es erzählt; daher weiß ich es.“

„Ja,“ antwortete Buttler mit einem erzwungenen Lächeln. „Besonders scheint dieser Hawks ein außerordentlich listiger Bursche zu sein. Aber sagtet Ihr nicht, daß wir von den Roten verfolgt werden, Sir?“

„Allerdings,“ bestätigte der Delprinz.

„Wenn die Roten uns nun aufstöbern? Wenn sie unser Feuer sehen, das so schön hell und offen brennt!“

„Das werden sie wohl bleiben lassen. Sie holen uns nicht ein.“

„Irrt Ihr Euch da nicht, Sir?“ fragte Rollins. „Ich kenne den wilden Westen nicht; aber ich habe viel von ihm gehört und noch mehr über ihn gelesen. Diese Indianer sind schreckliche Leute, die einem Menschen, den sie haben wollen, monatelang auf der Ferse bleiben, bis sie ihn ertwischen.“

„Das wird hier nicht geschehen. Bedenkt doch, wann wir vom Pueblo fortgeritten sind, und daß sie erst nach Tagesanbruch sich auf die Verfolgung gemacht haben

können! Wir besitzen also einen Vorsprung, den sie gar nicht einholen können.“

„Warum nicht? Sie brauchen nur weiterzureiten, während wir hier sitzen, so sind sie noch vor Mitternacht hier an dieser Stelle.“

Da stieß der Delprinz ein schallendes Gelächter aus und rief: „Ihr behauptet vorhin, vom wilden Westen nichts zu verstehen, und habt da allerdings sehr recht gehabt, Sir. Ihr versteht ganz und gar nichts. Ihr behauptet, daß die Roten uns während der Nacht folgen können?“

„Ja. Wenigstens wenn sie klug sind, werden sie es tun, um den Vorsprung, den wir haben, auszugleichen.“

„Wie sollen sie das anfangen? Wissen sie denn, wo wir uns befinden?“

„Das nicht; aber sie brauchen doch nur auf unsrer Spur zu bleiben, um uns zu finden.“

„Kann man Spuren etwa riechen, Sir, oder diese des Nachts sehen?“

„Na, das nun freilich nicht.“

„Können die Roten also jetzt, da es dunkel geworden ist, unsrer Fährte folgen?“

„Nein.“

„Richtig, nein; sie müssen halten bleiben und warten, bis es wieder Tag geworden ist. Wie also wollen sie unsern Vorsprung einholen, zumal morgen früh unsre Fährte auf keinen Fall mehr zu erkennen ist? Nein, Sir, wir haben nichts, aber auch gar nichts zu fürchten und werden glücklich nach dem Gloomy-water kommen und dort unser Geschäft hoffentlich ganz glücklich zum Abschluß bringen.“

„Gloomy-water? ¹⁾ Was ist das?“

¹⁾ Finsternes Wasser.

„Das ist eben der Ort, wo ich das Petroleum entdeckt habe.“

„Und woher hat der Ort diesen Namen? Ihr sagtet doch, es sei wohl noch kein Mensch dorthin gekommen.“

„Das habe ich allerdings gesagt und das ist meine ganz entschiedene Meinung.“

„Aber Ihr habt mir doch erzählt, daß der Ort keinen Namen hat; wenn er jedoch Gloomy-water heißt, muß ihn doch jemand so genannt haben?“

Diese Schlußfolgerung brachte den Delprinzen in Verlegenheit; trotz seiner Verschlagenheit fiel ihm nicht sogleich eine Antwort ein, womit er sich heraushelfen konnte; er füllte die kurze Pause, welche dadurch eintrat, durch ein halblautes Lachen aus, das überlegen klingen sollte. Zum Glück für ihn wurde es durch seinen Stiefbruder Buttler unterbrochen: „Mr. Rollins, Ihr glaubt jedenfalls, eine recht geistreiche Bemerkung gemacht zu haben. Nicht?“

„Geistreich?“ antwortete der Gefragte. „Nein, das denke ich keineswegs; aber sachlich war sie jedenfalls. Der Ort hat einen Namen, also muß unbedingt jemand vor Mr. Grinley dort gewesen sein. Warum hat er nicht auch vom Petroleum erzählt, das er doch unbedingt entdeckt haben muß? Ihr seht also, es gibt hier gewisse Widersprüche, denen ich meine Aufmerksamkeit unbedingt schenken muß.“

„Na, diese Widersprüche sind wirklich leicht zu lösen! Der Jemand, von dem Ihr redet, ist eben doch jedenfalls hier unser Mr. Grinley, der Delprinz, gewesen.“

„Ah!“ machte jetzt der Bankier verwundert.

„Ja, er ist es gewesen, und er hat dem Ort den Namen Gloomy-water gegeben, weil — —“

„Weil,“ fiel der Delprinz schnell ein, „die Vertlich-

keit eine düstere ist und weil das Wasser eine fast ganz schwarze Farbe hat.“

Er war nun außerordentlich froh, von Buttler aus seiner Verlegenheit erlöst worden zu sein, und warf ihm einen dankbaren Blick zu, den dieser mit einem mißbilligenden, leisen Kopfschütteln beantwortete. Weder dieser Blick noch dieses Kopfschütteln wurden von Rollins oder Baumgarten bemerkt. Der Delprinz schien die Lust, das Gespräch fortzusetzen, verloren zu haben; er stand auf und entfernte sich mit der Bemerkung, daß er noch Holz für das Feuer sammeln wolle.

Nun war es Zeit für Old Shatterhand und Winnetou, sich zurückzuziehen, weil sie, wenn sie noch länger blieben, von Grinley entdeckt werden konnten. Zum Glück für sie entfernte er sich hochaufwärts und ohne einen Blick nach der Seite zu werfen, wo sie lagen.

Er hatte mit dem Rücken nach ihnen gesessen und die Baumstämme und Sträucher hatten sich zwischen ihm und ihnen befunden; aus diesem Grund hatten sie sein Gesicht nicht sehen können. Aber als er jetzt aufstand, um fortzugehen, mußte er eine Wendung machen, infolgedessen sie seine Züge auf das deutlichste erkannten. Sie traten zurück, in den Wald hinein, bis der Schein des Feuers sie nicht mehr treffen konnte; dann richteten sie sich auf und lehrten nach der Stelle zurück, wo sie ihre Pferde versteckt hatten. Ohne ein Wort über das Erlauschte zu verlieren, zog Winnetou sein Pferd aus dem Gebüsch heraus und schritt, es an dem Zügel hinter sich herführend, in den Wald hinein; Old Shatterhand folgte ihm mit dem seinigen.

Da, wo die Pferde gesteckt hatten, gab es Gras für diese und auch Wasser, zwei Dinge, die unbedingt nötig waren. Man hätte dort also recht gut lagern können,

ohne befürchten zu müssen, während der Nacht von den fünf Personen, welche belauscht worden waren, entdeckt oder gar belästigt zu werden. Aber es war die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß am nächsten Morgen zufällig einer von ihnen nach dieser Stelle kam, wo er sie sehen oder, falls sie schon fort waren, ihre Lagerspuren entdecken mußte. Darum gingen sie fort. Die Spuren, welche sie bis jetzt gemacht hatten, konnten am nächsten Morgen gewiß nicht mehr erkannt werden, weil das Gras sich bis dahin wieder aufgerichtet haben mußte.

Da sie aber unbedingt Wasser und Weide für ihre Tiere brauchten, verstand es sich ganz von selbst, daß sie wieder zu dem Bach zurückkehrten, allerdings an einer sehr entfernten Stelle. Der Weg dorthin mußte durch einen Bogen gemacht werden, den man durch den Wald schlug, weil dessen weiches Moos die Fuß- und Fußendrücke am Morgen nicht mehr sehen ließ.

Es gehörten die an die Dunkelheit gewöhnten Augen Winnetous und Old Shatterhands dazu, ohne anzustoßen oder gar zu fallen, durch das Gehölz zu kommen. Sie bewegten sich mit einer Sicherheit, als ob es am hellen Tag wäre, wohl eine ganze Viertelstunde lang zwischen den Bäumen hin und bogen dann nach rechts, um den Bach wieder zu gewinnen. Ganz genau an der Stelle, wo sie ihn erreichten, floß ein kleines Wässerchen hinein; sie überschritten den Bach und folgten diesem schmalen Wasser aufwärts, bis sie seinen Ursprung erreichten. Das war die Quelle, von der Winnetou gesprochen hatte und wo er hatte lagern wollen. Wie außerordentlich ausgeprägt mußte der Ortsinn des Häuptlings sein, trotz der Dunkelheit und mitten im wilden Wald diese Quelle zu finden!

Sie nahmen nun ihren Pferden die Sättel ab und

ließen sie dann frei grasen; sie dursteten das, weil die beiden Rappen treu wie die Hunde waren, dem leisesten Ruf gehorchten und sich nie von ihren Herren entfernten. Erst jetzt fiel das erste Wort, indem Winnetou fragte: „Hat mein Bruder einen Fimbiß bei sich?“

„Ein Stück trockenes Fleisch,“ antwortete Old Shatterhand. „Ich sorgte nicht für mehr, weil ich morgen auf Ka Matus Pueblo vorsprechen wollte.“

„Mein Bruder mag sein Fleisch aufheben; wir werden das Coon braten, das ich vorher geschossen habe.“

Nach diesen Worten entfernte er sich. Old Shatterhand fragte nicht, wohin er wolle; er wußte, daß Winnetou jetzt die Umgebung der Quelle umkreisen würde, um sich zu überzeugen, daß diese sicher sei. Er kehrte nach vielleicht zehn Minuten zurück und brachte einen Arm voll trockenes Holz mit, ein Beweis, daß kein feindliches Wesen in der Nähe sei. Das außerordentlich scharfe Ohr Old Shatterhands hatte das Abbrechen und Knacken dieses Holzes nicht gehört, wieder ein Zeichen von der unvergleichlichen Geschicklichkeit des Apatsehen.

Bald brannte ein Feuer, aber klein, nach indianischer Weise; die beiden Männer ließen sich daran nieder, um den Waschbären aus seinem Fell zu schälen. Nach kurzer Zeit verbreitete das bratende Fleisch jenen feinen Duft umher, den es in keiner Küche, sondern nur am Lagerfeuer gibt. Es wurde gegessen, langsam und mit Genuß, ohne daß ein Wort dabei fiel. Als beide satt waren, brieten sie die Ueberreste des Fleisches für den morgenden Tag, und nun erst hielt Winnetou es an der Zeit, sich hören zu lassen: „Wieviel Riemen hat mein Bruder bei sich?“

„Vielleicht zwanzig Stück,“ antwortete Old Shatterhand, der genau wußte, warum der Apatsee nach Rie-

men fragte. Mit Riemen ist ein Westmann überhaupt stets gut versehen.

„Ich habe auch so viel,“ erklärte der Häuptling; „dennoch werden wir das Fell dieses Waschbären auch in Streifen schneiden, weil wir morgen vielleicht Riemen brauchen.“

„Für Ra Markus Krieger,“ nickte Old Shatterhand. „Dieser Häuptling ist uns zwar nie feindlich begegnet, aber es steht zu erwarten, daß wir ihn morgen zwingen müssen, das zu tun, was wir wollen.“

„Mein Bruder hat recht. Kennt er die Männer, die wir belauscht haben?“

„Nur einen habe ich schon einmal gesehen, den, der Grinley und Delprinz genannt wurde. Ich entsinne mich, ihn bei einer Bande Buschklepper gesehen zu haben.“

„Auch ohne dies zu wissen, habe ich mir gesagt, daß er ein gefährlicher Mensch ist. Mein Bruder ist mit mir am Chellyfluß, von dem sie sprachen, gewesen; er mag mir sagen, ob es dort Erdöl geben kann!“

„Keinen Tropfen!“

„Und hat dieser Grinley das Gloomy-water entdeckt und ihm den Namen gegeben?“

„Nein. Ich bin mit dir ja schon vor Jahren an diesem kleinen See gewesen und schon damals hatte er seinen Namen. Der ‚Delprinz‘ hat einen großen Schwindel und jedenfalls noch viel Schlimmeres mit den beiden Männern vor.“

„Einen Doppelmord!“

„Ja. Zwei von den fünf Männern, die wir sahen, sollen betrogen und dann ermordet werden. Sie sollen eine Petroleumquelle vorfinden, diese Entdeckung bezahlen und dann — verschwinden.“

„Wir müssen sie retten!“

„Gewiß. Doch eilt das nicht so sehr, wie die Befreiung der Gefangenen Ka Matus. Die beiden Opfer des Delprinzen sollen erst erkennen, daß sie getäuscht sind.“

„Mein weißer Bruder ist entschlossen, unsern ursprünglichen Plan aufzugeben.“

„Ja. Wir wollten uns auf Forners Rancho treffen und haben uns schon hier getroffen. Wir wollten von dort aus nach der Sonora hinüber, um die dortigen Stämme der Apatschen zu besuchen; das können wir später tun. Jetzt gilt es, die Gefangenen aus dem Pueblo zu holen und dann diesen zwei Bleichgesichtern das Leben zu retten. Aber was sagt mein Bruder dazu, daß unter ihnen Freunde von uns sind?“

„Uff! Wie kommt der Hobbler-Frank hierher?“

„Ich schreibe dem Hobbler zuweilen und dabei erwähnte ich, daß und wann und wo ich beabsichtigte, mit dir zusammenzutreffen. Da ist in dem kleinen Kerl das Westfieber erwacht und hat ihn herübergetrieben. Droll hat ihn natürlich gern begleitet.“

„Und Hawkens, Stone und Parter sind auch dabei! Uff!“

Dies war ein Ausruf der Verwunderung und Mißbilligung. Der Grund dieser Mißbilligung wurde sofort von Old Shatterhand deutlich angegeben: „Daß sich so erfahrene Leute fangen lassen; es ist kaum glaublich! Sie müssen doch unbedingt gehört haben, daß sich eine gefährliche kriegerische Bewegung einiger roter Stämme bemächtigt hat, und da ist doppelte Vorsicht geboten. Sie durften das Pueblo nicht betreten, ohne vorher mit dem Häuptling die Pfeife des Friedens geraucht zu haben. Nur das Unwetter von gestern kann daran schuld sein.“

„Ganz richtig! Das Wetter hat sie wahrscheinlich in das Pueblo getrieben, ohne daß sie Zeit fanden, sich vorher der Freundschaft des Häuptlings zu versichern. Ka Matu ist den Weißen übrigens sonst freundlich gesinnt.“

„Wir werden den Grund seiner jetzigen Feindschaft morgen erfahren. Ferner gebe ich meinem Bruder Winnetou etwas Wichtiges zu bedenken: Unser Hobbler-Frant ist mit seinem Droll nach Forners Rancho gekommen, um dort mit uns zusammenzutreffen. Er kennt uns genau und hat also gewußt, daß wir pünktlich dort ankommen würden. Warum hat er nicht auf uns gewartet? Warum hat er sich diesen Auswanderern angeschlossen?“

„Delprinz!“

Winnetou sagte nur dieses eine Wort und bewies damit, wie klar er die Sachlage durchschaute.

„Ganz recht. Der Hobbler-Frant und Droll haben auf dem Rancho von dem vermeintlichen Delfund gehört und nicht daran geglaubt, sondern Verdacht gefaßt. Das haben sie natürlich auch Sam Hawkens und seinen beiden ‚Kleeblättern‘ gesagt, und diese sind mit ihnen in den Bund getreten. Der Delprinz hat dies gemerkt und sich ihrer dadurch entledigt, daß er Ka Matu auf irgend eine Weise veranlaßte, den ganzen Zug gefangen zu nehmen und dann aber die Betreffenden entkommen zu lassen.“

„Mein Bruder Old Shatterhand spricht meine eigenen Gedanken aus. Wann meint er, daß wir zur Befreiung der Gefangenen von hier aufbrechen werden?“

„Morgen früh. Reiten wir jetzt schon fort, so kämen wir am Tag beim Pueblo an und würden leicht entdeckt. Was wir vorhaben, kann nur des Nachts ausgeführt werden. Wenn wir morgen früh von hier fortreiten, kommen wir zeitig genug dort an.“

„Winnetou stimmt bei. Wir werden abends in der Nähe des Pueblo sein. Löschen wir jetzt das Feuer aus!“

Während Old Shatterhand die Flamme mit Wasser aus der Quelle löschte, machte Winnetou noch einmal die Kunde, um sich zu überzeugen, daß sie ohne Besorgnis schlafen konnten; dann streckten sie sich nebeneinander zur nächtlichen Ruhe im weichen Gras aus. Sie hielten es nicht für nötig, abwechselnd zu wachen; sie konnten sich auf ihr gutes Gehör und auf ihre Pferde verlassen, welche gewohnt waren, die Annäherung von Menschen oder Tieren durch Schnauben zu verraten.

Am andern Morgen früh erwacht, ließen sie vor allen Dingen die Pferde tüchtig trinken, weil vorauszusehen war, daß diese wohl länger als einen Tag kein Wasser bekommen würden; am Pueblo konnten sie nicht getränkt werden, da dessen Bewohner jetzt als Gegner zu betrachten waren. Die beiden so verschiedenfarbigen und doch so innigen Freunde genossen einen Teil des gestern abend übrig gebliebenen Fleisches, sattelten dann und ritten mutig dem Tag entgegen, dessen Abend für sie ein sehr schwieriger zu werden versprach.

Von ihrem Lagerplatz bis zum Pueblo war es ein guter Tagesritt, ihre vortrefflichen Pferde aber brauchten sie gar nicht anzustrengen, um schon lange vor Abend an Ort und Stelle zu sein. Sie ritten während des ganzen Vormittags auf der Fährte des Delprinzen und seiner Begleiter zurück und machten erst um die Mittagszeit einen Halt, um ihre Pferde ruhen zu lassen. Bis dahin war nur davon die Rede gewesen, was sie seit ihrer letzten Trennung erlebt hatten; über ihr heutiges Vorhaben hatten sie nichts erwähnt. Jetzt aber, während sie ruhten, sagte Winnetou: „Mein Bruder sieht ein, daß wir

uns nicht getäuscht haben: Ka Maku hat mit dem Delprinzen im Bund gestanden.“

„Jawohl,“ nickte Old Shatterhand. „Wäre das nicht der Fall, so hätte der Häuptling die Flüchtigen verfolgt, und wir wären ihm entweder begegnet oder müßten seine Fährte sehen.“

Dann ging es weiter, bis sie am Nachmittag so weit gekommen waren, daß sie bis zum Pueblo nur noch eine Stunde zu reiten hatten. Nun galt es, vorsichtig zu sein, wenn sie sich nicht sehen lassen wollten. Sie stiegen also abermals ab, um noch einige Zeit verstreichen zu lassen, da sie sich dem Pueblo erst kurz vor Abend nähern wollten.

Die Gegend, wo sie sich befanden, war eben und sandig. Diese Ebene zog sich als immer schmaler werdende, unfruchtbare Zunge in die Mogollonberge hinein. Hier und da sah man einen einzelnen Felsblock liegen. Sie hatten aus Berechnung sich hinter einen solchen Block niedergesetzt, hinter dessen Ecke hervor sie südwärts blicken konnten, wo das Pueblo lag. Jemand, der von dorthier kam, konnte sie und auch ihre Pferde nicht sehen.

Sie hatten noch nicht lange dageessen, so deutete Winnetou nach rechts hinüber und rief überrascht aus: „Teshi, tlao tshate!“

Diese drei Worte der Apatshensprache bedeuten: „Schau, viel Rehe,“ oder „schau, ein Rudel Rehe!“ Es sind aber nicht wirkliche Rehe gemeint, sondern eine Art der amerikanischen Antilope, die in Arizona äußerst selten vorkommt. Daher die Ueberraschung des Apatshenhäuptlings. Wie gern hätten er und Old Shatterhand die Jagd auf diese schnellfüßigen Tiere aufgenommen, die einen sehr zarten Braten geben; aber die Aufgabe, die sie heut zu lösen hatten, verbot es ihnen.

Das schöne Wild zog in reizenden, eleganten Sprüngen dem Wind entgegen, südwärts, wo es bald hinter dem Horizont verschwand. Wird es gejagt, so pflegt es mit dem Wind davonzugehen, um den Verfolgern nicht nur aus den Augen, sondern auch aus der Nase zu kommen.

„Herrliches Wildbret!“ sagte Old Shatterhand. „Kommt uns hier aber außerordentlich ungelegen.“

Er prüfte die Luft, die aus Süden kam.

„Kann uns leicht die Feinde herbeiführen,“ nickte Winnetou. „Das Rudel zieht grad nach dem Pueblo hin. Wenn es von dort gesehen wird, können wir bald rote Jäger hier haben, da die Luft von dorthier weht.“

Sie nahmen nun die südliche Richtung noch schärfer als bisher ins Auge. Es verging eine halbe Stunde und noch mehr, und nichts war zu sehen; die Antilopen schienen also nicht bemerkt worden zu sein. Da aber tauchten dort, wohin die Augen gerichtet waren, mehrere kleine Punkte auf, die sich schnell vergrößerten.

„Uff! Sie kommen!“ sagte Winnetou. „Nun werden wir entdeckt!“

„Vielleicht doch nicht,“ meinte Old Shatterhand. „Es ist möglich, daß wir uns verbergen können. Reiten sie nicht geteilt, sondern in einem Trupp vorüber, so kommen sie nur an einer Seite vorbei, und wir können uns auf die andre hinübermachen. Wollen sehen!“

Sie standen auf und nahmen ihre Pferde kurz bei den Zügeln.

Ja, die Antilopen waren bemerkt worden; sie kamen zurück, und hinter ihnen sah man vier Reiter, die ihre Pferde zur äußersten Anstrengung antrieben.

„Nur vier!“ sagte Winnetou. „Wäre doch der Häuptling dabei!“

Schnell nahm Old Shatterhand sein Fernrohr aus der Tasche und richtete es auf die Reiter. „Er ist dabei,“ meldete er. „Er reitet das schnellste Pferd und ist der vorderste.“

„Das ist gut!“ rief der Apatſche, indem seine Augen leuchteten. „Nehmen wir ihn?“

„Ja. Und natürlich nicht ihn allein, sondern die drei andern auch.“

„Uff!“

Indem er dieses Wort ausrief, sprang er in den Sattel und nahm seine Silberbüchse zur Hand. In demselben Augenblick saß auch Old Shatterhand schon auf seinem Pferd und hielt den Henrystutzen bereit. Da kam auch schon das zurückkehrende flüchtige Wild herangeflogen und jagte in der Entfernung von vielleicht tausend Schritten vorüber. Die vier Indianer waren noch zurück; man hörte ihre scharfen Schreie, womit sie ihre Pferde antrieben.

„Jetzt!“ rief Winnetou.

Zugleich mit diesem Worte schoß er hinter dem Felsen hervor, Old Shatterhand dicht neben ihm, den Indianern schräg entgegen. Diese stuzten, als sie so plötzlich zwei Reiter erblickten, die sich ihnen in den Weg warfen.

„Halt!“ rief ihnen Old Shatterhand zu, indem er ebenso wie der Apatſche seinen Rappen zügelte. „Wo will Ka Maſu mit seinen Kriegern hin?“

Es wurde den Indianern schwer, ihre Pferde im schnellsten Lauf anzuhalten; sie taten es; aber der Häuptling schrie zornig: „Was haltet ihr uns auf! Nun ist das Fleisch für uns verloren!“

„Ihr hättet es überhaupt nicht bekommen. Jagt man denn die flüchtige Gazelle wie einen langsamen

Prairiewolf? Wißt ihr nicht, daß man ihr Fleisch nur dann erlangt, wenn es gelingt, sie einzuschließen, so daß sie trotz ihrer Flüchtigkeit keinen Ausweg findet?"

Erst jetzt war es den vier Roten gelungen, ihre aufgeregten Pferde zur Ruhe zu bringen, und nun konnten sie die beiden Störenfriede genauer betrachten.

„Uff!“ rief da der Häuptling aus. „Old Shatterhand, der große, weiße Jäger und Winnetou, der berühmte Häuptling der Apatschen!“

„Ja, wir sind es. Steig ab mit deinen Leuten und folge uns dorthin in den Schatten des Felsens, hinter dem wir ruhten, als wir euch kommen sahen.“

„Warum sollen wir denn dorthin gehen?“ fragte jetzt Ka Maku.

„Wir haben mit euch zu sprechen.“

„Kann das nicht auch hier geschehen?“

„Die Sonne scheint uns noch zu warm; dort aber gibt es Schatten.“

„Wollen meine beiden berühmten Brüder nicht mit mir nach dem Pueblo kommen, wo sie mir alles ebensogut sagen können, was sie mir hier mitteilen wollen.“

„Ja, wir werden mit dir nach dem Pueblo reiten; vorher aber sollst du die Pfeife des Friedens mit uns rauchen.“

„Ist das nötig? Ich habe sie doch schon längst mit euch geraucht.“

„Damals gab es Frieden in dieser Gegend; jetzt ist das Schlachtbeil ausgegraben; darum trauen wir nur dem, welcher bereit ist, das Kalumet mit uns zu teilen; wer sich hingegen dessen weigert, den betrachten wir als unsern Feind. Also entscheidet euch, aber schnell!“

Er spielte dabei mit dem Henrstutzen in einer Weise, die dem Häuptling Angst einflößte. Er kannte

dieses Gewehr, das die Roten für ein Zaubergewehr hielten, ganz genau und wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn Old Shatterland es in solch vielsagender Weise in den Händen hielt. Darum erklärte er, freilich in einem nicht sehr frohen Ton: „Meine berühmten Brüder wünschen es; so werden wir es denn auch tun.“

Er wäre am allerliebsten fortgeritten, wußte aber, daß er dies nicht wagen durfte. Sein Pferd war nicht so schnell wie die Kugeln Old Shatterhands und Winnetous. Er hatte zwar auch eine Flinte, seine drei Begleiter ebenso, aber den Gewehren dieser beiden Jäger gegenüber war das genau so, als ob er keine Waffen in der Hand hätte. Er stieg also von seinem Pferd, und seine Leute folgten diesem Beispiel. Man schritt, indem jeder sein Pferd führte, nach dem Felsen, wo man sich nieder setzte. Als dies geschehen war, nestelte Ka Maku seine Friedenspfeife von der Schnur los, woran sie um seinen Hals hing, und sagte: „Mein Tabaksbeutel ist leer; vielleicht besitzen meine großen Brüder Kinnikinnik¹⁾, um das Kalumet zu füllen?“

„Wir haben Tabak, so viel wir brauchen,“ antwortete Old Shatterhand. „Aber ehe wir mit dir die Friedenspfeife rauchen und dann nach dem Pueblo gehen, um deine Gäste zu sein, möchte ich wissen, was für Krieger wir dort vorfinden werden.“

„Die meinigen.“

„Keine andern?“

„Nein.“

„Es wurde mir gesagt, daß du fremde Krieger bei dir beherbergst. Es ist Unfrieden ausgebrochen zwischen einigen Stämmen und zwischen den roten Männern und

¹⁾ Tabak mit Gensblättern.

den Bleichgesichtern. Ka Maku wird begreifen, daß es da gilt, vorsichtig zu sein.“

„Wenn meine Brüder zu mir kommen, werden sie keinen fremden Krieger bei uns finden.“

„Und doch führte eine große Spur von Forners Rancho nach eurem Pueblo, wo sie aufhörte; von euch weg ist sie dann zu einer kleinen Fährte von fünf Männern geworden.“

Ka Maku erschrak, ließ sich aber nichts merken und versicherte eifrig: „Da müssen sich meine Brüder irren. Ich weiß von keiner solchen Spur etwas.“

„Der Häuptling der Apatschen und Old Shatterhand irren sich niemals, wenn es sich um eine Fährte handelt. Sie zählten nicht nur die Eindrücke der Tiere und der Menschen ganz genau, sondern sie kennen auch die Namen der letzteren.“

„So kennen meine berühmten Brüder Namen, die mir unbekannt sind.“

„Hättest du nie von Grinley, dem Delprinzen, gehört?“

„Nie.“

„Das ist eine Lüge!“

Da griff der Häuptling nach dem Messer in seinem Gürtel und rief zornig aus: „Will Old Shatterhand das Haupt eines tapfern Häuptlings beleidigen? Mein Messer würde ihm Antwort geben!“

Der weiße Jäger zuckte leicht die Achsel und antwortete: „Warum begehrt Ka Maku den großen Fehler, mir zu drohen? Er kennt mich doch und weiß also sehr genau, daß er meine Kugel im Kopf hätte, ehe die Spitze seines Messers mich erreichte, oder seine Hand die Flinte gegen mich richten könnte.“

Er hatte während dieser Worte mit einem schnellen

Griff seine beiden Revolver gezogen und hielt ihm deren Mündungen entgegen. Zugleich hatte auch Winnetou seine beiden Drehpistolen in den Händen und hielt sie den drei andern Roten vor, während Old Shatterhand in ruhigem Ton weiter sprach: „Ihr kennt diese kleinen Gewehre hier in meinen Händen, in denen zweimal sechs Schüsse stecken. Mein Bruder Winnetou wird euch jetzt eure Messer und Gewehre wegnehmen. Wer sich dagegen wehrt, ja, wer nur eine kleine Bewegung des Widerstands macht, erhält sofort eine Kugel. Ich habe es gesagt und es gilt. Howgh!“

Sein Auge senkte sich mit gebieterischem Blick in dasjenige des Häuptlings, der es nicht wagte, sich zu regen, als der Apatſche ihm und den Seinen das Messer und die Flinte wegnahm. Nachdem dies geschehen war, fuhr Old Shatterhand fort: „Die roten Männer sehen, daß sie sich in unsrer Gewalt befinden. Nur das Eingeständnis der Wahrheit kann sie retten. Na Maku mag meine Fragen beantworten! Warum hat er einige Gefangene mit dem Delprinzen vorsätzlich entfliehen lassen?“

„Es sind keine Gefangene bei uns gewesen,“ zischte der Häuptling grimmig.

„Und auch jetzt befinden sich keine im Pueblo?“

„Nein.“

„Na Maku müßte doch wohl wissen, daß Winnetou und Shatterhand nicht junge, unerfahrene Burschen sind, die sich täuschen lassen. Wir wissen, daß Sam Hawks, Parter und Stone sich bei euch befinden.“

Das zuckende Auge des Häuptlings verriet seinen Schreck, doch antwortete er nicht.

„Auch noch zwei andre weiße Krieger, Frank und Droll genannt, stecken bei euch und andre weiße Männer

nebst ihren Frauen und Kindern. Will Ra Maku dies eingestehen?"

„Kein Mensch ist da, kein einziger,“ lautete die Antwort. „Bin ich ein elender, räudiger Hund, daß ich so mit mir sprechen lassen muß?"

„Bshaw! Ich werde noch ganz anders mit dir sprechen! Werden die drei andern roten Krieger vielleicht zugeben, was ihr Häuptling so unflug ist, zu leugnen?"

Diese Frage war an die Begleiter Ra Matus gerichtet.

„Er hat die Wahrheit gesagt,“ antwortete einer von ihnen. „Es gibt keinen Gefangenen bei uns.“

„Ganz, wie ihr wollt. Wir werden nach dem Pueblo gehen, um nachzuforschen, und damit ihr uns nicht hindern könnt, werden wir euch binden. Winnetou wird mit Ra Maku den Anfang machen.“

Der Apatzche zog seine Riemen aus der Tasche. Da sprang Ra Maku auf und schrie wütend: „Mich fesseln? Da soll — — —“

Er kam nicht weiter, denn er erhielt von Old Shatterhand, der ebenso rasch aufgeschneit war, einen solchen Fausthieb gegen die Schläfe, daß er augenblicklich zusammenbrach und besinnungslos liegen blieb. Das war der Hieb, dem der berühmte Westmann seinen Namen zu danken hatte. Er wendete sich drohend zu den andern dreien: „Da seht ihr, was es nützt, uns zu widerstehen! Soll ich euch ebenso an die Köpfe schlagen?"

Diese Drohung machte einen solchen Eindruck auf die drei Indianer, daß sie sich fesseln ließen, ohne zu widerstreben; dann wurde auch Ra Maku an Händen und Füßen gebunden. Es handelte sich hier um Puebloindianer, die seßhaft waren und einen guten Teil ihres ursprünglichen Charakters verloren hatten. Hätten sie zu

einer herumschweifenden, wilden Truppe gehört, so wäre ihr Verhalten wahrscheinlich ein andres gewesen.

Um ihre Pferde am Entlaufen zu verhindern, wurden sie mit den langen Zügeln an die Erde gepflocht. Dann mußte dafür gesorgt werden, daß die Gefangenen nicht imstande waren, sich von der Stelle zu bewegen oder gar sich trotz der gefesselten Hände gegenseitig Hilfe zu leisten. Darum wurden die Flinten der vier Indianer tief in den Sand gegraben, weit voneinander entfernt und dann an jede einer von ihnen so festgebunden, daß er unmöglich loskommen konnte.

Während dies geschah, kehrte dem Häuptling die Besinnung zurück. Als er sah, in welcher hilfloser Lage er sich befand, knirschte er mit den Zähnen. Ob Shatterhand hörte es und sagte: „Ka Maku trägt selbst die Schuld, daß er in dieser Weise behandelt wird. Ich ersuche ihn noch einmal, die Wahrheit zu gestehen. Wenn er mir verspricht, die Gefangenen herauszugeben und alles, was ihnen gehört, soll er losgebunden werden.“

Der Angeredete spuckte aus und antwortete nicht, für Ob Shatterhand eine Beleidigung, die ihm ein mitleidiges Lächeln entlockte. Nachdem noch einmal sorgfältig nachgesehen worden war, daß es den Gefangenen ganz unmöglich sei, durch eigene Anstrengung loszukommen, bestiegen die beiden Freunde ihre Pferde und ritten fort, dem Pueblo entgegen.

Ka Maku warf ihnen haßerfüllte Blicke nach. Er hoffte, keinesfalls hier lange zu liegen, denn wenn er und seine drei Begleiter nicht bald ins Pueblo zurückkehrten, würde man dort Boten aussenden, welche die Vermißten suchen und finden würden.

Darin täuschte sich Ka Maku freilich. Es fiel seinen Reuten gar nicht ein, nach ihm und seinen drei Gefährten

zu suchen. Daß sie nicht zurückkehrten, beunruhigte niemanden. Die Verfolgung der windeschnellen Antilope kann den Jäger weit, weit fortführen, und bricht darüber die Nacht herein, so kann er leicht Gründe haben, die Heimkehr auf den nächsten Morgen zu verschieben.

Da das Pueblo an der Südseite des Felsengerges lag, konnte es nur von dieser Seite her beobachtet werden, und weil Old Shatterhand und Winnetou von Norden, also aus der entgegengesetzten Richtung kamen, mußten sie einen Bogen reiten, wenn sie ihren Zweck erreichen wollten. Dabei waren sie zur allergrößten Vorsicht gezwungen, da zu jedem Augenblick in ihrem Gesichtskreise ein Indianer erscheinen und sie ebensogut sehen konnte, wie sie ihn.

Eben war die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, als sie den Berg und an seinem steilen Hang das Pueblo liegen sahen. Sie näherten sich ihm nicht ganz bis auf Augensichtweite; dann hielten sie ihre Pferde an, und Old Shatterhand zog sein Fernrohr hervor. Nachdem er einige Zeit durch dasselbe geblickt hatte, gab er es Winnetou. Dieser setzte es nach einer kurzen Weile ab und sagte: „Die Gefangenen haben die Hände gerührt; hat mein Bruder das Loch gesehen, das sich in der Mauer des zweiten Stockwerks befindet?“

„Ja,“ antwortete Old Shatterhand. „Sie haben es durchgebrochen, können aber nicht heraus, weil es bewacht wird. Vielleicht haben sie auch versucht, durch die Decke zu gelangen.“

„Das kann ihnen ebensowenig gelingen, denn auch da stehen die Wächter.“

„Jedenfalls werden, wenn es dunkel ist, Feuer angebrannt; das ist uns außerordentlich hinderlich. Wollen aber zunächst zufrieden sein, daß wir jetzt das Loch ge-

sehen haben, denn nun wissen wir, unter welcher Terrasse die Gefangenen stecken. Unten lehnt eine Leiter an, jedenfalls für den Häuptling, wenn er zurückkehrt. Wie prächtig wäre es, wenn sie nicht emporgezogen würde!“

Sie stiegen ab und setzten sich nieder, um die Dunkelheit zu erwarten. Als diese hereingebrochen war, sahen sie auf dem Pueblo einige Feuer aufflammen. Nun pflodten sie ihre Pferde an und schritten langsam dem Orte entgegen, wo es heute ein wahres Meisterstück auszuführen gab. Diese einzelnen zwei Männer wollten es, ob durch List oder Gewalt, mit der ganzen zahlreichen Besatzung des Pueblo aufnehmen!

Eigentlich war es für dieses kühne Unternehmen noch zu früh, und es wäre weit besser gewesen, wenn sie noch einige Stunden hätten warten können, bis die Mehrzahl der Indianer sich zur Ruhe gelegt hatte. Dann hätte es nur einige Wachen gegeben, welche zu überwinden waren. Aber es gab verschiedene sehr triftige Gründe, die Ausführung des Vorhabens trotzdem nicht aufzuschieben. Erstens war zu bedenken, daß doch immerhin ein Umstand eintreten konnte, durch den der gefangene Häuptling mit seinen Begleitern befreit wurde. Es konnte einer seiner Leute unterwegs sein und ihn finden. Kam Ka Maku los und in das Pueblo, so war die Befreiung der darin eingeschlossenen Leute fast unmöglich. Zweitens konnte man nicht wissen, in welcher Lage sich diese Personen befanden und was ihnen drohte; eine Verzögerung konnte ihnen leicht verhängnisvoll werden. Und drittens fühlten die Roten über die verzögerte Rückkehr ihres Häuptlings jetzt noch keine Besorgnis; wahrscheinlich trat dies erst am folgenden Tage ein; aber es war auch möglich, daß man schon im Verlauf des Abends sein Fortbleiben auffällig fand. In diesem Falle schiedte

man wohl Boten nach ihm und wartete auf deren Rückkehr. Das gab dann einen Zustand der Aufregung, der allgemeinen Wachsamkeit, der das Gelingen von Old Shatterhands und Winnetous Vorhaben vereiteln mußte. Darum war es auf alle Fälle besser, schon jetzt an dessen Ausführung zu gehen.

Als sich die beiden dem Pueblo weit genug genähert hatten, sagte Winnetou: „Mein Bruder mag rechts gehen, und ich gehe links. In der Mitte, da wo die Leiter lag, treffen wir zusammen.“

Old Shatterhand verstand ihn; sie wollten erst den vor dem Pueblo liegenden Platz absuchen, ob er vielleicht bewacht werde oder überhaupt jemand von den Roten sich außerhalb der Niederlassung befand. Old Shatterhand folgte der Aufforderung seines Freundes und fand nichts, was ihm hätte auffallen können. Als er mit ihm zusammentraf, zeigte es sich, daß die Leiter, welche sie hatten liegen sehen, hinaufgezogen worden war.

„Uff!“ sagte der Apatſche leise. „Sie ist fort.“

„Ja,“ nickte Old Shatterhand. „Uns aber soll dies nicht abhalten, das unterste Dach zu erreichen. Vor allen Dingen aber müssen wir wissen, wie die Feinde sich verteilt haben und wo sie sich befinden.“

„Es brennen zwei Feuer.“

„Richtig. Das sind die Wachtfeuer. Eins auf der Terrasse, unter der die Gefangenen stecken, und eins auf der darunterliegenden Etage, um das Loch zu erleuchten, durch das sie sich haben retten wollen. Dort stehen Posten, die ich gezählt habe: oben drei und unten drei. Wo aber sind die andern Indianer?“

„Im Innern der Stockwerke. Hat mein Bruder nicht gesehen, daß dort Licht ist?“

„Ja; die Eingangslöcher stehen offen, und der Licht-

schein schlägt von innen heraus. Danach zu urteilen, würden die Roten mit ihren Squaws und Kindern die oberen Stagen bewohnen, während die beiden unteren unbewohnt sind und wahrscheinlich zur Aufnahme der Vorräte dienen.“

„Mein Bruder hat recht geraten. Ich war vor einigen Jahren hier und habe mir das Innere des Pueblo angesehen.“

„Hm! Die damalige Anordnung kann verändert worden sein. Wir müssen vorsichtig verfahren. Es ist ein schöner Abend heut, und wir dürfen getrost annehmen, daß nicht alle Indianer sich in den Wohnungen befinden; sehr wahrscheinlich liegen auch welche, ohne daß wir sie sehen können, auf den platten Dächern im Freien.“

„Wollen wir uns dadurch abhalten lassen?“

„Nein.“

„So stell dich auf die Mauer, damit ich auf deine Schultern steige!“

Ob Shatterhand folgte dieser Aufforderung, und der Apatzche schwang sich ihm auf die Achseln. Als er von da aus die Kante der untersten Plattform mit den Händen nicht erreichen konnte, flüsterte er dem Gefährten zu: „Strecke die beiden Arme hoch, damit ich dir auf die Hände steigen kann!“

Ob Shatterhand tat dies und hielt den Häuptling mit solcher Leichtigkeit empor, als ob dieser ein Kind von wenigen Jahren wäre.

„Es geht noch nicht,“ sagte der Apatzche.

„Wie viel fehlt noch?“ fragte Ob Shatterhand.

„Drei Hände breit.“

„Schadet nichts. Deine Finger sind wie von Eisen. Wenn sie die Kante erreichen, wirst du dich festhalten können. Dann helfe ich mit meinem langen Bärenröter

nach. Ich zähle bis drei und werfe dich in die Höhe; paß auf und greif schnell zu! Eins — zwei — drei —!“

Bei drei gab er dem Apatſchen einen kräftigen Schwung nach oben; dieser erreichte die Kante mit den Händen und hielt sich dort wie mit eisernen Klammern fest. Schnell nahm Ob Shatterhand seinen langen Wärentäter zur Hand und hielt ihn empor, um damit einen Fuß Winnetous zu stützen. Dieser fand dadurch einen festen Punkt und schwang sich, da Ob Shatterhand mit dem Gewehr kräftig nachschob, auf die Terrasse, wo er zunächst ganz still und unbeweglich liegen blieb, um zu lauschen, ob sich vielleicht jemand in der Nähe befindet, der ihn bemerkt habe oder sehen könne. Er lag eng zusammengekrümmt und sprungbereit, um sich sofort wie ein Panther auf ihn zu schnellen und ihn mit einem Griff nach der Gurgel unfähig zu machen, einen Warnungsruf auszustoßen. Seine scharfen Augen überblickten die ganze Länge der Terrasse — es befand sich außer ihm kein Mensch darauf. Umweit von sich sah er das offene, viereckige Eingangsloch, das hinab in das Erdgeschoß führte, und hart neben ihm lag die Leiter, die heraufgezogen worden war.

Zunächst kroch er mit unhörbaren, schlangengleichen Bewegungen nach dem Loch und horchte hinab. Es war dunkel unten. Nichts regte sich; es schien niemand unten zu sein. Nun kroch er zur Leiter zurück und ließ sie zu Ob Shatterhand hinab, so daß sie wieder, wie am Tage, an der Mauer lehnte und der Genannte heraufsteigen konnte. Als dieser Winnetou erreichte, legte er sich neben ihn nieder und fragte: „Ist jemand unter uns?“

„Ich habe nichts gehört,“ antwortete Winnetou.

„Ziehen wir die Leiter wieder herauf?“

„Nein.“

„Richtig! Es könnte der Fall sein, daß wir fliehen müssen, und dann brauchen wir sie. Nun aber auf die nächste Etage.“

Zu ihr führte eine Leiter hinauf, weil nur die unterste weggenommen worden war. Aber diese Leiter durften sie nicht benutzen, denn sie lehnte an der Mitte der Etage, wo das unterste Feuer brannte und die drei Wächter saßen, die auf das von den Gefangenen durch die Mauer gebrochene Loch aufzupassen hatten. Von diesen hätten sie sofort bemerkt werden müssen, wenn sie auf dieser Leiter emporgestiegen wären.

Die Plattform über ihnen war vielleicht vier Schritte breit und achtzig Schritte lang. Das Feuer, das in der Mitte brannte, war nach indianischer Weise nur klein und konnte also seinen Schein nicht bis an die Endpunkte der Terrasse werfen; dort war es somit dunkel und dort mußten die beiden Befreier hinauf, entweder nach der rechten oder nach der linken Seite des platten Daches. Sie entschlossen sich für das erstere, und zwar infolge eines Umstands, der zwar sehr geringfügig, ihnen aber von großem Vorteil war.

Die drei indianischen Wächter saßen nämlich so an dem Feuer, daß zwei von ihnen ihre Gesichter dem Loch, das sie zu bewachen hatten, zukehrten; der dritte kauerte links davon, so daß er den Lichtschein auf sich nahm und einen langen dunklen Schatten nach dieser Seite der Plattform warf. Dieser Schatten ermöglichte es, sich ihnen zu nähern, ohne sofort bemerkt zu werden.

Sie zogen also die Leiter, die von der ersten Etage hinunter in das Innere des Erdgeschosses führte, hinauf und trugen sie nach dem linksseitigen Ende der Plattform. Dies mußte mit außerordentlicher Vorsicht geschehen. Dort angekommen, legten sie sie an die Mauer

des dritten Stockwerks und stiegen hinauf. Oben angelangt, blieben sie eine Zeitlang ebenso vorsichtig wie vorher liegen, um die Plattform zu überblicken.

„Die Wächter sind allein,“ flüsterte der Apatzche.

„Ja, und das ist gut,“ meinte sein weißer Freund. „Dennoch ist die Sache außerordentlich schwer. Es gibt hier keine Deckung, hinter der man sich verbergen könnte.“

„Aber Schatten!“

„Well! Doch das ist nicht hinreichend. Wir können höchstens bis auf zwanzig Schritte an sie heran, und wenn der Bursche, der den Schatten bildet, sich bewegt, so fällt das Licht auf uns und sie müssen uns noch viel eher bemerken.“

„Wir werden ihre Aufmerksamkeit nach der andern Seite richten.“

„Womit? Mit kleinen Steinchen?“

„Ja.“

„Schön! Wenn sie dumm genug sind, werden sie sich dadurch irre machen lassen. Dann aber heißt es, die zwanzig Schritte in zwei Augenblicken zurückzulegen. Ich schlage den, der uns den Rücken zugehrt, sofort nieder; du nimmst den nächsten und ich den dritten.“

„Aber ja ohne das geringste Geräusch!“ warnte Winnetou.

„Natürlich, denn sonst werden die drei Wächter auf der nächsten Plattform aufmerksam. Selbst wenn uns das Anschleichen gelingt, braucht es nur einem dieser Roten einzufallen, von da oben herabzuschauen, so sieht er uns, und wir sind verraten.“

„In diesem Fall müssen wir die drei hier niederschlagen und dann rasch hinauf zu den andern drei. Sind

diese unschädlich gemacht, so besitzen wir den Eingang zu denen, die wir befreien wollen.“

„Aber es würde laut hergehen, das ganze Pueblo käme in Aufruhr.“

„Winnetou und Old Shatterhand würden sich trotzdem nicht fürchten. Wir löschten die Feuer aus und würden nicht gesehen; da könnte man nicht auf uns schießen.“

„Gut! Also jetzt Steinchen her!“

Es war von großem Vorteil für sie, daß Old Shatterhand diese Frage aufgeworfen hatte, denn es trat später wirklich der Umstand ein, daß sie gesehen wurden, und da konnten sie sofort im Einbernehmen handeln, ohne vorher die kostbare Zeit durch Fragen zu verlieren. Sie griffen auf der Plattform mit den Händen nach Steinchen und fanden schnell so viele, wie sie brauchten. Dann legten sie sich lang auf den Boden nieder und krochen auf die drei Wächter zu. Old Shatterhand hatte sehr genau abgeschätzt: als sie noch ungefähr zwanzig Schritte entfernt waren, mußten sie anhalten. Winnetou erhob sich ein wenig und warf ein Steinchen über sie hinweg, so daß es jenseits von ihnen niederfiel. Das dadurch entstehende Geräusch wurde, so gering es war, von ihnen bemerkt, und sie wendeten ihre Gesichter nach rechts, um zu lauschen.

„Es gelingt,“ flüsterte Old Shatterhand. „Sie sind dumm genug, ihre Aufmerksamkeit von dieser unsrer Seite abzuwenden.“

Winnetou warf noch einige Steinchen, was zur Folge hatte, daß die drei Wächter ein lebendes Wesen, vielleicht gar ein feindliches, rechts von sich vermuteten und scharf nach dorthin lauschten.

„Jetzt!“ sagte Old Shatterhand leise.

Sie erhoben sich. Fünf, sechs weite, aber ganz leise und fast unhörbare Sprünge, und sie standen bei den dreien. Die Faust des starken weißen Jägers fuhr dem ersten so gegen den Kopf, daß er lautlos niedersank; im nächsten Augenblick hatten sie den zweiten und dritten bei den Kehlen. Ein fester Druck, einige Hiebe an die Schläfen, und auch diese waren besinnungslos. Sie wurden schnell gefesselt und bekamen Knebel zwischen die Zähne.

„Das ist geglückt!“ flüsterte Old Shatterhand. „Nun schnell die Leiter an das Loch, unter dem die Gefangenen stehen. Ich will mit ihnen reden; währenddessen mag mein Bruder Winnetou das nächste Stockwerk nicht aus den Augen lassen. Es könnte einer der dortigen Wächter an der Kante des Daches erscheinen.“

Er zog nun die Leiter des unteren Stockwerks vorsichtig empor, lehnte sie neben dem Loch an die Mauer und stieg hinauf. Den Kopf in dieses Loch steckend, rief er hinein, aber so, daß nur die innen Befindlichen es hören konnten: „Sam Hawks, Did Stone und Will Parker! Ist einer von euch da?“

Er lauschte und hörte drin eine Stimme: „Hört! Da draußen sprach jemand! Es ist ein Mensch am Loch.“

„Wahrscheinlich einer der roten Halunken!“ meinte ein anderer. „Gebt ihm eine Kugel!“

„Unfinn!“ fiel schnell ein dritter ein. „Ein Indianer wagt es nicht, seinen Schädel so schön herzuhalten, daß wir ihm das Lebenslicht ausblasen können, wenn ich mich nicht irre. Es muß ein anderer sein, einer, der uns retten will, vielleicht gar Old Shatterhand oder Winnetou. Macht mir Platz!“

Aus der Redensart „wenn ich mich nicht irre“, er-

kannnte Old Shatterhand, wer der Sprecher war; darum fragte er: „Sam Sawfens, seid Ihr da?“

„Will's meinen,“ antwortete es von innen. „Wer seid denn Ihr?“

„Old Shatterhand.“

„Heigh-day! Ist's wahr?“

„Yes. Wollen euch herausholen.“

„Wollen? Die Mehrzahl? Also seid Ihr nicht allein?“

„Nein. Winnetou ist mit.“

„Thank you! Haben mit großen Schmerzen auf Euch gewartet. Aber, Sir, seid Ihr denn auch wirklich Old Shatterhand? Oder heißt Ihr vielleicht Mr. Grinley, der Delprinz?“

„Müßt mich doch an der Stimme erkennen, alter Sam!“

„Stimme hin und Stimme her! In diesem Loch klingt, zumal Ihr leise redet, eine Stimme wie die andre. Es wäre eine nette Geschichte, wenn wir Euch trauten, und nachher hätte sich Old Shatterhand in den Delprinzen verwandelt. So ein dummes Coon bin ich nicht. Gebt mir einen Beweis!“

„Welchen?“

„Habt Ihr Euern Hentzstutzen bei Euch?“

„Ja.“

„So langt ihn einmal herein, damit ich ihn befühlen kann.“

„Hier ist er. Aber gebt ihn schnell wieder heraus, denn ich kann ihn jeden Augenblick gebrauchen müssen.“

Er schob das Gewehr ins Loch; es dauerte nur wenige Sekunden, so wurde es ihm zurückgegeben und Sam sagte: „Es hat seine Richtigkeit; Ihr seid es, Sir. Gott sei Dank, daß Ihr kommt! Wir können nicht hin-

aus. Zwar ist Rettung möglich; aber es würde dabei einen heißen Kampf geben und wir möchten nicht Blut vergießen. Wie wollt Ihr uns herausbringen?"

„Könnt ihr nicht nach oben?"

„Nein; das Loch ist zu.“

„Habt ihr keine Leiter?"

„Die Schufte haben sie hinaufgezogen.“

„Und Waffen?"

„Die haben wir; man konnte sie uns nicht abnehmen. Werde Euch später erzählen, wie wir in diese himmelblaue Lunte geraten sind.“

„Müht es freilich sehr geistreich angefangen haben: ist ein wahres Meisterstück von Leuten, wie ihr seid! Wer ist alles drin?"

„Gute Bekannte von Euch: ich, Stone, Parker, Droll, der Hobbler-Frank und so weiter.“

„Auch Kinder?"

„Leider!"

„Well! So paßt genau auf, was ich Euch sage! Erst schiebt Ihr uns die Kinder heraus; aber sie dürfen keinen Laut von sich geben. Dann folgen die Damen, die hoffentlich auch still sind. Hierauf kommen diejenigen, die den Westen nicht kennen und wenig Erfahrung besitzen. Es ist geraten, alle diese zuerst ins Freie zu bringen, damit sie schon heraus sind, wenn wir vielleicht entdeckt werden. Hier saßen drei Wächter, die wir überwältigt haben. Ueber euch sind auch drei, die uns leicht überraschen können. Wenn dies geschehen sollte, so muß ich schnell eingreifen: ich steige hinauf und schlage sie nieder. Gelingt mir dies, so öffne ich euch das Loch und gebe euch eine Leiter herab, woran diejenigen, die sich noch drin befinden, schnell zu mir hinaufsteigen und mich unterstützen können. Habt Ihr alles verstanden?"

„Mes.“

„So macht los! Ich warte hier, um zunächst die Kinder in Empfang zu nehmen.“

In kurzer Zeit erschien ein Knabe in der Oeffnung. Old Shatterhand zog ihn heraus und langte ihn Winnetou zu, der ihn ergriff und dicht an die Mauer stellte. So wurde es mit allen Kindern und dann auch mit den Frauen gemacht. Das war eine schwere Arbeit, wobei Old Shatterhand, auf der Leiter stehend, alle seine Kräfte anstrengen mußte. Als es bis hierher geglückt war und Sam Hawkens ihm meldete, daß nun die Männer, zunächst die deutschen Auswanderer, folgen würden, antwortete er: „Die bedürfen, um die Leiter zu erreichen, meiner Hilfe nicht. Ich werde mich also entfernen, um die drei über euch befindlichen Wächter in die Augen zu nehmen.“

Er stieg zu Winnetou nieder, warf diesem einige leise, erklärende Worte zu und huschte dicht an der Mauer nach der linken Seite hin, wo die Leiter lag, an welcher sie auf diese Plattform gestiegen waren. Er zog sie herauf und lehnte sie an das nächste Stockwerk, um da hinaufzusteigen.

Oben angekommen und die von dem Feuer erleuchtete Plattform musternd, sah er die großen Steine, die auf den Deckel gelegt worden waren und diesen festhielten, so daß die Gefangenen nicht herausgelonnt hatten. Daneben lag die Leiter, die von den Indianern, ehe sie den Deckel zuwarfen, emporgezogen worden war. Eine zweite Leiter führte zur nächsten Plattform empor. Die Wächter saßen so, daß zwei von ihnen ihm den Rücken zuekehrten.

Old Shatterhand war auf dieses Dach gestiegen, um im Fall einer Entdeckung sofort bei der Hand zu

sein. Wenn es aber den Gefangenen bis auf den letzten Mann gelang, ins Freie zu kommen, wollte er hinabsteigen, ohne sich sehen zu lassen. So lag er still und wartete. Er rechnete nach, welche Zeit eine Person brauchte, um durch das Loch zu kriechen, und wie viele also schon heraus sein konnten. Eben sagte er sich, daß nun wohl schon der sechste an der Reihe sein werde, da ertönte eine schrille Frauenstimme laut durch die Nacht: „Herrjesses, Kantor, stürzen Sie doch nich off mich!“

Sofort sprangen die drei Wächter auf, traten an den Rand der Plattform und blickten hinab. Sie sahen die befreiten Weißen; sie sahen auch den Apatſchen, der hoch aufgerichtet am Feuer stand. Sie erkannten ihn und einer von ihnen rief, so daß es über das ganze Pueblo schallte: „Afhane, afhane, arku Winnetou, nonton, schis inteh!“

Diese Worte heißen zu deutsch: „Herbei, herbei; Winnetou, der Häuptling der Apatſchen ist da!“

Raum war der Ruf erschollen, so ertönte es hinter ihnen ebenso laut: „Und hier steht Old Shatterhand, um die Gefangenen zu befreien. Winnetou, nimm die beiden Burschen in Empfang!“

Der weiße Jäger war zu gleicher Zeit mit den Wächtern auf- und auf diese zugesprungen. Während er die angegebenen Worte rief, schlug er einen von ihnen nieder und stieß die beiden andern über die Kante der Plattform, an der sie standen, hinab, wo sie von den Untenstehenden in Empfang genommen wurden. Dann warf er zunächst die Leiter um, die zum nächsthöheren Stodwerk führte, damit kein Roter von oben herunter könne. Hierauf wälzte er die zentnerschweren Steine von dem Dedel und nahm diesen weg; dann ließ er die Leiter

in das Loch und rief hinab: „Schnell herauf! Es könnte zum Kampf kommen.“

Nun sprang er mit beiden Füßen in das Feuer, um dieses auszutreten, was, da es klein gewesen war, sofort gelang. Es wurde dunkel, denn Winnetou hatte auch das untere Feuer ausgelöscht. Old Shatterhand hatte mit einer solchen Schnelligkeit gehandelt, daß seit dem Augenblick, wo die unborsichtige Frauenstimme erschallte, kaum eine Minute bis jetzt vergangen war. Und schon kamen die letzten der Gefangenen aus der Luke zu ihm heraufgestiegen.

Auf den über ihnen liegenden Terrassen wurde es lebendig. Laute, fragende Stimmen erschallten. Lichter erschienen, und man sah dunkle Gestalten an den Leitern herniedersteigen. Da ertönte Old Shatterhands mächtige Stimme: „Die roten Männer mögen oben bleiben, wenn sie nicht sterben wollen! Hier stehen Old Shatterhand und Winnetou mit ihren Leuten. Wer sich zu uns herunterwagt, wird erschossen!“

Er wollte keinen der Indianer töten, mußte ihnen aber beweisen, daß er wirklich hier war. Diesen Beweis konnte er, wie er wußte, ihnen nur durch seinen so viel- und schnellschüssigen Stutzen geben, den sie alle kannten und fürchteten. Er legte ihn an und zielte empor nach einem Indianer, der, mit einer Leuchte in der Hand, eiligst herniedergestiegen kam; er wollte ihn in die Hand treffen und drückte ab.

„Sahi, Batah-schi — au, meine Hand!“ schrie der Betroffene, indem er das Licht oder die Fackel fallen ließ.

Drei weitere Schüsse, schnell hintereinander, und ebenso viele Lichte verschwanden. Eine Stimme rief: „Das ist Old Shatterhands Zauberflinte; hinauf, schnell wieder hinauf!“

Es wurde oben ganz dunkel und plötzlich so still, als ob auf den höheren Terrassen kein Mensch zu finden sei.

„Seid ihr alle hier?“ fragte Old Shatterhand die jetzt bei ihm Stehenden. „Ist niemand mehr unten?“

„Keiner,“ antwortete Sam Hatwens.

„So legt die beiden Reitern an und steigt hinauf zu den andern! Ich denke, daß die Roten uns in Ruhe lassen werden, bis wir die freie Erde unter den Füßen haben.“

Sie kamen seiner Aufforderung nach; er folgte zuletzt.

Als er die nächst untere Plattform erreichte, sah er, daß der umsichtige Apatzche schon für das weitere gesorgt hatte. Die Befreiten befanden sich auch dort bereits im Niedersteigen. Es fiel Winnetou nicht etwa ein, sie zur Eile aufzufordern; im Gegenteil mahnte er sie, wegen der Frauen und Kinder hübsch langsam und vorsichtig zu verfahren, denn er wußte, daß wenigstens für einige Zeit die Indianer jetzt nicht zu fürchten waren; sie wurden durch die beiden Namen Old Shatterhand und Winnetou in Bann gehalten.

Der Abstieg ging also ziemlich gemächlich vonstatten, und zwar in der Weise, daß alle Reitern von oben mit hinuntergenommen wurden, um den Roten die Verfolgung zu erschweren. Als sie dann alle am Fuße des Pueblo im Freien beisammenstanden, sagte Old Shatterhand: „Es ist gelungen, und zwar viel leichter, als ich dachte. Nun gibt —“

Er wurde von mehreren unterbrochen, die ihrer Dankbarkeit Ausdruck geben wollten, fiel ihnen aber schnell in die Rede: „Still! Nichts davon jetzt! Es muß zunächst das Notwendigste geschehen. Später, wenn wir

von hier fort sind, könnt ihr reden, so viel ihr wollt. Wo sind eure Pferde?“

„Dort im Korral, rechts hinter dem Mauerwerk,“ antwortete Hawlens.

„Habt ihr alle eure Waffen?“

„Ja.“

„Und euer Eigentum?“

„Was wir eingesteckt hatten, konnte uns nicht genommen werden; aber was sich in den Satteltaschen befand, das werden die roten Spitzbuben wohl an sich genommen haben.“

„Hattet ihr auch Packpferde bei euch?“

„Yes. Die mußten die Sachen der Auswanderer tragen.“

„Sind diese Gegenstände vorhanden?“

„Weiß nicht; glaube es auch nicht. Das Wetter brach so rasch über uns herein, daß wir gar nicht Zeit hatten, abzuladen und die Tiere abzusatteln.“

„Um! Wäre alles da, was euch und ihnen gehörte, so könnten wir gleich fort von hier, sonst aber müssen wir die Roten zwingen, das Geraubte herauszugeben. Sam Hawlens mag mich nach dem Korral begleiten; die andern bleiben hier und passen auf die untersten Terrassen des Pueblo auf. Sobald ein Roter sich dort hören oder gar sehen läßt, wird nach ihm geschossen, doch ohne ihn zu treffen; verstanden! Es genügte vollständig, wenn er die Kugel neben sich einschlagen hört. Diese Leute sollen nur wissen, daß wir uns hier aufgestellt haben, um sie nicht herunter zu lassen. Mein Bruder Winnetou wird indessen gehen, um unsre beiden Kappen herbeizuholen.“

Der Apatſche entfernte sich still, wie es so seine Weise war, und Old Shatterhand ging mit Hawlens

nach der Umfriedigung, wohin die Pferde gebracht worden waren. Als diese drei sich entfernt hatten, sagte der Kantor, natürlich in deutscher Sprache: „Also das sind die beiden großen Helden, nach deren Anblick ich so begierig gewesen bin! Man kann sie nicht erkennen, weil es dunkel ist, aber schon ihr Auftreten gefällt mir ungeheuer. Sie werden sehr hervorragende Stellen in meiner Oper einnehmen.“

„Na, sehen Sie sich die beiden nur ersicht eemal bei Tage an!“ antwortete der Hobble-Frank. „Ist es nicht genau so, wie ich prophezeit habe? Diese beiden berühmten Leute brauchen nur zu erscheinen, so sind wir auch schon frei!“

„Sehr wahr!“ stimmte Droll bei. „Es is een wahres Heldenschück von ihne, uns herausgeholt zu habe, ohne daß uns nur een Haar gekrümmt worde is. Es wär' sogar viel besser gegaenge, wenn Frau Ebersbach den Mund gehalten hätte.“

„Ich?“ fiel schnell Frau Rosalie ein. „Meenen Sie vielleicht, ich bin schuld, daß mir der Schrei entfahren is?“

„Natürlich! Wer denn sonst?“

„Der Kantor, aber doch nicht ich!“

„Bitte ergebenst!“ verteidigte sich der von ihr Beschuldigte. „Sie wissen wohl, daß ich Emeritus bin! Wenn Sie das doch nicht immer auslassen wollen! Sie haben kein Recht, zu behaupten, daß ich die tiefe Stille, welche geboten war, gebrochen habe. Ueber meine Rippen ist kein Laut gekommen, kein einziger, und wenn er noch so pianissimo gewesen wäre. Sie sind es gewesen, Frau Ebersbach, die geschrien hat.“

„Das leugne ich gar nicht. Aber weshalb habe ich geschrien? Hätten Sie sich doch fester angehalten, Sie

Emeritus! Wenn Sie wieder mal Lust haben, von der Leiter herabzupurzeln, so tun Sie es doch wenigstens nicht grad dann, wenn eene Dame drunter steht! Wenn Sie Ihre Tonleitern ooch nich fester in die Hände nehmen, so kann mich Ihre schöne Heldenoper dauern. Verschteh'n Sie mich!"

„Ich verstehe Sie, Verehrteste; aber Sie verstehen etwas nicht, nämlich mit einem Sohn der Musen höflich umzugehen. Ich habe Ihnen versprochen, seinerzeit an Sie zu denken, und hegte wirklich die Absicht, Ihnen eine Sopranarie in den Mund zu legen; da Sie aber in dieser Weise von meiner Kunst sprechen, sehe ich davon ab. Sie werden nicht die Ehre haben, in meiner Oper zu erscheinen!"

„Nicht? O, was Sie nich sagen! Meenen Sie etwa, es liegt mir sehr viel daran, off den Brettern zu erscheinen, die die Erde bedeuten? Das fällt mir gar nich ein. Und Sopran habe ich singen sollen? Hören Sie, damit lassen Sie mich in Ruh'! Wenn ich singen will, da lass' ich mir gar nich vorschreiben, da singe ich, was ich will, Fagott, Klarinette oder Kumpelbaß, ganz was mir beliebt. Und nu sind wir miteinander für dieses Leben fertig. Leben Sie wohl off Ewigkeit!"

Sie wendete sich höchst aufgebracht von ihm ab. Er wollte noch eine Bemerkung machen, doch der Hobble-Frank forderte ihn schnell auf: „Pst! Schweigen Sie schtille! Es is mir ganz so, als ob ich een lebendiges Wesen da oben off der erschten Etage hätte hurschen sehen. Wahrhaftig, da schleicht es wieder! Jetzt bleibt es stehen und neigt den Kopp herab. Das is een Indianer, der sehen möchte, wo wir schteden. Er soll es gleich erfahren!"

Er hob sein Gewehr, zielte kurz und drückte ab.

„Uff!“ rief eine erschrockene Stimme gleich nach dem Knall des Schusses.

Soeben lehrte Old Shatterhand mit Sam Hawksens zurück.

„Was gibt es? Wer hat geschossen?“ fragte er.

„Ich,“ antwortete Frank.

„Warum?“

„Das is eene Frage an das Schicksal, die ich gern beantworten will. Es schand een roter Signor da oben off dem Dach Nummer eens; der wollte wahrscheinlich wissen, welche Zeit es is, und da habe ich ihm gezeigt, wieviel die Uhr geschlagen hat, wenn er sich nich off die Soden macht. Er hat sich ooch gleich zurückgezogen.“

„Ist er getroffen worden?“

„Nee; ich habe weiter rechts gezielt, vielleicht zwee Ellen weit; aber wenn er vier Fuß lange Ohren haben sollte, so is ihm die Kugel höchst wahrscheinlich durch das rechte Läppchen gefahren, was ihm hoffentlich zur Warnung dienen wird.“

„Also haben sie sich doch schon bis herunter auf die erste Terrasse getraut! Da müssen wir aufpassen. Wir halten uns natürlich in solcher Entfernung, daß sie uns nicht sehen können, denn sonst würden sie auf uns schießen. Aber sie müssen wissen, daß wir da sind und sie nicht herunterlassen. Darum mögen Frank und Droll hinschleichen und sich eng an der Mauer niederlegen. Wenn sie dann aufwärts gegen den Himmel blicken, können sie jeden Kopf sehen, der oben über der Kante erscheint, um herabzublicken. Dann rasch eine Kugel hinauf!“

„Aber wohl ohne zu treffen?“ fragte der Hobble-Frank.

„Ja. Ich möchte kein Leben vernichten.“

„Da werde ich mich hüten, meine schönen Kugeln in die Luft zu schießen! Ich schieße lieber keine in den Lauf.“

Da näherte Schi-So sich Old Shatterhand und bat in deutscher Sprache: „Herr, erlauben Sie mir, an dieser Bewachung des Pueblo teilzunehmen! Sechs Augen sind besser als nur vier.“

„Das ist sehr richtig,“ antwortete der Jäger, indem er den Jüngling, dessen Gesicht er nicht erkennen konnte, forschend anblidete. „Sie scheinen aber noch sehr jung zu sein. Haben Sie bereits Erfahrung?“

„Ich bin der Schüler meines Vaters,“ antwortete Schi-So bescheiden.

„Wer ist Ihr Vater?“

„Nitfas-Tni, der Häuptling der Navajos.“

„Was? Mein Freund, der große Donner? Dann wären Sie ja Schi-So, von dem ich weiß, daß er in Deutschland ist?“

„Ich bin es.“

„Dann hier meine Hand, junger Freund. Ich freue mich sehr, Sie hier zu treffen; sobald wir Zeit haben, sprechen wir weiter miteinander. Wäre es heller, so hätte ich Sie wohl erkannt. Da Sie Schi-So sind, so weiß ich, daß ich Ihren Wunsch getrost erfüllen darf. Gehen Sie also mit Frank und Droll und postieren Sie sich mit ihnen so weit auseinander, daß die ganze Länge der Plattform unter Beobachtung steht!“

Der Häuptlingssohn entfernte sich, stolz darauf, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Eben, als er ging, lehrte Winnetou mit den Pferden zurück, welche in genügender Entfernung von dem Pueblo angepflockt wurden. Als dies geschehen war, fragte er Old Shatterhand: „Ich hörte einen Schuß. Aus wessen Gewehr ist er gefallen?“

Der Gefragte sagte es ihm und fuhr dann fort: „Die ledigen Pferde derer, die wir befreit haben, stehen dort im Korral; aber alles Gepäc und das ganze Sattel- und Zaumzeug ist verschwunden.“

„Muß sich im Pueblo befinden!“

„Ja. Wir können also nicht fort, sondern müssen hier bleiben, um die Herausgabe zu erzwingen.“

„Das ist nicht schwer, denn der Häuptling befindet sich in unsrer Hand.“

„Wohl. Wir müssen ihn holen. Will mein roter Bruder den Befehl hier übernehmen? Dann reite ich mit Hawlens, Parker und Stone fort, um Ka Waku herzuschaffen.“

„Mein Bruder mag gehen; er wird bei seiner Rückkehr hier alles in Ordnung finden.“

Das ‚Kleeblatt‘ war gern einverstanden, mit Old Shatterhand zu reiten. Sie gingen nach dem Korral, um die Tiere zu holen. Diese waren freilich ohne Zaum und Sattel, was aber den Reitern vollständig gleichgültig war. Sie schwangen sich auf und ritten in nördlicher Richtung davon. Es verstand sich ganz von selbst, daß Old Shatterhand sich nun unterwegs erkundigte, wie sie mit den Auswanderern zusammengetroffen und dann in die Gefangenschaft geraten seien. Sie hatten Zeit, es ihm ausführlich zu erzählen und von jedem der Beteiligten eine Charakterschilderung zu geben. Als er alles gehört hatte, sagte er, den Kopf leise schüttelnd: „Sonderbare Menschen und höchst unvorsichtig dazu! Also ihr habt euch ihrer angenommen und wollt sie begleiten?“

„Ja,“ antwortete Sam. „Sie bedürfen unser, und uns ist es ja ganz gleich, ob wir hierhin oder dorthin reiten.“

„Um! Ich wollte mit Winnetou über die Grenze, halte es aber für meine Pflicht, mich dieser Leute auch anzunehmen, zumal sie durch Gegenden wollen, wo sie ohne die Hilfe erfahrener Leute zugrunde gehen müssen. Da gilt es, wie es scheint, nachsichtig zu sein. Dieser emeritierte Kantor zum Beispiel kann gefährlich werden.“

„Ist er schon geworden. Am liebsten hätte ich ihn fortgejagt, aber das geht ja nicht. Und dann die Geschichte mit dem Delprinzen. Was sagt Ihr dazu?“

„Schwindel!“

„Well, ist auch meine Meinung. Der Buchhalter ist ein Deutscher; darf man ihn ins Verderben laufen lassen?“

„Auf keinen Fall. Wir folgen diesem Grinley, der sehr wahrscheinlich auch noch andre Namen führt, und ich denke, daß wir ihn noch zur rechten Zeit einholen werden. Bin neugierig, auf welche Weise er das Del aus der Erde gezaubert hat oder noch hervorzaubern will!“

Sie waren sehr schnell geritten und befanden sich jetzt nicht sehr weit mehr von der Stelle, wo der gefesselte Häuptling mit seinen Leuten zurückgelassen worden war.

Ob Shatterhand erzählte ihnen, wie Ra Mafu in seine und Winnetous Hände gefallen war, und fügte dann hinzu: „Er hat alles geleugnet und verdient eine Strafe. Ich bin aber ein Freund der Roten und möchte sehen, ob er mir doch nicht vielleicht ein Eingeständnis macht. Wenn er euch sieht, merkt er sofort, wie die Sache steht; ich will also voranreiten; folgt mir langsam nach! Wenn ihr euch genau nördlich haltet, kommt ihr grad nach dem Felsen, hinter dem wir die Gefangenen zurückgelassen haben.“

Es war sehr dunkel, allein trotzdem fand sich Ob

Shatterhand mit bewunderungswerter Raschheit und Geschicklichkeit in der ebenen Gegend zurecht. Er war überzeugt, die vier Roten in der Lage anzutreffen, wie er sie verlassen hatte, dennoch aber mußte er vorsichtig sein. Sie konnten auf irgend eine Weise die Möglichkeit gefunden haben, sich frei zu machen, und nun auf ihn und Winnetou warten, um sich zu rächen. Darum stieg er in angemessener Entfernung vom Pferd, pflodte dieses an und schlich sich zu Fuß nach dem Felsen hin. Als er so nahe an diesen gekommen war, daß er ihn sehen konnte, legte er sich nieder und kroch auf Händen und Füßen weiter. Bald hatte er den hohen, breiten Stein links vor sich, machte einen kurzen Bogen und sah dann die Gefangenen liegen. Sie konnten frei sein und ihre Stellung aus Hinterlist beibehalten haben; darum ließ er sich noch nicht hören, sondern kroch so leise bis hinter den Häuptling heran, daß dieser nicht das geringste Geräusch zu vernehmen vermochte. Dann erhob er die Hand und betastete das in die Erde wie ein Pfahl gegrabene Gewehr, an das Ka Maku festgebunden worden war. Die Riemen befanden sich noch in derselben Lage wie vorher; sie waren nicht gelöst worden. Da richtete er sich auf und stellte sich, wie plötzlich aus der Erde gewachsen, vor den Gefangenen hin.

„Die Zeit wird Ka Maku lang geworden sein,“ begann Old Shatterhand. „Er hat, da er einen Knebel im Mund trägt, nicht einmal mit seinen Gefährten sprechen können. Ich werde ihm die Stimme wiedergeben.“

Er zog ihm den Knebel aus dem Munde und fuhr fort: „Der Häuptling hat Zeit gehabt, sich zu besinnen. Wenn er bereit ist, mir zu gestehen, daß sich Gefangene in seinem Pueblo befinden, werde ich ihn befreien, ohne daß ihm etwas weiteres geschieht.“

Ka Matu schloß aus der Stellung dieser Worte, daß Old Shatterhand noch nichts Genaueres wisse, und war in folgedessen entschlossen, nichts zu gestehen. Da er Old Shatterhands Art und Weise kannte, war er überzeugt, daß sein Leben sich nicht in Gefahr befand. Also nichts gestehen und lieber hier noch angebunden liegen, bis seine Leute kommen würden, ihn zu befreien. Er nahm an, daß sie dies bald nach Tagesanbruch tun würden. Er sah nur Old Shatterhand. Wo war Winnetou? Um dies zu erfahren, fragte er: „Warum kommt nicht der Häuptling der Apatſchen, um mit mir zu reden?“

Man hörte es seiner Stimme an, daß der Nebel ihm den Atem erschwert hatte.

„Er mußte in der Nähe des Pueblo bleiben, um dieses beobachten zu können.“

Auf Grund dieser Antwort vermutete Ka Matu, daß die Bemühungen Winnetous und Old Shatterhands vergeblich gewesen seien und der letztere nur gekommen sei, durch weiteres Ausfragen etwas zu erfahren; darum sagte er höhniſch: „Winnetou wird nichts andres hören und sehen, als was ich gesagt habe: es befindet sich kein Gefangener bei uns. Warum schleichen die beiden tapfern Männer heimlich beim Pueblo hin und her? Warum fordern sie nicht Einlaß, um sich zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und es ehrlich meine?“

„Weil wir euch nicht trauen und fest überzeugt sind, daß wir auch festgenommen werden würden.“

„Uff! Wo ist die Klugheit Old Shatterhands hin? Der große Geist hat ihm das Gehirn genommen. Ich bin sein Freund gewesen; nun er mich als Feind behandelt, wird das Messer zwischen ihm und mir entscheiden!“

„Habe nichts dagegen. Also ihr haltet wirklich keine weißen Männer, Frauen und Kinder im Pueblo?“

„Nein.“

„Bedenke, daß es mir und Winnetou nicht schwer sein würde, sie zu befreien! Dann träfe dich die Strafe. Gestehst du es aber ein, so werden wir daran denken, daß du unser Freund und Bruder gewesen bist, und dich mit Milde behandeln.“

„Ob Shatterhand mag tun und denken, was er will. Ich habe die Wahrheit gesagt und werde mich rächen!“

„Ganz wie du willst! Aber horch! Wer mag da kommen?“

Man hörte nahendes Pferdegetrappel, Ra Maku richtete sich, soweit seine Fesseln es zuließen, empor und stieß einen Ruf der Freude aus. Die nahenden Reiter konnten doch nur seine Leute sein, die ihn suchten. Sie bogen um den Felsen und blieben da halten. Er konnte ihre Gestalten nicht deutlich erkennen, war aber in seiner Ansicht so sicher, daß er ihnen zurief: „Ich bin Ra Maku, den ihr sucht. Steigt ab und bindet mich los!“

Da antwortete Sam Hawkens lachend: „Daß du Ra Maku bist, das glaube ich gern; aber daß ich dich losbinde, das glaube ich nicht. Ob Shatterhand wird bestimmen, was geschehen soll. Erkennst du mich vielleicht an der Stimme, alter Schurke?“

„Sam Hawkens!“ schrie der Häuptling vor Schreck förmlich auf.

„Ja, Sam Hawkens und Dick Stone, nebst Will Parker,“ bestätigte Ob Shatterhand. „Meinst du nun noch immer, daß der große Geist mir das Hirn genommen hat? Oder war es richtig, als ich sagte, daß es uns nicht schwer werden würde, die Gefangenen zu befreien?“

Wir haben die Lanze umgedreht und nun gegen euch gerichtet: eure Gefangenen sind frei, und ihr seid gefangen. Keiner von deinen Kriegern ist imstande, das Pueblo zu verlassen, denn wir umlagern es und werden jedem, der zu entkommen sucht, eine Kugel geben. Wir werden euch jetzt auf eure Pferde binden, und ich rate euch, ja nicht etwa dagegen zu wehren, wenn ihr nicht unsre Messerlingen kosten wollt!“

Sam, Did und Will stiegen von ihren Pferden und machten sich über die vier Indianer her, die so bestürzt waren, daß es ihnen gar nicht einfiel, Widerstand zu leisten, der ihnen übrigens doch nichts gefruchtet hätte. Sie wurden auf ihre Tiere gebunden, welche bis jetzt angepflöck gewesen waren, und dann trat man schweigend den Rückweg an. Als man am Pueblo anlangte, mußten die vier Roten absteigen und wurden unter scharfe Bewachung genommen. Sie mußten trotz der Dunkelheit bald bemerken, daß ihre sämtlichen Gefangenen sich in Freiheit befanden. Ihr Grimm darüber läßt sich leicht denken.

Die Weißen, besonders die lebhafteren unter ihnen, hätten am liebsten die ganze Nacht durchplaudern mögen; aber Old Shatterhand gab das nicht zu. Er machte sie darauf aufmerksam, daß ihnen morgen ein jedenfalls scharfer und langer Ritt bevorstehe, und brachte sie so weit, daß sie, die sich stündlich ablösenden Wachen natürlich abgerechnet, sich zur Ruhe legten.

Die Nacht berging, ohne daß die Roten wagten, das Pueblo zu verlassen und einen Angriff zu versuchen. Als der Tag graute, sah man, daß sie sich auf die oberen Plattformen zurückgezogen hatten. Die Mehrzahl von ihnen schlief, wurde aber, sobald es nur einigermaßen hell geworden war, von den Wächtern, die auch sie aus-

gestellt hatten, gewedt. Sie versammelten sich oben und warfen den Weißen, welche sich ebenso vom Schlaf erhoben hatten, drohende Reden herab. Daß ihr Häuptling sich als Gefangener bei ihnen befand, konnten sie nicht erkennen.

Winnetou und Old Shatterhand waren entschlossen, sich auf keine langen Verhandlungen einzulassen. Man durfte keine Zeit verlieren, wenn es gelingen sollte, den Delprinzen noch rechtzeitig einzuholen. Darum begaben sich beide zu Ka Maku, um mit ihm zu reden. Die andern bildeten einen Kreis um sie, um zuzuhören, oder, was diejenigen betraf, die das Gespräch nicht verstehen konnten, wenigstens zuzusehen. Da Winnetou sich lieber schweigend verhielt und nur, wenn unbedingt nötig, zu sprechen pflegte, ergriff Old Shatterhand das Wort: „Ka Maku siehst wohl, daß alle seine Gefangenen sich in Freiheit befinden?“

Der Häuptling antwortete nicht; darum ermahnte ihn der Westmann drohend: „Ich pflege nicht gern in den Wind zu reden. Du sollst so mild wie möglich behandelt werden. Antwortest du nicht, so hast du es nur dir zuzuschreiben, wenn wir nur die Rache gelten lassen. Beantworte also meine Frage!“

„Ich sehe, daß sie frei sind,“ knurrte er ingrinnig.

„Und daß deine Krieger nun unsre Gefangenen sind?“

„Das sehe ich nicht.“

„Nicht? Kann einer von ihnen das Pueblo verlassen, wenn wir es nicht wollen? Wir brauchen nicht einmal zu dulden, daß sie auf den Dächern stehen. Unstre Gewehre tragen bis zur obersten Terrasse, und wir können sie alle zwingen, in das Innere der Stockwerke zu flüchten. Wo nehmen sie zu essen und zu trinken her?“

Sie dürfen nicht dorthin herab, wo der Brunnen ist und die Vorräte liegen. Außerdem haben wir dich und deine drei Gefährten fest. Was meinst du wohl, was wir mit euch vornehmen werden?“

„Nichts!“

„Ah, wirklich?“

„Ja, denn es ist keinem von euch ein Leid geschehen.“

„Das haben meine Freunde nur Winnetou und mir zu verdanken. Ihr hattet es anders mit ihnen vor. Ich will es kurz mit dir machen. Es fehlen ihnen noch viele Sachen, die sich im Pueblo befinden. Wenn ihnen alles, was verloren gegangen ist, ersetzt wird, geben wir euch frei und reiten fort; weigerst du dich aber dessen, so wirst du erschossen, und wir verbrennen deine Skalplocke, daß du in den ewigen Jagdgründen ohne sie erscheinen mußt. Ebenso wird es deinen drei Mitgefangenen ergehen. Entscheide dich! Sieh, eben jetzt geht die Sonne auf. Wenn sie eine Hand breit über dem Horizont steht, will ich deine Antwort haben. Länger warte ich nicht. Ich habe gesprochen!“

Er stand auf und ging mit Winnetou fort, zum Zeichen, daß er kein weiteres Wort verlieren wolle. Ka Maku starrte finster vor sich hin. Er kannte die Menschenfreundlichkeit seiner Sieger und glaubte nicht, daß sie ihre Drohung wahr machen würden. Die ganze Beute hergeben, das schien ihm zu viel verlangt. Als die Sonne so weit, wie angegeben, vorgerückt war, kamen die beiden zurück, und Old Shatterhand fragte: „Was hat Ka Maku beschlossen? Soll die Ersetzung stattfinden?“

„Nein!“ stieß er hervor.

„Well! Ich habe dir gesagt, daß ich gesprochen habe; wir sind fertig. Schafft die Kerls fort, nach jenem Felsen hinüber; schneidet ihnen die Skalplocken ab und

geht nachher jedem eine Kugel in den Kopf! Ich habe keine Lust, meine Worte unnötig zu verlieren."

Sam, Dick und Will, Frank und Droll griffen zu und schleppten die vier Roten nach dem bezeichneten Felsen. Ein Indianer, der ohne Stalplode stirbt und begraben wird, geht der Freude der ewigen Jagdgründe verloren. Darum schrie der Häuptling, als Hawkens mit der Linken ihn am Haar ergriff und mit der Rechten das Messer schwang: „Halt, halt! Ihr sollt alles haben!!“

„Gut!“ nickte Old Shatterhand. „Es war grad die höchste Zeit; widerrufe aber ja nicht, denn dann gibt es keine Gnade! Ich verlange, daß alles, bis auf den geringsten Gegenstand, ausgeliefert wird. Eure Squaws mögen uns diese Sachen heraus- und herunterbringen; sollten Männer es wagen, zu erscheinen, würden wir sie niederschließen. Bist du einverstanden?“

„Ja,“ knirschte Ra Maku.

„So mag dieser Mann hier es den Deinen melden; aber wenn die Auslieferung nicht binnen fünf Minuten beginnt, bist du verloren!“

Er deutete auf einen der Gefangenen; es wurden ihm die Fesseln abgenommen, und dann erhielt er eine Leiter, um auf das Pueblo zu steigen. Erst durch ihn erfuhren die Indianer, daß ihr Häuptling gefangen war. Sie erhoben ein großes Geheul und rannten unter drohenden Gebärden oben hin und her, doch schien der Bote ihnen ernstlich zuzusprechen, und nach den festgesetzten fünf Minuten kamen schon die ersten Squaws mit Lasten herabgestiegen, die sie unten abgaben. Jeder Beraubte nahm das in Empfang, was ihm gehörte, und gab an, was ihm noch fehlte. Es wurde scharf darauf gedrungen, daß selbst der kleinste Gegenstand zurückerstattet wurde; das machte freilich viele Mühe, endlich aber

war doch alles vorhanden und verteilt. Darum rief der Häuptling: „Es ist geschehen, was ihr wolltet. Nun bindet mich los und packt euch fort!“

„Du irrst,“ antwortete Old Shatterhand ruhig, „ihr habt noch nicht alles erseht.“

„Was verlangst du noch?“

„Die Zeit, die uns verloren gegangen ist.“

„Kann ich euch Zeit geben, Stunden schenken?“ erwiderte Ka Maku.

„Ja. Wir haben alle deinetwegen eine kostbare Zeit verloren, die wir unbedingt wieder einbringen müssen. Das ist mit den schlechten Pferden, welche einige von uns besitzen, nicht möglich. Ich habe gesehen, daß ihr in eurem Storal sehr schöne Tiere habt; wir werden unsre schlechten gegen eure guten umtauschen.“

„Wag das!“ rief Ka Maku, indem seine Augen zornig blitzten.

„Pshaw! Was ist dabei zu wagen? Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mich vor dir fürchte! Wer kann es uns verwehren, den Tausch vorzunehmen? Du bist in unsrer Gewalt, und deine Krieger dürfen sich nicht herunterwagen, um uns zu hindern. Unsre Gewehre tragen weiter als die ihrigen; wir würden sie treffen, nicht aber sie uns; das wissen sie recht gut und werden sich also hüten, uns nahe zu kommen.“

„Es würde ein Raub, ein Diebstahl sein!“

„Nur Vergeltung! Ihr seid Diebe; wir aber strafen euch. Sollt ihr alle diese Leute umsonst gefangen genommen und beraubt haben? Man muß euch zeigen, daß der Unehrlliche stets dem Ehrlichen unterliegt. Dein Widerstreben hilft dir nichts. Winnetou, Sam Hawks und Droll mögen kommen, um mit mir die Pferde auszulösen!“

Er ging mit den drei genannten nach dem Korral. Der Häuptling geriet in große Wut; er bäumte sich unter seinen Fesseln und gebärdete sich, als ob er den Verstand verloren hätte. Da trat Frau Rosalie zu ihm und fuhr ihn zornig an: „Willste gleich schrille sein, du ewiger Schreihals, du! Was bist denn eegentlich? Een Häuptling willstest sein? Wennstest denkst, daß ich das gloobe, da kommstest schöne an! Een Lump bistest, een langfingeriger Galgenschtrid! Verschtechstest mich? Klappse solltestest kriegen, Saue, tüchtige Prügel! Eingeschperrt hastest uns, uns arme Würmer! Und nu, da das gerechte Schtrafgericht über dich kommt, wie der Pfeffer off die Suppe, da tustest grad, als obstest die reene Unschuld wärstest. Nimm dich in acht und komm mir nich etwa 'mal in meine Hände; ich reiß dir die Haare alle eenzeln 'raus! So, jetzt weeste, woran du bist und mit wem du es zu tun hast. Bessere dich! Jetzt is es vielleicht noch Zeit. Sonst kriegst du's noch mit der Polizei zu tun!“

Sie warf ihm noch einen vernichtenden Blicd zu und wendete sich dann von ihm ab. Ihre Worte blieben nicht ohne Wirkung, obgleich er keins derselben verstanden hatte. Desto verständlicher war ihm der Ton gewesen. Er sah ihr ganz erstaunt nach und schwieg, schwieg selbst dann, als kurze Zeit darauf die Pferde aus dem Korral gelassen und gefattelt wurden. Es befanden sich seine besten dabei. Aber wenn er auch nichts sagte, seine Blicde sprachen um so deutlicher.

Als die auf den oberen Stockwerken befindlichen Roten sahen, daß die Weigen ausbrechen wollten, kamen sie mit Hilfe der ihnen gebliebenen Leitern herabgestiegen. Sie glaubten, dies wagen zu können, weil die Bleichgesichter aufgehört hatten, eine drohende Haltung zu zeigen. Hätte man ihnen den Willen gelassen, so wäre

kein ruhiger Abzug möglich gewesen. Darum richtete Old Shatterhand seinen Stutzen auf sie und rief drohend: „Bleibt oben, sonst schießen wir!“

Da sie dieser Aufforderung nicht Folge leisteten, so gab er zwei Warnungsschüsse ab, doch absichtlich ohne jemand zu treffen. Da erhoben sie ein Geheul und wichen nach oben zurück. Sie waren übrigens, den Verhältnissen angemessen, sehr gut weggekommen, denn außer den Fadelträgern, welche von Old Shatterhand in die Hände getroffen worden waren, hatte keiner von ihnen eine Verletzung davongetragen; Tote gab es gar nicht. Dennoch sagte der Häuptling zu Old Shatterhand, als dieser das Gewehr absetzte: „Warum schießest du auf meine Leute? Siehst du nicht, daß sie keine feindlichen Absichten mehr haben?“

„Und hast du nicht gesehen, daß auch meine Absicht eine friedliche war?“ antwortete der Jäger. „Oder glaubst du, ich hätte treffen wollen und doch Fehlschüsse getan? Wenn ich will, trifft meine Kugel stets; ich habe sie nur warnen wollen.“

„Aber siehst du nicht, daß einige mit verbundenen Händen oben stehen? Sie erheben diese, um mir zu zeigen, daß sie verwundet worden sind.“

„Sie mögen es meiner Güte danken, daß ich nur auf die Hände, nicht aber auf ihre Köpfe gezielt habe.“

„Nennst du auch das Güte, daß du uns die Pferde weggenommen hast?“

„Allerdings. Es ist das eine Strafe, mit der ihr sehr zufrieden sein könnt. Eigentlich habt ihr eine viel größere, viel strengere verdient.“

„Das sagst du. Weißt du aber, was ich in Zukunft sagen werde?“

Old Shatterhand machte eine geringschätzigte Hand-

Bewegung, wendete sich ab und stieg, ohne zu antworten, auf sein Pferd. Die andern waren schon aufgefressen. Da rief Ka Maku, über diese Verachtung entrüstet, ihm zornig nach: „Ich werde jedem, der zu mir kommt, sagen: Winnetou und Old Shatterhand, die so stolz auf ihre Namen sind, sind unter die Pferdediebe gegangen, und Pferdediebe pflegen gehangen zu werden!“

Der Jäger tat, als ob er diese Beleidigung gar nicht gehört habe; aber der kleine Hobble-Frank war so ergrimmt darüber, daß er sein Pferd nahe zu dem Häuptling herantrieb und ihn zornig anfuhr: „Schweig, Halunke! So een Spitzbube, wie du bist, muß froh sein, daß er nich selber an eenem scheenen Schtrick offgehängt worden is. Dir wäre noch besser, du würdest mit eenem Mühlstein am Hals ersäuft im Indischen Ozean, da wo er am tiefsten is. Da haste meine Meenung, nu lebewohl!“

Er wendete sein Pferd und ritt davon, ohne sich bewußt zu werden, daß Ka Maku diese deutsche Strafrede gar nicht verstanden haben konnte.

Neuntes Kapitel.

Kundschafter.

Wenn das Kriegsbeil zwischen zwei Indianerstämmen ausgegraben ist, was so viel heißt, als daß nun auf Tod und Leben zwischen ihnen gekämpft werden soll, dann werden zunächst von beiden Seiten Kundschafter ausgesandt, die zu erfahren suchen, wo der feindliche Stamm sich gegenwärtig befindet und wie viele erwachsene Krieger er zu stellen vermag. Den jetzigen Aufenthalt zu erkunden, ist deshalb schon notwendig, weil die sogenannten „wilden“ Stämme gar nicht sesshaft sind, sondern, stets umherstreichend, ihre Lager, allerdings innerhalb gewisser Grenzen, je nach ihren Bedürfnissen und Absichten immerwährend verändern.

Damit ist die Aufgabe der Kundschafter aber noch nicht erfüllt; sie müssen, und das ist das Schwierigere, auch zu erforschen suchen, in welcher Weise der Feind den Krieg zu führen beabsichtigt, ob er gut verproviantiert ist, wann er aufbricht, welchen Weg er einzuschlagen und wo er auf den Gegner zu treffen gedenkt. Dazu gehören erfahrene Männer, die neben der unbedingt notwendigen Tapferkeit auch die nötige Umsicht, Vorsicht und List besitzen.

In Fällen, die von keiner großen Bedeutung sind und dabei weniger Gefahr bieten, bedient man sich als Kundschafter jüngerer Krieger, damit diese Gelegenheit finden, ihren Mut und ihre Geschicklichkeit zu zeigen und sich einen Namen zu machen. Handelt es sich aber um mehr als das, so werden ältere, bewährte Männer ausgewählt; ja, es kann sogar vorkommen, daß der Häuptling selbst auf Kundschaft geht, wenn er die Angelegenheit für dementsprechend wichtig hält.

Da, wie ganz selbstverständlich, von beiden Seiten Späher ausgesandt werden, so kommt es vor, daß diese aufeinander treffen. Dann heißt es, alles aufzubieten, was Verschlagenheit und Kühnheit vermögen, um die feindlichen Kundschafter unschädlich zu machen, also sie zu töten. Wenn das gelingt, so bleibt der Gegner ohne Nachricht, wird also durch den Angriff überrascht und mit größerer Leichtigkeit besiegt.

Es läßt sich da leicht denken, daß bei einem solchen Zusammentreffen der beiderseitigen Späher oft weit mehr List, Gewandtheit und Bertwegenheit aufgeboten wird, als bei dem späteren eigentlichen Kampf. Es geschehen dabei Taten, deren Erzählung noch später, nach langen Jahren, von Mund zu Mund geht.

Wie schon mehrfach erwähnt, waren gerade in gegenwärtiger Zeit zwischen einigen Stämmen sehr ernste Feindseligkeiten ausgebrochen, nämlich zwischen den Nijoras und den damals nördlich von ihnen hausenden Navajoindianern. Der Chellyharm des Rio Colorado bildete die Grenze zwischen diesen beiden Stämmen. Die Gegend, die er durchfließt, war also das sehr gefährliche Gebiet, wo die Gegner voraussichtlich aufeinander treffen würden, und das also vorher von den Kundschaftern durchspäht werden mußte.

Die Gefährlichkeit dieser Gegend betraf nicht etwa nur die Indianer, sondern auch die Weißen, denn die Erfahrung lehrt, daß, sobald Rote gegeneinander kämpfen, die Bleichgesichter von beiden Seiten als Feinde betrachtet werden. Sie befinden sich dann, um ein Bild zu gebrauchen, wie zwischen den Klingen einer Schere, die in jedem Augenblick sich zusammenziehen können.

Daß Gloomy-water, wohin der Delprinz wollte, lag am Chellyfluß. Grinley kannte die Gefahr, die jeden Weißen, der gerade jetzt dorthin wollte, erwartete, glaubte aber, den Ritt doch wagen zu können, weil er bisher von Angehörigen beider Stämme nie feindlich behandelt worden war. Aufschieben aber konnte er den Plan nicht. Wenn er seinen Zweck erreichen wollte, mußte er sich beeilen; er durfte den Bankier weder zur Besinnung kommen, noch irgend welchen Umstand eintreten lassen, wodurch dieser etwa gewarnt werden konnte.

Was Rollins und seinen Buchhalter betrifft, so hatten diese zwar gehört, daß ein Bruch zwischen Nijoras und Navajos stattgefunden hatte, besaßen aber nicht die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse, um zu wissen, was auch ihnen dadurch drohte. Und der Delprinz hütete sich gar wohl, sie darüber aufzuklären.

Die fünf Männer befanden sich vielleicht noch einen Tagesritt vom Chelly entfernt, als sie, über eine offene, grasige Prairie reitend, die zuweilen durch Buschwerk unterbrochen wurde, sich plötzlich einem Reiter gegenüber sahen, den sie nicht eher hatten bemerken können, weil sich ein solches Gesträuch zwischen ihm und ihnen befunden hatte. Er war ein Weißer, hatte ein Felleisen hinter sich aufgeschnallt und ritt einen kräftigen indianischen Pony, dem man es aber ansah, daß er tüchtig an-

gestrengt worden war. Beide Teile blieben überrascht voreinander halten.

„Hallo!“ rief der Fremde. „Das hätten Kote sein sollen!“

„Dann wäre es um Euren Stalp geschehen gewesen,“ antwortete der Delprinz, wobei er ein erzwungenes Lachen hören ließ, um seine eigene Verlegenheit zu verbergen, denn auch er war über das so unerwartete Zusammentreffen erschrocken.

„Oder um die eurigen,“ entgegnete der andre. „Bin nicht der Mann, der sich seine Kopfhaut so leicht über die Ohren ziehen läßt.“

„Auch nicht, wenn fünf gegen einen stehen?“

„Auch dann nicht, wenn es Kote sind. Habe noch mehr gegen mich gehabt und meinen Stalp dennoch behalten.“

„So möchte man Achtung vor Euch haben, Sir. Darf man vielleicht wissen, wer Ihr seid?“

„Warum nicht? Brauche mich nicht zu schämen, es zu sagen.“ Und auf das Felleisen hinter sich deutend, erklärte er: „Wundere mich eigentlich über Eure Frage. Ihr scheint keine rechten Westleute zu sein. Müßtet es doch diesem Dinge da ansehen, daß ich Kurier bin.“

Er war also einer jener kühnen Männer, die, ihr Felleisen mit Briefen und ähnlichen Dingen gefüllt, auf ihren schnellen Pferden furchtlos über die Prairien und Felsengebirge ritten. Jetzt freilich trifft man keinen solchen Kurier mehr an.

„Ob wir Westmänner sind oder nicht, geht Euch nichts an,“ gab ihm der Delprinz zurück. „Euer Felleisen habe ich freilich gesehen, aber ich weiß, daß durch diese Gegend hier noch niemals ein Kurier gekommen ist. Diese Leute pflegen sich doch stets auf der Albu-

querque-San Franciscostraße zu halten. Warum seid Ihr von dieser abgewichen?"

Der Mann richtete seine klugen Augen halb verächtlich auf den Fragesteller und antwortete: „Bin eigentlich nicht verpflichtet, Euch Auskunft zu geben, und habe auch keine Lust, es zu tun, aber da ich Euch ganz ahnungslos in Euer Verderben rennen sehe, sollt Ihr erfahren, daß ich wegen der Navajos und Nijoras von meiner Richtung abgewichen bin. Sie hätte mich gerade durch die Gegend geführt, die ein kluger Mann jetzt am liebsten den Roten überläßt, nämlich durch das Gebiet am Chellyfluß. Wißt Ihr denn nicht, daß sie sich gerade jetzt dort in den Haaren liegen?"

„Meint Ihr vielleicht der einzige Kluge zu sein, den es hier im Westen gibt?"

Der Desprinz hätte wohl besser getan, höflich zu sein, aber der Schreck über die plötzliche Begegnung hatte ihn zornig gemacht, und diesem einzelnen Mann gegenüber hielt er es nicht für nötig, das ihm eigene rücksichtslose Wesen zu verleugnen. Der Kurier blickte prüfend von einem zum andern, ohne die Grobheit, die er anzuhören bekam, in gleicher Weise zu beantworten, nickte dann leise vor sich hin und sagte, indem er auf den Bantier und den Buchhalter deutete, in ruhigem Ton: „Ich möchte behaupten, daß wenigstens diese beiden Männer noch nicht viel Blut haben fließen sehen. Wenn Ihr so klug seid, daß Ihr keines Rates bedürft, so will ich wenigstens sie auffordern, vorsichtig zu sein. Vielleicht wissen sie gar nicht, was sie tun und wagen. Es steckt doch kein vernünftiger Mensch den Kopf in eine Presse, die soeben zugeschraubt werden soll!"

Diese ernstern Worte hatten den Erfolg, daß der

Bankier sich erkundigte: „Was wollt Ihr sagen, Sir? Welche Presse meint Ihr?“

„Die, welche sich da hinter mir am Chelly befindet. Ihr scheint schnurstracks in sie hineinreiten zu wollen. Kehrt um, Mensch'schurs, sonst geratet ihr zwischen die Stalpmesser der beiden Stämme, die einander abschlachten wollen, und was da von euch übrig bleiben wird, das können die Geier und Prairiewölfe fressen! Hört auf mich; ich meine es gut mit euch!“

Ein Blick in sein offenes Gesicht, in seine ehrlichen Augen genügte zu der Ueberzeugung, daß er die Wahrheit redete. Darum fragte Rollins: „Meint Ihr wirklich, daß die Gefahr so groß ist?“

„Ja, das meine ich. Habe heute früh Spuren gesehen, die mir zeigten, daß sich die Rundscharfer schon gegenseitig beschleichen. Das ist stets etwas, was sich jeder kluge Mann zur Warnung dienen läßt. Müßt ihr denn unbedingt und gerade jetzt nach dieser Gegend? Könnt ihr diesen unvorsichtigen Ritt nicht aufschieben bis auf bessere, friedlichere Zeiten?“

„Um, das könnten wir tun. Wenn Ihr behauptet, daß die Gefahr so groß ist, so halte ich es allerdings für besser —“

„Nichts da!“ fiel ihm der Delprinz in die Rede. „Kennt Ihr diesen Mann hier? Wollt Ihr ihm mehr glauben und vertrauen als uns? Wenn er sich vor einer Spur im Grase fürchtet, so ist das seine Sache, aber nicht die unsrige.“

„Aber Kuriere pflegen erfahrene Leute zu sein; er scheint die Wahrheit zu sprechen, und wenn es sich ums Leben, also um alles handelt, so ist es nicht geratet, tollkühn zu sein. Ob unser Geschäft heut oder einige Tage

später zustande kommt, das macht wohl keinen Unterschied.“

„Es macht einen! Ich habe keine Lust, mich ewig hier herumzudrücken, Sir.“

„Ah, es handelt sich um ein Geschäft!“ lächelte der Kurier. „Well, da gehöre ich nicht dazu. Habe meine Pflicht getan und euch gewarnt; mehr kann man nicht von mir verlangen.“

Bei diesen Worten ergriff er die Zügel, um seinen Pony wieder in Bewegung zu setzen.

„Wir verlangen gar nicht mehr,“ fuhr ihn der Delprinz an. „Wir haben überhaupt gar nichts von Euch verlangt, und Ihr konntet also Eure Meinung recht gut für Euch behalten. Macht Euch fort von uns!“

Der Kurier ließ sich auch durch dieses Verhalten nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete im Ton eines Lehrers, der seinem Schüler eine Ermahnung gibt: „So ein Grobian wie Ihr ist mir noch nicht vorgekommen; es reiten doch zuweilen recht sonderbare Menschen im Westen hin und her!“

Und sich an den Bankier wendend, fuhr er fort: „Ehe ich dem Befehle dieses großmächtigen Gentleman Gehorsam leiste und mich ‚fort von Euch mache‘, muß ich Euch noch eins sagen, nämlich: Wenn es sich in dieser Gegend um ein Geschäft handelt, so ist es allemal ein gefährliches, auch in ganz gewöhnlichen, friedlichen Zeiten; wenn es aber selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Aufschub erleiden darf, so ist es nicht bloß ein gefährliches, sondern geradezu ein verdächtiges. Nehmt Euch also in acht, Sir, daß es Euch dabei nicht an Kopf und Kragen geht!“

Er wollte fort; da zog der Delprinz sein Messer und schrie ihn an: „Das war eine Beleidigung, Mensch! Soll

ich dir diesen spitzen Stahl zwischen die Rippen geben? Sag noch ein einziges Wort, so tue ich es!“

Da blizten aber schon die Läufe zweier Revolver in den Händen des Kuriers und noch mehr blizten seine Augen, als er ihm, verächtlich lachend, antwortete: „Versuch's doch einmal, my boy! Tu augenblicklich das Messer fort, sonst schieß ich! Hier sind zwölf Kugeln, Mensch'schurs. Wer von euch nur die bloße Hand gegen mich bewegt, dem schieß ich ein Loch durch seine arme Seele. Also fort mit dem Messer, Mensch! Ich zähl' bis drei! Eins — — zwei —“

Es war ihm anzusehen, daß es ihm ernst war, seine Drohung wahr zu machen; darum ließ es Grinley wohlweislich nicht bis zu Drei kommen, sondern steckte sein Messer ein, ehe es ausgesprochen wurde.

„So ist's richtig!“ lachte der Kurier. „Ich wollte Euch auch nicht geraten haben, es darauf ankommen zu lassen. Für heut ist's genug; aber sollten wir uns vielleicht noch einmal begegnen, so werdet Ihr noch viel mehr von mir lernen!“

Nun ritt er fort und hielt es nicht der Mühe wert, sich einmal umzusehen. Grinley griff nach seinem Gewehr, um es auf ihn zu richten; da legte der Buchhalter ihm die Hand auf den Arm und sagte in beinahe strengem Ton: „Macht keine weiteren Dummheiten, Sir! Wollt Ihr den Mann erschießen?“

„Keine weiteren Dummheiten!“ wiederholte der Delprinz Baumgartens Worte. „Habe ich denn schon welche gemacht?“

„Allerdings! Eure Grobheit, Euer ganzes Verhalten war eine. Der Mann meinte es offenbar gut mit uns, und ich kann wirklich keinen Grund erschen, der

Euch veranlassen konnte, ihn in solcher Weise zu behandeln!“

Grinley wollte ihm eine zornige Antwort geben, befaß sich aber eines andern und erwiderte: „Bin ich groß gegen ihn gewesen, so seid Ihr es jetzt gegen mich; lassen wir das sich gegenseitig aufheben. Der Kerl war, indem er Euch warnte, ein Hasenfuß.“

„Aber als Ihr mit dem Messer an ihn wolltet, benahm er sich gar nicht wie ein solcher, sondern Ihr waret es, der beigegeben mußte!“

„Das ist gar keine Schande. Der Teufel mag ruhig zusehen, wenn ihm zwei sechsfach geladene Läufe auf die Brust gerichtet werden! Doch genug hiervon; reiten wir weiter!“

Buttler und Poller hatten sich während dieser ganzen Szene äußerst ruhig verhalten, doch war ihnen anzusehen, daß sie sich über das Erscheinen und Verhalten des Kuriers, besonders über seine Warnungen, nicht wenig ärgerten. Sie warfen im Weiterreiten ebenso wie der Delprinz besorgt forschende Blicke auf Rollins und Baumgarten, um an ihren Mienen abzulesen, welchen Eindruck diese Warnungen gemacht hatten.

Die Stimmung war eine ganz andre als vorher; es wurde nicht gesprochen, und jeder schien mit seinen Gedanken zu tun zu haben, bis nach einiger Zeit die Sonne verschwand und ein zum Nachtlager passender Ort gefunden wurde. Um ein Abendessen brauchten sie nicht zu sorgen, weil der Delprinz auf dem Pueblo hinreichend mit Probiant versehen worden war. Sie verzehrten es schweigend, und erst als es dunkel geworden war, fiel das erste Wort aus Baumgartens Munde: „Brennen wir Feuer an?“

„Nein,“ antwortete Grinley.

„Also seid Ihr doch auch besorgt von wegen der Indianer?“

„Besorgt? Nein! Ich kenne diese Gegend und die Roten, die es hier gibt, viel besser als der Kurier, der wohl zum erstenmal hierhergekommen ist. Von Sorge oder gar Angst kann keine Rede sein, doch braucht die Vorsicht immerhin nicht vernachlässigt zu werden. Wenn der Mann Spuren gesehen hat, so ist es nicht notwendig, daß sie gerade von Kundschaftern herrühren. Dennoch wollen wir lieber kein Feuer machen. Ihr sollt mir später nicht den Vorwurf machen, etwas unterlassen zu haben, was zu unsrer Sicherheit erforderlich war.“

„Hm!“ brummte der Bankier nachdenklich. „Ihr seid also überzeugt, daß es die Gefahr nicht gibt, wovon der Kurier sprach?“

„Für uns nicht; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Um Euch vollständig zu überzeugen und ganz zu beruhigen, will ich, obgleich es ganz und gar nicht nötig ist, ein übriges tun und morgen Poller und Buttler voranschicken.“

Die beiden Genannten hatten dies erwartet; sie sagten nichts dazu.

„Warum? Was sollen sie?“ fragte der Bankier.

„Unsre Späher machen, also voranreiten, um dafür zu sorgen, daß Ihr nicht in Gefahr kommt. Ihr seht also, daß ich allen Möglichkeiten Rechnung trage, und werdet Euch hoffentlich wieder beruhigt fühlen.“

„Schön! Wir brechen also morgen früh nicht alle auf?“

„Nein. Ich bleibe mit Euch und Mr. Baumgarten hier. Nur Buttler und Poller reiten fort. Sie werden scharf aufpassen und, falls sie eine Gefahr für uns entdecken, sofort zurückkehren, um uns zu warnen.“

„Das beruhigt mich, Mr. Grinley. Dieser Kurier hatte mir doch einigermaßen Angst gemacht.“

Er ahnte nicht, daß die Veranstaltung, die ihn beruhigte, ganz den gegenteiligen Zweck hatte, den Betrug vorzubereiten, dem er zum Opfer fallen sollte.

Da die beiden Genannten frühzeitig aufbrechen sollten, so wurde das Gespräch nicht fortgesetzt, sondern man legte sich schlafen; je einer mußte wachen; die Reihenfolge ergab, daß Baumgarten die erste und der Bankier die zweite Wache hatte. Als der letztere dann den Delprinzen, welcher folgte, geweckt und sich niedergelegt hatte, blieb dieser wohl eine halbe Stunde lang unbeweglich sitzen; dann beugte er sich zu dem Bankier und Buchhalter nieder, um zu erfahren, ob sie schliefen. Als er bemerkte, daß ihr Schlaf ein fester war, wedte er Poller und Buttler leise; die drei standen auf und entfernten sich eine Strecke, so weit, daß sie nicht gesehen und gehört werden konnten; sie hatten heimlich miteinander zu reden.

„Dachte es, daß du uns weden würdest,“ sagte Buttler. „Hol der Teufel den Kurier, der uns leicht das ganze Spiel verderben konnte! Hättest dich übrigens anders verhalten sollen!“

„Willst auch du mir Vorwürfe machen?“ brummte sein Bruder.

„Wunderst du dich darüber? Der Kerl hatte Haare auf den Zähnen und hat dich, wie man so sagt, auf der ganzen Linie geschlagen.“

„Oho!“

„Pshaw! Gib es doch zu; es ist doch wahr! Je erregter du wurdest, desto ruhiger blieb er; schon da war er dir überlegen; diesen Eindruck haben Rollins und Baumgarten unbedingt auch gehabt. Und dann gar die

Messergeschichte! Es war ein riesiger Reinfall, als wir uns nicht rühren durften!“

„Du doch auch nicht!“

„Allerdings nicht. Es reizte mich freilich wohl, dem Kerl die Zähne zu zeigen; aber es war ihm völliger Ernst. Er hätte wahrhaftig geschossen. Einer gegen fünf! Was müssen Rollins und Baumgarten von uns denken!“

„Laß sie denken, was sie wollen! Sie haben das erschütterte Vertrauen wiedergefunden. Reden wir von Besserem! Ich habe euch die Lage des Petroleumsees genau beschrieben. Getraut ihr euch, ihn zu finden?“

„Unbedingt.“

„Wenn ihr zeitig aufbrecht und durch nichts aufgehalten werdet, seid ihr schon des Nachmittags dort. Die Höhle werdet ihr ebenso leicht finden wie das Gloomy-water?“

„Versteht sich.“

„In ihr findet ihr alles, was nötig ist: die vierzig Fässer Del, die Werkzeuge und alles andre. Nun merkt wohl auf! Ihr müßt mit der Arbeit sofort, wenn ihr angekommen seid, beginnen, weil es dann längerer Zeit bedarf, die Spuren dieser Arbeit zu verwischen. Ihr rollt die Fässer einzeln bis hart an das Wasser und schafft sie, wenn das Petroleum in den See gelaufen ist, wieder in die Höhle. Den Eingang zu dieser verschließt ihr gerade in derselben Weise, wie ihr ihn findet; er darf selbst für das schärfste Auge nicht zu entdecken sein. Dann löscht ihr alle Spuren aus, die durch das Rollen der Fässer entstanden sind. Hoffentlich werdet ihr mit dem allen bis zum Abend fertig.“

„Und wenn die Arbeit am See beendet ist, was dann?“ fragte Buttler.

„Dann schlaft ihr aus und reitet uns am nächsten

Morgen entgegen, um uns zu sagen, daß ihr den See gefunden habt und der Weg dorthin ganz ungefährlich ist. Dabei ist die Hauptsache, daß ihr euch ganz begeistert über den Petroleumfund zeigt.“

„Daran soll es nicht fehlen. Wollen schon dafür sorgen, daß die beiden von unsrer Begeisterung angesteckt werden. Du tust hoffentlich dann auch deine Pflicht!“

„Natürlich!“

„Wieviel war es, was du geben wolltest?“

„Ihr bekommt miteinander fünfzigtausend Dollar, in die ihr euch teilt.“

Bei diesen Worten ergriff er die Hand seines Bruders und drückte sie, zum Zeichen, daß dieses Versprechen nur eine Lockspeise für Pollar sein solle. Für diesen war ja nicht das Geld, sondern das Messer oder eine Kugel bestimmt. Pollar ahnte dies nicht, traute den beiden Betrügern und rief freudig, aber in ganz leisem Tone aus: „Fünfzigtausend, die wir teilen! So bekomme ich also fünfundzwanzigtausend?“

„Ja,“ nickte Grinley.

„Das ist herrlich! Ich gehöre Euch mit Leib und Seele! Wenn man es nur sofort und bar haben könnte!“

„Leider ist das unmöglich. Er zahlt ja in Anweisungen auf Frisco.“

„Wir reiten also dann alle drei nach San Francisco?“

„Alle drei.“

„Na, diesen Weg will ich ganz gern machen. Für fünfundzwanzigtausend Dollar reitet man gern noch viel weiter.“

„Well! Nun noch eine Ermahnung. Ich bin wegen der Indianer keineswegs so ruhig, wie ich mich gestellt habe. Nehmt euch in acht; laßt euch nicht sehen, damit

ihr ganz gewiß zum Gloomy-water kommt und die Vorbereitungen treffen könnt! Es wäre ja entsetzlich, wenn ich mit den beiden dort anlangte, und es wäre nur Wasser zu sehen.“

„Das kann gar nicht sein,“ meinte Buttler, „denn wenn uns etwas passierte, würden und könnten wir euch nicht entgegenkommen, und daraus müßtest du doch ersehen, daß die Sache nicht in Ordnung ist.“

„Das ist richtig. In diesem Fall würde ich mich dann hüten, die beiden nach dem See zu führen.“

„Was würdet ihr dann tun?“

„Natürlich nach euch forschen, um euch beizustehen, wenn es nötig ist.“

„Das hoffen wir. Du bist uns nötig, grad ebenso, wie wir dir nötig sind. Keiner darf den andern sitzen lassen. Nun aber wollen wir wieder zum Lager zurück. Die beiden könnten, wenn einer von ihnen aufwacht und uns vermißt, Verdacht schöpfen.“

Als sie zu Rollins und Baumgarten kamen, fanden sie, daß diese noch fest schliefen, und ließen sich bei ihnen nieder. Die Nacht verging ohne Störung, und als der Morgen anbrach, traten Buttler und Poller ihren Tagesmarsch an.

Rollins und Baumgarten hatten geglaubt, daß diese zwei nur eine gewisse Strecke voranzureiten und sie ihnen dann zu folgen hätten, doch der Delprinz belehrte sie eines andern: „Das würde unflug und unzulänglich sein. Sie gehen als Späher, haben sich also überall umzusehen und müssen langsam reiten; wir würden sie also bald einholen und wären gezwungen, wieder und wieder zurückzubleiben. Da ist es doch entschieden besser, daß wir ihnen Zeit lassen, den ganzen Weg zu machen

und den Weg in einem ununterbrochenen Ritt auszukundschaften.“

„Und wann folgen wir?“

„Morgen früh.“

„So spät?“

„Es ist das nicht zu spät. Ihr habt ja selbst verlangt, daß keine Vorsicht versäumt werden möge. Treffen die beiden unterwegs Feinde, so kehren sie zurück, um es uns zu melden. Kommen sie bis heute abend nicht wieder, so ist das also ein sicheres Zeichen, daß wir nichts zu befürchten haben. Dann können wir morgen, nachdem unsre Pferde sich heute gut ausgeruht haben, die Strecke bis zum Ziel mit doppelter Schnelligkeit zurücklegen.“

Der Tag verging, und es wurde Abend, ohne daß Buttler und Poller zurückkehrten, was die drei Zurückgebliebenen in eine heitere, zuberfichtliche Stimmung versetzte. Der Bankier konnte während der ganzen Nacht nicht einen Augenblick lang schlafen; er befand sich in fieberhafter Aufregung. Also morgen, morgen war der große Tag, wo er das größte und bedeutendste Geschäft seines Lebens abzuschließen hatte, ein so glänzendes Geschäft, wie es ihm in keinem Traum vorgekommen war! Delprinz sollte er werden, Besitzer einer unererschöpflichen Petroleumquelle! Sein Name sollte neben den Namen der größten Millionäre genannt werden; ja, er würde wohl in kurzer Zeit zu den berühmten sogenannten „Bierhundert“ von New York gehören! Das ließ ihm keine Ruhe. Er hatte, als der Tag graute, wohl kaum einen Versuch gemacht, die Augen zu schließen, und weckte Grinley und Baumgarten, um sie zum Aufbruch zu mahnen.

Sie waren gern bereit dazu, und als die Sonne

auftauchte, hatten sie mit ihren ausgeruhten Pferden schon einige Meilen zurückgelegt.

Die Gegend, durch die sie kamen, war bergig; die Höhen trugen dichte Wälder, und die Täler hatten sich mit saftigem Gras geschmückt. In dem letzteren fanden sie von Zeit zu Zeit die Fährte ihrer vorangerittenen Gefährten. Es wurde Mittag, wo den Pferden eine Ruhe- stunde gegönnt werden mußte.

„Wir werden bald einen dazu passenden Ort finden,“ sagte der Delprinz, „einen tiefen Talkessel, dessen Sohle die Sonne auf der südlichen Seite nicht treffen kann. Dort ist es kühl. In einer Viertelstunde sind wir dort.“

Sie befanden sich jetzt auf einer ziemlich steil ansteigenden Lehne; als sie diese hinter sich hatten, senkte sich der mit Nadelbäumen bestandene Boden so schnell abwärts, daß sie absteigen und ihre Pferde führen mußten, um sie zu schonen.

„Nun noch zweihundert Schritte,“ sagte Grinley, „dann seht ihr das Thal gerade vor euch liegen. Es ist nicht groß, und mitten darin liegt ein riesiger Felsblock, neben dem eine mehrhundertjährige Blutbuche steht.“

Als sie diese Entfernung zurückgelegt hatten, blieben seine Begleiter halten, ganz überrascht von dem Anblick, der sich ihnen bot. Gerade vor ihren Füßen senkte sich das Gestein beinahe lotrecht abwärts; sie standen am Rande des Talkessels, der von hohen Felswänden eingeschlossen wurde, aber zwei schmale Ausgänge hatte. Sie befanden sich auf einer, einem Altan gleichenden niedrigen Stelle der Westwand. Der eine Eingang lag an der Süd- und der andre an der Nordseite. Der Felsenteil, der den Altan trug, trat weit in das Thal hinein, so daß der Steinblock, von dem der Delprinz vorhin ge-

sprochen hatte, gar nicht weit von ihnen lag. Die Blutbuche neben ihm war ein Baum von solch schönem Bau, daß sein Anblick einen Maler in Entzücken versetzt hätte.

„Welch herrlicher Baum!“ rief Baumgarten aus.
„So einen —“

„Pst!“ warnte ihn da Grinley, indem er ihn am Arm faßte. „Still! Wir sind nicht allein hier. Seht Ihr die beiden Indianer dort an der Nordseite des Felsblocks? Fernseits desselben scheinen ihre Pferde zu grasen.“

Es war so. Zwei Indianer saßen am Felsen, da, wo er Schatten warf. Dort waren sie vor den heißen Strahlen der Sonne geschützt. Sie waren mit den Kriegsfarben bemalt, so daß man ihre Züge nicht zu erkennen vermochte. Der eine von ihnen trug zwei weiße Adlerfedern im Schopf. Und nun erst fiel den drei Beobachtern ein dunkler Strich im Gras auf, der beim südlichen Eingang begann und wie eine gerade gezogene Schnur nach dem Felsblock führte.

„Dieser Strich ist die Fährte, welche die beiden Roten gemacht haben,“ erklärte Grinley seinen Begleitern. „Sie sind von Süden her hereingekommen und werden, wenn sie sich ausgeruht haben, nach Norden hinausreiten.“

„Da können wir aber doch nicht weiter, nicht hinab!“ bemerkte der Bankier besorgt. „Seit unsrer Gefangenschaft im Pueblo traue ich keinem Indsman mehr. Wer mögen die beiden sein?“

„Ich kenne sie und weiß sogar den Namen des einen. Es ist Mofaschi, der Häuptling der Nijoras.“

„Was bedeutet dieser Name?“ erkundigte sich der Buchhalter.

„Mofaschi heißt Büffel. Der Häuptling war, als die

Bisons noch in großen Herden durch die Savannen und über die Pässe zogen, ein berühmter Büffeljäger. Daher sein Name.“

„Wenn Ihr ihn kennt, so kennt er vielleicht auch Euch?“

„Ja, denn ich bin früher einigemal bei seinem Stamm gewesen.“

„Wie ist er Euch gesinnt?“

„Freundlich, wenigstens früher, und diese Gesinnung wird sich in Friedenszeiten auch nicht ändern. Jetzt aber ist das Beil des Krieges ausgegraben, und da darf man nicht trauen.“

„Um, was ist da zu tun?“

„Weiß wirklich nicht. Reiten wir vollends hinab, so empfängt er uns vielleicht freundlich, vielleicht auch nicht. Auf alle Fälle aber erfährt er unsre Anwesenheit, die ihm besser verborgen bleiben sollte.“

„Können wir ihm denn nicht auf einem Umweg ausweichen?“

„Allerdings; aber dieser Umweg würde so bedeutend sein, daß wir heut nicht an unsern Petroleumsee gelangten. Noch viel weniger würden wir auf Buttler und Boller treffen, die uns wahrscheinlich entgegengeritten kommen. Es ist wirklich höchst unangenehm, daß diese beiden Nijoras gerade hier — — — halt,“ unterbrach er sich, „was ist denn das?“

Er sah etwas, was die drei Beobachter in die höchste Spannung versetzen mußte. Es erschienen nämlich am südlichen Eingang, woher die Spur der Nijoras kam, zwei Indianer, nicht beritten, sondern zu Fuß. Auch ihre Gesichter waren mit Kriegsfarben bemalt; der eine von ihnen trug eine Adlersfeder im Haare, war also nicht gerade unbedingt ein Häuptling, mußte sich aber durch

seine kriegerischen Eigenschaften ausgezeichnet haben. Bewaffnet waren sie mit Gewehren.

„Sind das auch Nijoras?“ fragte Rollins.

„Nein, sondern Navajos,“ antwortete der Delprinz leise, als ob die Roten ihn hören könnten.

„Kennt Ihr sie vielleicht?“

„Nein. Der mit der Feder ist ein noch junger Krieger, der diese Auszeichnung jedenfalls erst nach der Zeit, wo ich zum letztenmal bei den Navajos war, erhalten hat.“

„Alle Donner! Sie legen sich ins Gras. Warum tun sie das?“

„Erratet ihr das nicht? Sie sind ja Feinde der Nijoras. Hier treffen Kundschafter beider Stämme zusammen. Das gibt Blut! Die Navajos sind auf die Spur der Nijoras gestoßen und ihnen heimlich gefolgt bis hier ins Tal herein. Paßt auf, was geschehen wird!“

Er zitterte vor Aufregung, und seinen beiden Begleitern ging es ebenso; der Platz, wo sie standen, lag so, daß sie den Vorgang beobachten konnten, ohne gesehen zu werden.

Die zwei Navajos krochen langsam auf den Spitzen der Hände und Füße auf der Fährte der Nijoras nach dem Felsenblod hin.

„Alle Teufel!“ meinte der Delprinz. „Mokaschi und sein Begleiter sind verloren, wenn sie nur noch eine Minute sitzen bleiben!“

„Herrgott!“ fragte der aufgeregte Buchhalter. „Können wir die Bluttat nicht verhüten?“

„Nein, nein — — und — — aber ja,“ antwortete Grinley mit fliegendem Atem — — „benutzen müssen wir die Sache.“

Die beiden Navajos befanden sich noch zehn Schritte

vom Felsblode entfernt. Erreichten sie ihn, so war es um die Nijoras, welche hinterrücks überfallen wurden, geschehen.

„Benutzen? Wieso?“ erkundigte sich der Bankier, der kaum zu atmen wagte.

„Sollt es sofort sehen.“

Er nahm sein Doppelgewehr mit einer schnellen Bewegung vom Sattel und legte es an.

„Um Gottes willen, Ihr wollt doch nicht etwa schießen!“ wollte Baumgarten ihm sein Vorhaben vereiteln, aber da krachte auch schon der erste Schuß und eine Sekunde später der zweite. Der eine Nabajo, der die Feder trug, wurde vom ersten Schuß in den Kopf getroffen und war sofort tot; den andern erreichte die zweite Kugel; er tat einen Satz in die Luft, noch einen und brach dann zusammen.

„Herr, mein Gott! Ihr habt sie erschossen!“ schrie Rollins vor Entsetzen laut auf.

„Zu meinem und Eurem Nutzen,“ antwortete der Delprinz in kaltem Ton, indem er das Gewehr absetzte und auf dem Felsen so weit vortrat, daß er von unten gesehen werden konnte.

Der Erfolg der beiden Schüsse auf die Nijoras war ein blitzschneller. Sie sprangen im ersten Schrecken aus ihrer sitzenden Stellung auf, warfen sich aber sofort wieder nieder, platt ins Gras, um ein so wenig wie möglich sichtbares Ziel zu bieten. Sie glaubten, die Schüsse seien auf sie gerichtet gewesen, denn sie konnten, weil der Felsblod dazwischen lag, die beiden toten Nabajos nicht liegen sehen. Da rief der Delprinz von seinem Altan herab: „Mokaschi, der Häuptling der Nijoras, darf sich unbedenklich aufrichten; er braucht sich nicht zu verstecken, denn seine Feinde sind tot.“

Motafchi richtete den Blick zu ihm empor, stieß, als er ihn sah, einen Ruf der Ueberraschung aus und fragte: „Uff! Wer hat geschossen?“

„Ich.“

„Auf wen?“

„Auf die zwei Navajos.“

„Wo?“

„Hinter Eurem Felsen. Geht hin! Sie sind tot.“

Aber der vorsichtige Rote folgte dieser Aufforderung keineswegs sofort, sondern er kroch weiter, bis zur Erde hin und lugte dahinter hervor, erst im höchsten Grade vorsichtig; dann hob er den Kopf immer höher, zog sein Messer, um auf alles vorbereitet zu sein, und sprang mit zwei, drei schnellen Sätzen zu den Leichen hin. Als er sah, daß kein Leben mehr in ihnen war, richtete er sich auf und rief dem Delprinzen zu: „Du hast recht; sie sind tot. Komm herab!“

„Ich bin nicht allein; es sind noch zwei Männer bei mir.“

„Bleichgesichter?“

„Ja.“

„Bring sie mit!“

„Wollen wir ihm den Willen tun?“ fragte Rollins den Delprinzen.

„Natürlich,“ antwortete dieser.

„Hat das keine Gefahr?“

„Nun nicht die geringste. Ich habe den beiden Nijoras das Leben gerettet, und sie sind uns also zum größten Dank verpflichtet.“

„Aber, Sir, es ist ein Mord, ein Doppelmord!“

„Bhaw! Laßt Euch das nicht anfechten. Zwei Indianer mußten auf alle Fälle sterben. Sagte oder tat ich nichts, so traf es die Nijoras. Rief ich ihnen eine War-

nung zu, so gab es einen Kampf zwischen Bieren, den wohl schwerlich einer von ihnen überlebt hätte. Die Bier hätten einander zerfleischt. Da habe ich das schwarze Los den beiden Navajos zugeworfen und mir dadurch die Dankbarkeit und Freundschaft Mofaschi erworben. Jetzt brauchen wir keine Sorge mehr zu haben. Unser Petroleumunternehmen muß gelingen, denn die Nijoras werden uns beschützen. Also kommt und folgt mir getrost!“

Sie taten dies, konnten sich aber eines Grauens vor diesem Mann nicht erwehren, der um eines Vorteils willen zwei Menschen, die ihm nichts getan, ohne Bedenken das Leben genommen hatte. Ihr Weg führte sie außerhalb des Tales bis zu dessen südlichen Eingang nieder. Als sie ihn durchschritten, sahen sie nicht, daß hinter einem Gebüsch zwei funkelnde Augen auf sie gerichtet waren. Sie verschwanden hinter dem engen Durchlaß, und nun richtete sich ein Roter hinter dem Gebüsch auf und knirschte: „Uff! Der Hagere war der Mörder! Ich konnte meinen Brüdern nicht helfen, aber ich werde sie rächen.“

Sich wieder niederbuckend, verschwand er im Gebüsch. Er war ein Navajo. Jedenfalls hatte er als Sicherheitsposten hier bleiben müssen, während seine unglücklichen Gefährten in das Tal gedrungen waren.

Der Delprinz ritt mit Rollins und Baumgarten getrostem Muts auf den Häuptling zu, der sie an dem Felsblock erwartete. Mofaschi hatte vorher Grinlehs Gesicht der Entfernung wegen nicht deutlich erkennen können; jetzt, als er es in der Nähe sah, zog sich seine Stirn unter den Querstrichen der Kriegsfarben finster zusammen.

„Wo kommen die drei Bleichgesichter her?“ fragte er. Der Delprinz hatte einen weit freundlicheren

Empfang erwartet; er antwortete enttäuscht, indem er und seine Begleiter vom Pferd stiegen: „Unser Pfad hat am Rio Gila begonnen.“

„Wo wird er denn enden?“

„Am Wasser des Chelly.“

„Seid ihr allein?“

„Ja.“

„Kommen noch mehr der Bleichgesichter nach?“

„Nein. Und wenn welche kommen sollten, so sind sie nicht Freunde von uns.“

„Wißt ihr, daß die Pfeife des Friedens von uns zerbrochen worden ist?“

„Ja.“

„Und dennoch wagt ihr euch hierher?“

„Eure Feindschaft ist doch nur gegen die Navajos, nicht aber gegen die Weißen gerichtet!“

„Die Bleichgesichter sind schlimmer als die Hunde der Navajos. Als es noch keine Weißen gab, herrschte Frieden unter allen roten Männern. Nur den Bleichgesichtern haben wir es zu verdanken, daß der Tomahawk unser Leben frißt. Sie werden nicht geschont.“

„Willst du damit sagen, daß ihr unsre Feinde seid?“

„Ja, eure Todfeinde.“

„Und doch habt ihr beide meinen zwei Kugeln euer Leben zu verdanken! Wollt ihr uns dafür am Marterfeuer braten?“

Ueber das Gesicht des Håuptlings zuckte ein verächtliches Lächeln, als er antwortete: „Du sprichst vom Marterfeuer, als befändest du dich bereits in unsrer Gewalt, und doch sind wir nur zu zweien, während ihr zu dreien seid. Du scheinst den Mut eines Frosches zu haben, welcher der Schlange in den Rachen springt, wenn sie den Blick auf ihn richtet.“

Dieses beleidigende Verhalten war jedenfalls nicht bloß eine Folge der jetzt herrschenden feindseligen Verhältnisse. Sehr wahrscheinlich war das Ansehen Grinleys schon früher ein ganz andres bei den Nijoras gewesen, als er seinen Begleitern gesagt hatte. Er fühlte, daß sie unbedingt auf diesen Gedanken kommen mußten, und wollte dem entgegenwirken, indem er fragte: „Mokaschi, der tapfere Häuptling, kennt mich wohl nicht mehr?“

„Mein Auge hat noch nie ein Gesicht vergessen, selbst wenn es dieses nur ein einziges Mal und kurz zu sehen bekam.“

„Ich habe den Kriegern der Nijoras nie ein Leid getan!“

„Uff! Warum sprichst du so? Hättest du einen meiner Krieger nur mit einer Bewegung der Fingerspitze gekränkt, so lebstest du nicht mehr.“

„Warum trittst du denn so feindlich gegen mich auf? Ist dein Leben so wenig wert, daß du deinen Retter nicht einmal willkommen heißest?“

„Sag mir erst, wann du die Nabajos, die du vorhin tötetest, gesehen und wie lange du sie verfolgt hast!“

„Ich sah sie zwei Minuten, bevor ich sie erschloß, um dich zu retten.“

„Was hatten sie dir getan?“

„Nichts.“

„Du hattest keine Rache gegen sie?“

„Nein.“

„Und doch hast du sie getötet!“

„Nur um dich zu retten!“

„Hund!“ donnerte der Mokaschi, indem seine Augen funkelten, den Weißen an. „Es haben mir viele Jäger und Krieger ihr Leben zu verdanken, und ich habe es

nicht ein einziges Mal erwähnt, obgleich Jahre darüber vergangen sind. Du aber stehst erst wenige Augenblicke vor mir und hast dich bereits fünfmal meinen Retter genannt. Wenn du so dich selbst bezahlst, darfst du keinen Lohn von mir erwarten. Habe ich verlangt, von dir gerettet zu werden?"

Grinley fühlte sich außerordentlich eingeschüchtert, wagte aber dennoch den Einwurf: „Nein; aber ohne mich wärest du jetzt tot.“

„Wer sagt dir das? Du siehst hier neben dem Felsen unsre Pferde stehen, die uns die Annäherung jedes fremden Menschen verraten. Eben hörten wir sie schnauben und griffen schon nach unsern Messern, als deine Schüsse fielen. Die Navajos hatten dir nichts getan. Du hast nicht mit ihnen gekämpft, sondern sie aus dem Hinterhalt erschossen. Du bist kein Krieger, sondern ein Mörder. Dort liegen ihre Leichen. Darf ich mir ihre Skalpe nehmen? Nein, denn sie sind von deinen heimtückischen Kugeln gefallen. Wärest du nicht gekommen, so hätte ich sie, durch das Schnauben unserer Pferde aufmerksam gemacht, mit dem Messer empfangen und dürfte mich mit ihren Skalplocken schmücken. Kennst du den, in dessen Haar die Feder steckt? Sein Name lautet Ahasti-tine¹⁾, obgleich die Zeit seines Lebens erst zwanzig Sommer und Winter beträgt. Diesen Ehrennamen erhielt er in Folge seiner Klugheit und Tapferkeit. Und solch einen Krieger hast du gemordet! Und mich hast du um den Ruhm gebracht, ihn besiegt zu haben! Und da verlangst du anstatt Rache Lohn von mir!“

Dem Delprinzen wurde himmelangst, und seinen Begleitern war es nicht weniger bange. Der Häuptling fuhr fort: „So wie du sind die Bleichgesichter alle. Wie-

¹⁾ Alter Mann.

viel gute gibt es unter ihnen? Auf einen Old Shatterhand, in dessen Herz die Liebe wohnt, kommen hundertmal hundert andre, die uns das Verderben bringen. Bleibt hier stehen, bis ich wiederkomme! Wenn ihr es wagt, euch zu entfernen, seid ihr verloren!“

Er gab dem andern Nijora einen Wink und schritt mit ihm, die Fährte sorgfältig untersuchend, neben ihr hin dem Eingang zu, hinter dem die beiden verschwanden.

„O wehe! Das klang viel, viel anders, als wir erwarteten!“ klagte der Bankier. „Ihr habt uns da eine Suppe eingebrocht, die so dick geraten ist, daß wir, wenn wir sie essen müssen, an ihr ersticken können!“

„Ein Mörder!“ stimmte der Buchhalter bei. „Der Häuptling hatte recht. Warum habt Ihr doch nur geschossen! Dieser Ahastitine, ein so junges Blut und doch so berühmt! Schaudert Euch nicht selber ob dieser Tat?“

„Schweig!“ herrschte ihn der Delprinz an. „Es ist doch so, wie ich sagte; ich habe den Häuptling vom Tod errettet. Das vom Schnauben der Pferde ist Ausrede, ist Lüge!“

„Möchte es bezweifeln. Der Mann sieht genau so aus, als ob er wisse, was er sagt. Standen wir nicht wie Schulbuben vor ihm? Es wird am besten sein, uns aus dem Staub zu machen, ehe er wiederkommt!“

„Wagt das nicht, Mr. Baumgarten! Er scheint noch mehr Krieger in der Nähe zu haben. Wenn wir uns entfernten, würde er sich mit ihnen an unsre Fersen heften, und dann wären wir verloren, während es so noch möglich ist, daß er uns laufen läßt. Warten wir also!“

Es verging über eine Viertelstunde, ehe die Nijoras wiederkamen. Als sie herangekommen waren, sagte Moskasi: „Die Rache steht bereits hinter dir, und das Ver-

derben wird dich ereilen, ohne daß ich die Hand an dich lege. Es sind nicht zwei, sondern drei Navajos gewesen. Der dritte hat am Eingang Wache gehalten und wohl alles gesehen, ohne die Mordtat verhindern zu können. Er wird seine Mokassins auf deine Fährte setzen und dir folgen, bis sein Messer dir im Herzen sitzt. Dein Skalp sitzt nicht fester auf deinem Haupt, als ein Regentropfen, den der Wind vom Zweig schüttelt. Ich habe keinen Teil an dir, weder im Guten noch im Bösen. Warum wollt ihr nach dem Chellyfluß? Was sucht ihr dort?"

„Ein Stück Land,“ erlang es kleinlaut aus dem Munde des seiner Sache vorher so sichern Delprinzen.

„Gehört es dir?“

„Ja.“

„Wer hat es dir geschenkt?“

„Niemand.“

„Und dennoch behauptest du, daß es dir gehöre!“

„Ja. Es ist ein Tomahawk-Improvement.“

„Es tut mir leid, daß ich das hören muß.“

„Warum?“

„Weil das ein Räuber- und Diebeswort ist! Ein Stück Land am Chellyfluß! Es ist dein! Und hier steht Molaschi, der Häuptling der Nijoras, welche die rechtmäßigen Herren und Besitzer der ganzen Chellygegend sind! Ihr räubigen Hunde! Was würden die Bleichgesichter jenseits des großen Meeres sagen, wenn wir hinüberkämen und behaupteten, daß ihr Land unser sei? Wir aber sollen es uns gefallen lassen, daß sie über uns herfallen und uns alles nehmen! Ein Stück Land am Chellyfluß, das dir gehört, obgleich du es von uns weder gekauft noch geschenkt erhalten hast! Meine Faust sollte dich niederschlagen, doch ist sie zu stolz, dich zu berühren. Macht euch fort von hier, fort nach dem Landsetzen, nach

dem eure Seelen schreien! Setzt euch darauf, und ihr braucht gar nicht lange zu warten, so wird er euch die blutige Ernte bringen!"

Er streckte die Hand gebieterisch nach dem nördlichen Ausgang aus. Sie stiegen schnell auf ihre Pferde und trabten eiligst fort, im tiefsten Herzen froh, den Ort, der ihnen so gefährlich werden konnte, mit heiler Haut verlassen zu dürfen.

Um die Worte und das Verhalten des Häuptlings zu verstehen, muß man wissen, auf welche Weise sich die Weißen in den Besitz von Ländereien zu setzen pflegten. Nach dem sogenannten Heimstättengesetz kann nämlich jedes Familienhaupt und jeder einundzwanzigjährige Mann, der entweder Bürger ist oder Bürger werden zu wollen erklärt, eine noch unbesezte Parzelle Land von 160 Acres ohne alle Bezahlung erwerben; nur muß er sie fünf Jahre lang bewohnen und bebauen. Außerdem wurden Millionen Acres namentlich an die Eisenbahnen verschleudert.

Und was die Tomahawk-Improvements betrifft, so brauchte nach ihnen jemand, um als Eigentümer einer ihm zusagenden Strecke Landes zu gelten, dasselbe nur dadurch als das seinige zu bezeichnen, daß er mit der Art einige Bäume anhieb, eine Hütte baute und etwas Getreide säte. Was die Indianer, die Herren dieser Ländereien, dazu sagten, danach wurde nicht gefragt!

Die drei Weißen ritten, als sie das Tal verlassen hatten, eine ganze Weile schweigend nebeneinander durch den lichten Wald. Der Delprinz war wütend über die Behandlung, die er vom Häuptling der Nijoras erfahren hatte, und sann nun darüber nach, wie es ihm gelingen könne, sein bei dem Bankier und dem Buchhalter wohl mehr als wankend gewordenes Ansehen wieder zu be-

festigen. Dann sagte er, die lange Stille endlich unterbrechend: „So sind diese roten Halunken! Undankbar im höchsten Grad! Man kann noch so lange im Frieden mit ihnen gelebt und ihnen noch so viele und große Wohltaten erwiesen haben, eines schönen Tages brechen sie doch die Treue und haben vollständig vergessen, welchen Dank sie einem schuldig sind.“

„Yes,“ nickte Rollins. „Das war eine böse Lage, in der wir uns befanden. Wir können froh sein, daß wir so mit einem blauen Auge aus derselben entkommen sind. Ich dachte bereits, daß es uns an das Leben gehen würde.“

„Freilich wäre es uns an das Leben gegangen, wenn der Häuptling mir nicht im stillen recht gegeben hätte, weil er doch unbedingt einsehen mußte, daß ich sein Retter war. Es wird mir aber niemals wieder einfallen, einem Indianer Gutes zu erweisen.“

„Richtig! Diese roten Kerls sind es nicht wert, daß man sich ihrer annimmt.“

Aus diesen Worten des Bankiers war zu ersehen, daß er weniger geneigt war, den Delprinzen wegen seines Verhaltens zu beurteilen. Er gehörte zu jenen echten Yankee's, denen ein Menschenleben nichts gilt. Die Gefahr, worin er sich befunden hatte, war vorüber und ebenso der Eindruck, den die Ermordung der beiden Navajos für den Augenblick auf ihn gemacht hatte. Anders aber bei Baumgarten. Dieser war als Deutscher innerlich ganz anders angelegt; er hielt das Verhalten Grinleys für ein Verbrechen, konnte nicht über dessen Beurteilung hinüberkommen und fragte daher den Delprinzen jetzt ernst und vorwurfsvoll: „Habt Ihr denn jemals einem Indianer Gutes erwiesen, Sir?“

„Ich? Welch eine Frage! Gerade diese Nijoras haben mir unendlich viele Gefälligkeiten zu verdanken!“

„Der Häuptling tat aber gar nicht so, als ob dies der Fall wäre!“

„Weil er ein undankbarer Schuft ist. Es scheint mir übrigens, als ob auch Ihr mir jetzt Vorwürfe machen wollt, anstatt dankbar daran zu denken, daß ich es bin, der Euch aus der Gefangenschaft im Pueblo errettet hat!“

„Om. Ich will Euch aufrichtig sagen, daß mir, je mehr ich über diese Angelegenheit nachdenke, desto mehr Fragen aufstoßen, die ich mir nicht zu beantworten vermag.“

Grinley warf ihm von der Seite her einen scharf forschenden Blick zu; er wollte zornig auffahren, besann sich aber eines andern und fragte in ruhiger Weise: „Welche Fragen könnten das wohl sein? Darf ich sie erfahen?“

„Ich halte es nicht für nötig.“

„Nicht? Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich sie Euch beantworten könnte.“

„Das ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß. Ihr k ö n n t e t; aber ob Ihr auch w ü r d e t, das bezweifle ich.“

„Wenn ich kann, so will ich auch, Sir; darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Mag sein; dennoch wollen wir nicht weiter davon sprechen! Nur weil Ihr so stark betont, daß wir Euch so viel zu verdanken haben, will ich Euch sagen, daß wohl noch nicht aller Tage Abend ist.“

„Wie meint Ihr das?“

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir mit Euch weit

werden, so daß Ihr dann keinen Dank mehr von uns zu fordern habt.“

„Möchte wissen, wie das der Fall sein könnte!“

„Sehr einfach: In bezug auf das Geschäft, das abgeschlossen werden soll, habt Ihr keinen Dank zu fordern, denn Ihr werdet bezahlt. Und daß Ihr uns aus dem Pueblo errettet habt, ist Euch von uns zwar auf das Konto geschrieben worden, doch werden wir diesen Posten vielleicht sehr bald streichen müssen, da Ihr die beiden Navajos erschossen habt.“

„Was geht das dieses Konto an?“

„Fragt doch nicht so, als ob Ihr ein Neuling wärt! Es ist doch keineswegs ausgeschlossen, daß wir den Navajos begegnen.“

„Was wäre das weiter?“

„Sie würden den Tod der beiden Rundschafter rächen.“

„Pshaw! Wie wollen sie wissen, was geschehen ist?“

„Wie? Habt Ihr denn nicht gehört, was Mofaschi sagte? Es sind drei Navajos gewesen, nicht bloß zwei. Der dritte wird uns folgen.“

Das Gesicht des Delprinzen wollte ernst und nachdenklich werden, aber er zwang ein höhnisches Lachen hervor und antwortete: „Da sieht man, was für ein kluger Kerl Ihr seid! Glaubt Ihr denn, daß Mofaschi da seine wirkliche Meinung gesagt hat?“

„Ja.“

„Wirklich? So muß ich Euch sagen, daß aus Euch niemals ein richtiger Westmann werden könnte. Mofaschi ist auf Rundschaft gegen die Navajos ausgerückt. Daß er das selbst getan und nicht gewöhnliche Krieger geschickt hat, ist ein Zeichen, daß er der Sache die größte Wichtigkeit beilegt. Er ist auf drei Feinde gestoßen, welche

auch Kundschafter sind, und muß alles tun, diese unschädlich zu machen. Zwei habe ich erschossen; der dritte lebt noch und hat die Nijoras gesehen. Er wird nicht uns verfolgen, sondern seinen Stamm auf das schleunigste aufsuchen, um zu melden, daß Motaschi sich hier befindet. Dieser muß das auf alle Fälle zu verhindern suchen; er wird also sich auf die Fährte des Navajo machen, um ihn einzuholen und zu töten. Seht Ihr das ein oder nicht?"

„Om!“ brummte Baumgarten. „Vielleicht ist es so, wie Ihr sagt, vielleicht aber auch nicht.“

„Es ist so und nicht anders; das versichere ich Euch und — —“

Er sprach nicht weiter, sondern hielt sein Pferd an und blickte aufmerksam in die Ferne. Während sie sich jetzt auf einer kleinen, offenen Prairie befanden, war dort der Rand eines Waldes zu sehen. Von diesem dunklen Hintergrund stachen zwei Reiter ab, welche halten geblieben waren, weil sie die drei auch bemerkt hatten.

„Zwei Männer,“ meinte Grinley. „Es sind, wie es scheint, Weiße. Da ist hundert gegen eins zu wetten, daß wir Buttler und Poller vor uns haben. Drei gegen zwei, da brauchen wir uns nicht zu fürchten. Vorwärts also!“

Sie ritten weiter, auf die andern zu. Als diese das sahen, trieben sie ihre Pferde auch wieder vorwärts. Bald erkannte man sich gegenseitig. Ja, die beiden Genannten waren es. Als sie auf Hörweite herangekommen waren, rief der Delprinz ihnen zu: „Ihr seid es? Das ist ein gutes Zeichen. Habt ihr den Weg frei gefunden?“

„Ja,“ antwortete Buttler, „so frei wie im tiefsten Frieden. Wir sind nicht auf die Spur auch nur eines einzigen Indianers gestoßen.“

„Und habt das Gloomy-water gefunden?“

„Yes, mit Leichtigkeit.“

„Nun? Und das Del?“

„Großartig, geradezu großartig!“ antwortete der Gefragte, indem sein Gesicht vor Wonne zu strahlen schien. Er wendete sich an den Bankier und fuhr fort: „Habt die Güte, uns einmal anzuriechen! Wie findet Ihr unsern Duft? Ist das etwa Rosenöl, Sir?“

Die beiden dufteten infolge der Arbeit, die sie zu bewältigen gehabt hatten, natürlich sehr stark nach Petroleum. Rollins Züge nahmen sofort einen entzückten Ausdruck an. Er antwortete: „Rosenöl nun freilich nicht, mir aber grad so lieb, als ob es welches wäre. Wie lange dauert es, Meßschürs, bis man ein Pfund Rosenöl beisammen hat! Das Erdöl aber läuft so bereitwillig aus der Erde, daß man täglich Hunderte von Fässern füllen kann. Der Duft, den ihr verbreitet, ist mir weit angenehmer, als alle andern Gerüche der Welt. Meint Ihr das nicht auch, Mr. Baumgarten?“

„Ja,“ nickte dieser, dessen Gesicht nun auch einen heitern, zuversichtlichen Ausdruck angenommen hatte.

„Well! Ihr wolltet bis jetzt noch immer nicht recht an die Sache glauben; ich habe Euch das oft angesehen. Gebt Ihr es zu?“

„Will es nicht leugnen, Sir.“

„Aber nun? Jetzt wird sich Euer Mißtrauen doch wohl in das Gegenteil verkehren?“

Da fiel der Delprinz ein: „Auch ich habe natürlich bemerkt, daß Mr. Baumgarten mir weniger Vertrauen schenkte, bin aber zu stolz gewesen, mich dadurch beleidigt zu fühlen. Jetzt wird er einsehen, daß er einen Ehrenmann vor sich hat, der das Vertrauen wohl verdient, das er beansprucht hat. Aber bleiben wir nicht hier auf der

offenen Prairie halten! Es gibt Indianer da, die uns leicht bemerken könnten.“

„Indianer?“ fragte Buttler, indem sie vorwärts ritten, dem Wald entgegen, aus dem er mit Poller gekommen war. „Seid ihr etwa auf welche getroffen?“

„Ja.“

„Alle Wetter! Wann?“

„Vor kurzer Zeit.“

„Was für welche?“

„Nijoras. Sogar der Häuptling derselben.“

„Und gut mit ihnen auseinandergelommen?“

„So leidlich. Hätte schlimmer werden können.“

Er erzählte den Vorgang, und es verstand sich ganz von selbst, daß Buttler und Poller sich mit seinem Verhalten einverstanden erklärten. Mittlerweile erreichten sie den Wald, der ihrer Unterhaltung ein Ende bereitere, denn seine Bäume standen so dicht, daß man einzeln hintereinander reiten mußte, was dem Bankier gar nicht lieb war, da er darauf brannte, Weiteres und Ausführlicheres über den Petroleumsee zu erfahren.

Nach einiger Zeit ging das Gehölz zu Ende und es öffnete sich von neuem eine grasige Savanne. Nun konnten sich die Reiter zusammenhalten, und Rollins fragte nach dem Gloomy-water und allen Einzelheiten. Buttler und Poller erfüllten seine Neugierde in einer Weise, die seine Erwartung noch mehr steigerte und ihn in die größte Aufregung versetzte. Als er behauptete, den Augenblick der Ankunft kaum erwarten zu können, beruhigte ihn Buttler durch die Mitteilung: „Was das betrifft, so wird Eure Geduld nicht mehr lange auf die Probe gestellt werden, denn wir haben höchstens noch anderthalb Stunden zu reiten.“

„Anderthalb? Und vor einer halben Stunde ha-

ben wir euch getroffen; das macht zwei ganze. So habt ihr den Petroleumsee erst seit zwei Stunden verlassen?"

„So ungefähr.“

„Warum nicht eher? Eine Botschaft wie die, welche ihr mir brachtet, kann man nicht früh genug erfahren.“

Diese Frage kam höchst ungelegen, denn er durfte doch nicht erfahren, welche langwierige Arbeit sie am Gloomy-water zu verrichten gehabt hatten, doch Buttler brachte sich aus der Verlegenheit, indem er die Auskunft gab: „Es war unsre Aufgabe, für eure Sicherheit zu sorgen. Dazu gehört vor allen Dingen auch, daß wir die ganze Umgegend des Sees absuchten. Das war nicht leicht, denn der Boden ist schwer gangbar, und wir konnten nur langsam vorsehen, weil wir vorsichtig sein mußten. Darum sind wir erst vor einigen Stunden fertig geworden.“

„Und ihr habt nichts gefunden, was auf eine Gefähr für uns schließen läßt?"

„Nichts, gar nichts. Ihr braucht nicht die mindeste Sorge zu haben, Sir.“

Rollins fühlte sich nicht nur beruhigt, sondern so froh und zuversichtlich gestimmt, wie noch selten in seinem Leben. An dem Ort, den er in der Zeit von nicht viel über einer Stunde erreichen würde, lag für ihn ein Kapital in der Höhe von vielen, vielen Millionen! Er hätte seine Begleiter alle umarmen mögen, begnügte sich aber damit, seinem Buchhalter die Hand zu drücken und zu ihm zu sagen: „Endlich, endlich am Ziel! Und endlich, endlich nun aus den Ungewißheiten heraus! Seid Ihr nicht auch darüber froh?"

„Natürlich, Sir," lautete die einfache Antwort.

„Natürlich, Sir," wiederholte Rollins kopfschüttelnd.

„Das klingt so kalt, so teilnahmslos, als ob die Sache Euch gar nichts angehe!“

„Denkt das nicht! Ihr wißt ja, daß ich in allen Eueren Angelegenheiten stets so Sorge, als ob es die meinen wären. Ich freue mich auch, pflege aber so etwas nicht laut zu äußern.“

„Well, kenne Euch ja, Mr. Baumgarten. Hier aber könnt Ihr schon etwas lauter sein. Habe Euch noch nichts gesagt, doch konntet Ihr wohl denken, daß ich, da ich Euch mitgenommen habe, mit Euch gewisse Absichten verfolge. Ihr sollt an diesem neuen Unternehmen mehr beteiligt sein, als Ihr bis jetzt gedacht habt. Meint Ihr, daß ich die Absicht habe, mit meiner Familie Arkansas zu verlassen und mich hier im wilden Westen anzusiedeln? Kann mir nicht einfallen. Werde zunächst freilich alles tun, was hier nötig ist; mein fester und eigentlicher Wohnsitz aber wird doch unser Brownsville bleiben. Werde Ingenieure anstellen müssen und über ihnen einen geschäftlichen Direktor, auf den ich mich verlassen kann. Wer meint Ihr wohl, wer dieser Mann sein wird?“

Er blickte dabei den Buchhalter mit bezeichnendem Schmunzeln von der Seite an und fuhr, als dieser nicht gleich antwortete, fort: „Oder habt Ihr die Absicht, auch Zeit Eures Lebens in Brownsville zu bleiben?“

„Ueber diese Frage nachzudenken, habe ich bisher noch keine Veranlassung gehabt, Mr. Rollins.“

„Well, so habt die Güte, jetzt darüber nachzudenken! Wie nun, wenn der Direktor, von dem ich sprach, Mr. Baumgarten heißen soll?“

Da richtete sich der Deutsche scharf im Sattel auf und fragte: „Ist das Euer Ernst, Sir?“

„Yes! Ihr wißt, daß ich in so wichtigen Angelegenheiten keinen Scherz zu treiben pflege. Die Stelle ist eine

verantwortliche und schwierige. Darum würde ich Euch neben dem Gehalt mit am Gewinn beteiligen. Wollt Ihr sie annehmen?“

„Von ganzem Herzen gern!“

„So schlägt ein! Hier ist meine Hand.“

Baumgarten gab ihm die seinige und sagte: „Ich will keine vielen Worte machen, Mr. Rollins; Ihr kennt mich und wißt, daß ich nicht undankbar bin. Mein größter Wunsch ist, der Stellung, die ich bekleiden soll, gewachsen zu sein.“

„Das seid Ihr; ich weiß es.“

„Und ich möchte dies weniger zuversichtlich behaupten. Es ist ja wahr, was Mr. Grinley so oft schon ausgesprochen hat: ich kenne den Westen nicht, und doch gehören solche Leute her, die Haare auf den Zähnen haben.“

„Werde schon dafür sorgen, daß Ihr solche Kerls ins Werk bekommt.“

„Es wird Kämpfe geben. Oder meint Ihr, die Indianer werden es sich ruhig gefallen lassen, daß wir uns hier in der Weise, wie ein großartiges Delunternehmen es mit sich bringt, festnisten?“

„Werden wenig dagegen tun können.“

„Hm! Sie werden behaupten, der Platz gehöre ihnen, und —“

„Macht Euch keine so unnützen Gedanken!“ fiel ihm da der Delprinz in die Rede. „Ihr habt doch gehört, was Mofaschi sagte? Nämlich, daß ich getrost zu meinem Landsetzen gehen soll, um ihn in Besitz zu nehmen.“

„Das war wohl kaum sein Ernst.“

„O doch.“

„Schön! Aber gehört die Stelle wirklich den Nijoras? Ist es nicht möglich, daß auch andre Rote, zum Beispiel die Navajos, auf ihren Besitz Anspruch erheben?“

„Was diese Kerls sagen und behaupten, kann uns höchst gleichgültig sein. Ich habe mein Tomahawk-Improvement, das ich Euch abtrete. Das Dokument darüber steckt hier in meiner Tasche. Ihr habt es in Brownsville prüfen lassen; es ist für gut und echt befunden worden und wird Euch gehören, sobald Ihr mir die Anweisung auf San Francisco aushändigt. Ist dies geschehen, so seid Ihr nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten der rechtmäßige Besitzer des Gloomy-waters und kein Roter kann Euch von dort vertreiben.“

„Sehr richtig, Sir. Aber wenn die Roten sich nicht nach diesem Gesetz richten?“

„So werden sie dazu gezwungen. Ihr stellt natürlich nur Leute an, die mit der Büchse und dem Messer umzugehen verstehen; das wird die Indsamen duldsam machen. Uebrigens könnt Ihr versichert sein, daß Euer Unternehmen sehr bald eine weiße Bevölkerung anziehen wird, die zahlreich genug ist, nicht nur jeden Angriff siegreich zurückzuschlagen, sondern die Roten ganz aus der Gegend zu verdrängen. Stellt nur erst eure Maschinen auf! Ihr wißt, daß die Maschine die größte und siegreichste Feindin der Indianer ist.“

Damit hatte er recht. Wo der Weiße sich mit den eisernen Händen und Füßen des Dampfes sehen läßt, muß der Rote weichen: das unerbittliche Schicksal will es so. Die Maschine ist eine unüberwindliche Gegnerin, doch nicht so grausam, wie das Gewehr, das Feuerwasser, oder die Blattern und andre Krankheiten, denen zahllose Indianer zum Opfer gefallen sind und noch fallen werden, wie die Bisons der Savanne, die soweit ausgerottet sind, daß nur noch wenige als Seltenheiten in zoologischen Gärten gehalten werden.

Zehntes Kapitel.

Am Petroleumsee.

Noch vor Ablauf der angegebenen Frist von anderthalb Stunden befanden die fünf Reiter sich zwischen Höhen, die von dunklen Nadelbäumen dicht bestanden waren. Nur hier und da ließ sich Laubholz sehen, dessen helles Grün den düstern Eindruck etwas minderte. Als Rollins eine Bemerkung darüber machte, meinte der Delprinz: „Kommt nur erst zum Gloomy-water! Dort wird es noch finsterner als hier.“

„Ist's noch weit bis dort?“

„Nein. Die nächste Schlucht führt ans Ziel.“

Bald war die Schlucht erreicht und man bog in diese ein. Zu beiden Seiten stiegen dunkle Felsen empor, an ihren Lehnen und auf ihren Gipfeln schwarze Hölzer tragend. Auf dem Grunde rieselte ein dünnes, schmales Wasserchen, auf dem Fettaugen schwammen. Grinley warf, als er das bemerkte, Buttler und Poller einen befriedigten Blick zu. Er hatte nicht heimlich mit ihnen reden können und sich darum bisher im stillen besorgt gefragt, ob sie ihre Aufgabe auch wohl so, wie er es erwartete, gelöst haben würden. Jetzt begann er sich beruhigt zu fühlen, deutete auf das Wasser und sagte zu

dem Bankier: „Seht einmal her, Mr. Rollins! Das ist der Abfluß des Gloomy-waters. Was meint Ihr wohl, was darauf schwimmt?“

„Petroleum?“ antwortete der Gefragte, indem er niederblickte.

„Ja, Petroleum.“

„Wirklich, wirklich! Schade darum, ewig schade, daß es fortfließt!“

„Laßt es laufen; es ist wenig genug. Das beste an meinem Fund ist ja eben der Umstand, daß der See nur diesen einen, so geringen und gar nicht nennenswerten Abfluß hat. Später könnt Ihr ja dafür sorgen, daß Euch selbst diese kleine Menge nicht entgeht.“

„Freilich, freilich! Aber Mr. Grinley, merkt Ihr nicht auch den Geruch? Er wird um so stärker, je weiter wir vortwärts kommen.“

„Natürlich! Wartet nur, bis wir an den See kommen! Ihr werdet Euch wohl wundern!“

Der Erdölgeruch wurde auch wirklich mit jedem Schritt stärker. Da traten die Wände der Schlucht plötzlich auseinander und vor den erstaunten Augen des Bankiers und seines Buchhalters öffnete sich eine länglich runde Talmulde, deren Grund der Petroleumsee so weit ausfüllte, daß zwischen dessen Ufer und den Felsen, die den nur schwer zu erklimmenden Rand des Tales bildeten, ein nur schmaler Bodenstreifen übrig blieb, auf dem aus dichten Sträuchern riesige Schwarztannen emporragten. Eben solche Bäume stiegen an den Felsen ringsum bis zum Hochwald hinauf, der da oben als Wächter zu stehen schien, um keinen einzigen Sonnenstrahl herabzulassen.

Hier unten herrschte trotz des hellen Tages Dämmerung. Kein Lüftchen bewegte die Zweige; kein Vogel

war zu sehen; kein Schmetterling gaukelte über Blumen. Alles Leben schien erstorben zu sein. Schien? O nein, es schien nicht nur, sondern es war wirklich erstorben, denn auf dem See schwammen zahllose tote Fische, deren mattglänzende Leiber ganz eigenartig von der dunklen, ölig schimmernden Oberfläche abstachen. Dazu der außerordentlich starke Geruch des Dels. Dieser unbewegte und unbeleuchtete See, der wie ein im Tod erstarrtes Auge vor den Beschauern lag, führte seinen Namen Gloomy-water, finsternes Wasser, mit dem vollsten Recht. Der Eindruck, den sein Anblick hervorbrachte, war ein derartiger, daß Rollins und Baumgarten eine ganze Weile an seinem Ufer hielten, ohne ein Wort zu sagen.

„Nun, das ist das Gloomy-water,“ unterbrach der Delprinz die herrschende Stille. „Was meint Ihr dazu, Mr. Rollins? Wie gefällt es Euch?“

Aus seinem Staunen wie aus einem Traum erwachend, holte dieser tief Atem und antwortete: „Wie es mir gefällt? Welche Frage! Ich glaube, die alten Griechen hatten ein Wasser, über das die Verstorbenen nach der Unterwelt führen. So wie der See hier muß dieses Wasser ausgesehen haben, gewiß so und nicht anders.“

„Weiß nichts von diesem griechischen Gewässer, möchte aber doch behaupten, daß es mit unserm Gloomy-water nicht zu vergleichen ist, denn ich glaube nicht, daß es dort Petroleum wie hier gegeben hat. Steigt ab, Sir, und untersucht das Del; wir wollen einen Rundgang um den See machen!“

Die Reiter verließen ihre Sättel; sie mußten die Pferde anbinden, denn diese schnaubten und stampften und wollten fort. Der durchdringende Petroleumgeruch war ihnen zuwider. Grinley trat hart an das Wasser heran, schöpfte davon mit der Hand, heroch und betrach-

tete es und sagte dann triumphierend zu dem Bankier: „Hier habt Ihr die Dollars zu Millionen schwimmen, Sir; überzeugt Euch selbst!“

Rollins schöpfte ebenso, ging weiter und schöpfte wieder; er untersuchte das Wasser an verschiedenen Stellen; er sagte kein Wort; er schüttelte und schüttelte nur immer wieder den Kopf. Er schien sprachlos geworden zu sein; aber seine Augen leuchteten und in seinen Zügen arbeitete die außerordentliche Erregtheit, die sich seines Innern bemächtigt hatte. Seine Bewegungen waren hastig und dabei unsicher, fast taumelnd; seine Hände zitterten und er schien alle Kraft zusammennehmen zu müssen, um endlich mit beinahe überstürzender Stimme ausrufen zu können: „Wer hätte das gedacht! Wer hätte das nur denken können! Mr. Grinley, ich finde alles, alles, was Ihr gesagt habt, hier übertroffen!“

„Wirklich? Freut mich, Sir, freut mich ungeheuer!“ lachte der Delprinz. „Seid Ihr nun endlich überzeugt, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der es aufrichtig mit Euch gemeint hat?“

Rollins streckte ihm beide Hände entgegen und antwortete: „Gebt Eure Hände her; ich muß sie Euch schütteln und drücken. Ihr seid ein Ehrenmann. Verzeiht es uns, daß wir in unserm Vertrauen einigemal unsicher geworden sind! Wir waren nicht schuld daran!“

„Weiß es, weiß es, Sir,“ nickte Grinley in biederer Weise. „Diese Fremden machten Euch an mir irre. Hättet nicht auf sie hören sollen; ist jetzt aber alles gut, alles! Untersucht das Del, Sir!“

„Habe schon, habe es untersucht.“

„Nun, und —“

„Es ist das schönste, das reinste Erdöl, das zu haben ist. Woher kommt es? Hat der See einen Zufluß?“

„Nein, nur diesen kleinen Abfluß. Es muß eine unterirdische Quelle da sein, eine oder vielleicht zwei: eine für das Wasser und eine für das Erdöl. Ihr seht, man braucht das letztere nur so abzuschöpfen und in die Fässer zu füllen.“

Rollins wußte vor Entzücken weder aus noch ein. Baumgarten war nüchterner und bemerkte auf die letzten Worte: „Ja, man braucht nur abzuschöpfen; aber was dann, wenn abgeschöpft worden ist? Wann und wie stark läuft es nachher wieder zu?“

„Natürlich schnell, so schnell, daß gar keine Unterbrechung der Arbeit eintreten wird.“

„Das möchte ich nicht ohne Nachprüfung annehmen. Es kann doch nur so viel zulaufen, wie abläuft. Nun seht den spärlichen Abfluß hier, der unser Wegweiser gewesen ist. Ich glaube, das Wässerchen führt pro Stunde keinen Liter Del mit sich fort; das ist die Ausbeute, die ganze Ausbeute, die wir zu erwarten haben.“

„Meint Ihr? Nicht mehr? Nicht mehr als bloß einen Liter in der Stunde?“ fragte der Bankier im Ton bitterster Enttäuschung.

Der Mund blieb ihm vor Schreck offen stehen; sein Gesicht war leichenblaß geworden.

„Ja, Mr. Rollins, so ist es,“ antwortete der Buchhalter. „Ihr müßt doch zugeben, daß der Zufluß nicht größer als der Abfluß sein kann? Und wenn er größer wäre, zehnmal größer, hundertmal! Was sind hundert Liter Del in der Stunde? Nichts, gar nichts. Rechnet die Höhe des Anlage- und des Betriebskapitals, die Abgegebenheit dieser Gegend, die hier vorhandenen Gefahren, die Schwierigkeit des Absatzes! Und hundert Liter pro Stunde!“

„Kann es denn nicht doch mehr sein? Ist es nicht möglich, daß Ihr Euch irrt?“

„Nein und abermals nein. Wie alt ist dieser See? Die Jahre sind nicht zu zählen. Seit seiner Entstehung sind Jahrhunderte oder Jahrtausende vergangen; es fließt so wenig ab. Wenn mehr Del zuflösse, wie hoch müßte es dann auf dem Wasser stehen! Nein, es ist nichts, gar nichts hier zu holen!“

„Nichts, gar nichts!“ wiederholte der Bankier, indem er mit beiden Händen nach dem Kopfe griff. „Also alle Hoffnung, alle Freude vergeblich! Den weiten, weiten Weg umsonst gemacht! Wer soll das aushalten; wer kann das ertragen!“

Auch der Delprinz war über die Worte des Buchhalters erschrocken. Mit welchen Mühen und unter welchen Gefahren hatte er das Petroleum saßweise nach und nach hierher geschafft und versteckt! Was hatte es ihn gekostet! Und nun er so nahe am Erfolg stand, sollte das alles vergeblich gewesen sein! Es flimmerte ihm vor den Augen; er fühlte sich ratlos, konnte kein Wort hervorbringen und richtete seine Blicke hilfessuchend auf seinen Stiefbruder Buttler.

Dieser hatte seine Pfiffigkeit schon wiederholt bewiesen, und auch jetzt zeigte es sich, daß der frühere Anführer der „Finders“ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ. Er gab ein kurzes, überlegenes Lachen zu hören und sagte zu dem Bankier: „Was jammert Ihr denn, Mr. Rollins? Ich kann Euch nicht begreifen! Wenn es mit dem, was Ihr jetzt denkt und sagt, seine Richtigkeit hätte, so würde es Grinley nicht eingefallen sein, so große Hoffnungen auf das Gloomwater zu setzen.“

„Meint Ihr?“ fragte Rollins schnell, indem er neuen Mut bekam.

„Ja, das meine ich. Und wenn das Del hier nur so in Fässer zu schöpfen wäre, so würde er Euch den Platz nicht angeboten, sondern selbst behalten haben. Es ist eben die Sache, daß die Gewinnung des Deles einige kostspielige Vorbereitungen erfordert, zu denen er wohl nicht die Mittel besitzt.“

„Vorbereitungen? Welche?“

„Hm! Es wundert mich sehr, daß Ihr das nicht selbst findet. Habt Ihr vielleicht einmal Physik studiert?“

„Nein.“

„Hm! Schade drum! Brauchte Euch dann keine lange Erklärung zu geben. Will aber versuchen, es Euch deutlich zu machen. Ich setze den Fall, Euer Pferd liegt da im Grase und Ihr steigt in den Sattel. Wird es mit Euch aufstehen können?“

„Ja.“

„Ihr denkt also nicht, daß Ihr ihm zu schwer seid?“

„Nein; es steht auf.“

„Well. Setze aber den andern Fall, daß anstatt des Pferdes ein Schoßhündchen hier läge. Würde das Euch auch in die Höhe bringen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich ihm zu schwer wäre.“

„Nun wohl, wendet das doch einmal auf das Petroleum an!“

„Wieso?“ fragte Rollins, der das, was Buttler meinte, nicht zu erraten vermochte.

„Mein Beispiel soll sagen, daß ein schwerer Körper, der auf einem leichteren lastet, diesen niederhält. Das begreift Ihr wohl?“

„Jetzt allerdings.“

„Und auch Ihr, Mr. Baumgarten?“

„Ja,“ nickte der Genannte, der den Worten Buttlers mit Aufmerksamkeit gefolgt war. Dieser fuhr fort: „Wißt Ihr nun aber auch, was schwerer ist, das Petroleum oder das Wasser?“

„Das Wasser,“ antwortete der Buchhalter.

„Very well! Nun denkt Euch einmal, wie schwer die Wassermenge ist, die sich hier im See befindet!“

„Tausende von Zentnern.“

„Und auf dem Grund des Sees gibt es eine Petroleumquelle, das heißt ein kleines Loch, aus dem das Del heraus will; aber auf diesem Loch liegen viele tausend Zentner von Wasser. Kann da das Del heraus?“

„Nein.“

Baumgarten ging in die Falle. Er war Kaufmann; von den physikalischen Gesetzen verstand er wenig; er wußte nicht, daß das Del, gerade weil es leichter als das Wasser ist, emporsteigen müsse. Grinley begann von neuem aufzuatmen. Auf Buttlers Gesicht ließ sich ein steiges gewisses Lächeln sehen. Er sprach weiter: „Also das Del, das aus der Erde strömen möchte, kann nicht in die Höhe. Wir sehen hier nur das geringe Quantum, das oben durch irgend eine kleine Ritze aus der Erde sidert. Nun schafft aber einmal eine Pumpe her und pumpt das Wasser aus dem See, oder sorgt auf irgend eine andre Weise für seinen Abfluß! Dann werdet Ihr sehen, daß ein Delstrahl hundert Fuß hoch und noch höher in die Luft steigt und an einem Tag mehrere hundert Fässer füllt. Hätte Grinley das Geld zu einem solchen Pumpwerk, so wäre es ihm jedenfalls nicht eingefallen, sich an Euch zu wenden.“

Das wirkte. Der Bankier jubelte von neuem und

Baumgarten ließ alle seine Bedenken fallen. Del war vorhanden, das sah man ja; man brauchte ihm nur einen Ausweg zu bahnen. Es wurde hin und her gesprochen, natürlich in einer Weise, die den beiden Räufern die Köpfe verdrehte. Rollins entschloß sich, auf den Handel einzugehen, wollte aber vorher doch den ganzen Umfang des Sees in Augenschein nehmen.

„Tut das, Mr. Rollins,“ sagte Grinley. „Poller mag Euch führen!“

Der Genannte entfernte sich mit Rollins und Baumgarten. Als sie fort waren, stieß der Delprinz erleichtert hervor: „Tausend Donner, war das eine fatale Lage! Fast wären die Kerls noch zu guter Letzt zurückgetreten! Dein Einfall war ausgezeichnet.“

„Ja,“ lachte Buttler. „Wäre ich nicht gewesen, so hättest du deinen Petroleumsee für dich behalten können. Nun aber bin ich überzeugt, daß sie auf den Leim gehen werden.“

„Man sollte es kaum für möglich halten, daß eine solche physikalische Erklärung so harmlos hingenommen wird!“

„Pshaw! Rollins ist zu dumm und der Deutsche zu ehrlich.“

„Sie werden an der Höhle vorüberkommen. Es ist doch nichts zu sehen?“

„Nein. Die Arbeit hat uns freilich mehr als Schweiß gekostet. Dafür magst du aber auch Sorge tragen, daß der Handel noch heute zustande kommt. Wir dürfen keine Stunde versäumen, denn es ist den Roten nicht zu trauen. Wir dürfen nicht länger als höchstens bis morgen früh hier bleiben. Wie fertigen wir denn die beiden Dummköpfe ab, mit dem Messer oder mit der Kugel?“

„Gut, ich möchte beides vermeiden.“

„Sie also leben lassen? Was fällt dir ein!“

„Versteh nicht falsch! Ich will sie bloß nicht sterben sehen; die Erinnerung daran ist unbehaglich. Was sagst du dazu, daß wir sie in die Höhle stecken?“

„Kein übler Gedanke. Wir binden sie und sperren sie hinein. Da gehen sie zugrunde, ohne daß wir es anzusehen brauchen. Ich bin einverstanden. Aber wann?“

„Sobald wir das Geld haben, bekommt jeder einen Kolbenhieb auf den Kopf.“

„Auch Poller?“

„Der noch nicht. Wir haben ihn wahrscheinlich noch nötig. Bis wir diese gefährliche Gegend hinter uns haben, ist es besser, zu dreien, als nur zu zweien zu sein. Dann können wir uns jeder zu jeder Zeit entledigen.“

Ja, diese Gegend war allerdings für sie gefährlich. Sie ahnten nicht, daß sie beobachtet wurden. Gar nicht weit von ihnen, an der Stelle, wo die Schlucht auf den See mündete, lag ein Indianer hinter dem Gesträuch und beobachtete alles, was vor seinen Augen geschah. Es war der Navajo, welcher der Ermordung seiner beiden Gefährten hatte zusehen müssen, ohne diese verhindern zu können. Grinley und Buttler streckten sich jetzt in das Gras nieder. Als der Indianer dies bemerkte, sagte er zu sich selbst: „Sie bleiben hier; sie werden diese Gegend jetzt noch nicht verlassen. Ich habe Zeit, zu unsern Kriegern zu gehen und sie herbeizuholen.“

Er kroch hinter dem Busch hervor und verschwand in der Schlucht, ohne einen Eindruck seiner Füße im Boden zurückzulassen.

Einige Zeit später hatten die drei Weißen den See umgangen und kehrten zu Buttler und Grinley zurück.

„Nun, Mesch'schurs,“ fragte der letztere. „Ihr habt alles gesehen. Was gedenkt Ihr zu tun?“

„Kaufen,“ antwortete der Bankier.

„Ihr seid also überzeugt, daß Ihr ein Geschäft machen werdet?“

„Ja, wenn auch nicht so groß, wie Ihr Euch vorstellt.“

„Laßt diese Redensart, Sir! Ich gehe keinen Dollar von meiner Forderung herunter, habe überhaupt keine Lust, meine Zeit zu verlieren. Ich halte es nämlich doch für möglich, daß die Roten hinter uns her sind, und möchte ihnen nicht gern meinen Skalp überlassen.“

„So wollen wir schleunigst fort,“ sagte Rollins ängstlich.

„Ja, aber nicht eher, als bis der Handel abgeschlossen ist. Es war ausgemacht, ihn hier am See abzuschließen. Sobald wir unterschrieben und die Papiere ausgetauscht haben, brechen wir auf.“

„Soll mir recht sein. Mr. Baumgarten, habt Ihr vielleicht noch ein Bedenken?“

Ehe der Gefragte antworten konnte, fiel Grinley in scharfem Ton ein: „Wenn Ihr auch jetzt noch von Bedenken redet, Mr. Rollins, so muß ich das nun wirklich als eine Beleidigung ansehen. Sagt kurz, ob Ihr wollt oder nicht!“

Dadurch eingeschüchtert, erklärte der Bankier: „Ich will; das versteht sich ganz von selbst.“

„Nun wohl; so können wir zum Abschluß schreiten. Die Schriftstücke sind längst aufgesetzt und nur noch zu unterschreiben. Sucht Eure Tinte und Feder hervor!“

Rollins holte das Erforderliche aus seiner Satteltasche, erhielt nach geschעהener Unterschrift den Besitztitel und den Kaufvertrag und unterzeichnete dann die

bereit gehaltene Anweisung auf San Francisco. Als Grinley diese in die Hand bekam, betrachtete er sie mit gierigem Blick und sagte, indem er ein ganz eigentümliches, nach innen gehendes Lachen hören ließ: „So, Mr. Rollins, jetzt seid Ihr Herr und Besitzer dieses großartigen Petroleumgebiets. Ich wünsche Euch viel Glück! Und da Euch nun alles hier gehört und ich keinen Gebrauch mehr davon machen kann, will ich Euch ein Geheimnis entdecken, dessen Kenntniss Euch von großem Nutzen sein wird.“

„Was für ein Geheimnis?“

„Eine verborgene Höhle.“

„Weiter nichts?“

„Oho! Ihr sagt dies wirklich, als ob es gar nichts wäre! Aber diese Höhle kann Euch oder Euern Leuten in der ersten Zeit als Vorratskammer dienen und als Versteck bei Indianerangriffen. Es ist sogar möglich, daß sie mit dem unterirdischen Petroleumlager, das hier unbedingt vorhanden ist, in Verbindung steht.“

„Ach, Petroleumlager? Ist's möglich?“

„Sehr sogar. Ich habe sie noch nicht untersucht.“

„So sagt schnell, wo sie ist! Ich muß sie sehen; ich werde sie später erforschen lassen.“

„Kommt; ich werde sie Euch zeigen.“

Sie gingen eine kurze Strecke am Ufer hin, bis da, wo der Felsen näher an das Wasser trat. Am Fuß dieses Felsens lag ein ziemlich hoher Geröllhaufen, dessen Spitze Buttler und Poller abzuräumen begannen. Bald wurde ein Loch sichtbar, das in den Felsen führte.

„Das ist die Höhle; das ist sie!“ rief der Bankier aus. „Machen wir den Zugang weiter; schnell! Helft mir dabei, Mr. Baumgarten!“

Die beiden bückten sich nieder, um sich an der Arbeit

zu beteiligen. Buttler stand auf und blickte Grinley fragend an. Dieser nickte. Sie ergriffen ihre Gewehre; jeder von ihnen tat einen Kolbenschlag — — der Bankier und Baumgarten stürzten, an die Köpfe getroffen, vornüber; sie wurden an Händen und Füßen gefesselt und, als der Eingang weit genug geworden war, in die Höhle geschafft und tief hinten niedergelegt. Wären sie nicht betäubt gewesen, so hätten sie die vielen Fässer gesehen, mit denen die Höhle fast ganz ausgefüllt war.

Hierauf wurde das Geröll wieder aufgeschichtet, bis das Loch nicht mehr zu sehen war. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die drei Mörder ihren Opfern alles, was ihnen verwendbar erschien, abgenommen hatten. Dann begaben sie sich zu ihren Pferden zurück.

„Endlich!“ sagte der Delprinz. „Noch kein Geschäft hat mir so viel Mühe und Sorge gemacht, wie dieses. Und doch ist es noch nicht vollständig gelungen. Es gilt nun erst, die Anweisung nach San Francisco zu schaffen. Hoffentlich kommen wir glücklich dort an! Wir brechen natürlich doch gleich auf?“

„Ja,“ antwortete Poller. „Vorher aber müssen wir uns doch teilen.“

„Worin?“

„In die Gegenstände, die wir den beiden abgenommen haben.“

„Ist das denn sofort nötig?“

„So sehr nicht; aber es ist jedenfalls besser, es weiß ein jeder, was ihm gehört.“

Grinley hätte ihn am liebsten sogleich niederschlagen, aber er sagte sich, daß ihm das, was er jetzt bekam, später doch wieder abgenommen würde. Darum entschied er im Ton der Gutwilligkeit: „Meinetwegen,

die Pferde bleiben natürlich ungeteilt, und über die andern Gegenstände werden wir uns nicht zanken. Wir sind Freunde und Brüder, die sich wegen Kleinigkeiten nicht veruneinigen werden.“

Sie setzten sich nieder und breiteten die geraubten Waffen, Uhren, Ringe, Börsen und andern Gegenstände vor sich aus, um ihren Wert abzuschätzen und sie darnach unter sich zu verteilen.

Während dies geschah, kamen durch die Schlucht, die nach dem See führte, acht Indianer geschlichen. Es waren Nabajos; an ihrer Spitze huschte der Kundschafter, der schon vorhin hier gewesen war. Am Eingang zum Thal angekommen, blieben sie halten und lauschten hinter den Büschen hervor. Sie sahen die drei Weißen sitzen.

„Uff!“ flüsterte der Älteste von ihnen, indem er sich an den Kundschafter wandte, „es ist wirklich so, wie mein Bruder berichtet hat: der See ist voll Erdöl. Wo ist es hergekommen?“

„Die Bleichgesichter werden es wissen,“ antwortete der andre.

„Hat mein Bruder nicht fünf Weiße gezählt? Ich sehe nur drei.“

„Vorhin gab es fünf; es fehlen zwei.“

„Welcher hat unsern Bruder Khasstine ermordet?“

„Der, welcher jetzt zwei Flinten in den Händen hat.“ Er meinte damit den Delprinzen.

„Er wird eines bösen Todes sterben; aber auch die beiden andern kommen an den Marterpfahl. Uff! Sie teilen die Sachen, die vor ihnen liegen. Bald erhält der eine etwas und bald der andre. Der vierte und der fünfte sind verschwunden. Die Sachen haben ihnen gehört. Sollten sie getötet worden sein?“

„Wir werden es erfahren. Wann ergreifen wir sie?“

„Jetzt gleich. Sie achten auf nichts als auf ihren Raub und werden so erschrecken, daß sie sich gar nicht wehren. Meine Brüder mögen mir schnell folgen.“

Er schnellte sich, die sieben andern hinter ihm her, auf die drei Weißen zu. Dieser Ueberfall kam so plötzlich und wurde so rasch ausgeführt, daß sie gebunden waren, ehe sie ein Glied zu ihrer Verteidigung gerührt hatten.

Auch die Roten sprachen zunächst kein Wort. Fünf von ihnen setzten sich zu den Gefangenen nieder; die andern drei entfernten sich, um das Tal abzusuchen. Als sie zurückkehrten, meldete einer von ihnen: „Die zwei Bleichgesichter bleiben verschwunden. Wir haben keinen von ihnen gesehen.“

„Sind sie nicht am Felsen emporgestiegen?“ fragte der Älteste.

„Nein; dann hätten wir ihre Spuren gesehen.“

„Wir werden sogleich erfahren, wo sie zu suchen sind.“

Er zog sein Messer, setzte es dem Delprinzen auf die Brust und drohte: „Du bist der Schurke, der Khasi-tine, unsern jungen Bruder, ermordet hat. Sagst du mir nicht augenblicklich, wo die zwei Bleichgesichter hingekommen sind, welche vorhin noch bei euch waren, so stoße ich dir dieses Eisen in das Herz!“

Dieser Befehl versetzte Grinley in großen Schrecken. Gehorchte er, so holten die Indianer den Bankier und seinen Buchhalter ganz gewiß aus der Höhle; das aber durfte nicht geschehen. Gehorchte er nicht, so stand zu erwarten, daß der Rote seine Drohung ausführen und ihn erstechen werde. Was tun? Da half ihm wieder der listigere Buttler aus der Not; dieser rief dem Indsman zu: „Du irrst dich. Der Mann, den du erstechen willst,

ist nicht der Mörder von Ahasti-tine. Wir sind ganz unschuldig an dessen Tod.“

Der Indianer ließ von dem Delprinzen ab und wendete sich an Buttler: „Schweig! Wir wissen gar wohl, wer der Mörder ist.“

„Nein, ihr wißt es nicht!“

„Dieser unser Bruder hat es gesehen!“

Er deutete auf den Kundschafter.

„Er irrt sich,“ behauptete Buttler trotzdem. „Er hat uns bei dem Häuptling der Nijoras gesehen; aber als die beiden Schüsse fielen, standen wir so, daß sein Blick uns gar nicht treffen konnte.“

„So willst du wohl leugnen, bei der Ermordung unserer beiden Brüder zugegen gewesen zu sein?“

„Nein. Ich habe noch nie eine Lüge gesagt und auch jetzt fällt es mir gar nicht ein, gegen die Wahrheit zu sprechen. Die beiden weißen Männer, nach denen du gefragt hast, sind die Mörder.“

„Uff!“ rief der Rote. „Wir sehen sie nicht; sie sind also fort. So suchst du euch zu retten, indem du die Schuld auf sie wirfst!“

„Sie sind fort, sagst du? Wohin sollen sie sein? Ihr seid Kundschafter, also Krieger, welche scharfe Augen besitzen. Habt ihr denn ihre Spuren gesehen, die gewiß zu finden wären, wenn sie sich wirklich entfernt hätten?“

„Nein. Du willst also sagen, daß sie noch hier sind?“

„Ja.“

„Wo?“

„Hier!“ Er deutete auf das Wasser.

„Uff! Sie befinden sich in diesem See?“

„Ja.“

„Sie sind also ertrunken?“

„Ja.“

„Lüg nicht! Es gibt keinen Menschen, der in dieses ölige Wasser ginge.“

„Freiwillig nicht; das ist richtig. Sie wollten nicht hinein, aber sie mußten doch.“

„Wer hat sie gezwungen?“

„Wir. Wir haben sie ersäuft.“

„Ihr — habt — sie — — ersäuft?“ fragte der Indianer. Er war ein Wilber und fühlte doch einen so großen Abscheu vor einer solchen Tat, daß er die Worte nur in Absätzen herausbrachte. „Ersäuft? Warum?“

„Zur Strafe. Sie waren unsre Todfeinde.“

„Und doch befanden sie sich bei euch! Niemand pflegt in Gesellschaft seiner Todfeinde zu reiten.“

„Wir haben von ihrer Feindschaft nichts gewußt; wir merkten es erst, als wir hier ankamen. Sie wollten diesen Delfee allein besitzen und darum uns ermorden. Als wir dies bemerkten, haben wir sie unschädlich gemacht, indem wir sie in das Wasser warfen.“

„Wehrten sie sich nicht?“

„Nein. Wir schlugen sie ganz plötzlich mit den Kolben nieder.“

„Warum sieht man sie nicht?“

„Weil wir ihnen Steine an die Füße gebunden haben; da sind sie auf den Grund gegangen.“

Der Rote schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Ich will glauben, daß du die Wahrheit redest. Aber mir graut vor euch. Ihr habt Söhne eurer eigenen Rasse ersäuft, so wie man räudige Hunde in das Wasser wirft. Ihr habt sie heimlich getötet, ohne mit ihnen zu kämpfen. Ihr seid böse Menschen!“

„Konnten wir anders handeln? Sollten wir etwa warten, bis sie ihren Plan ausführten und uns hinter-

rücks niederschossen? Das wollten sie nämlich tun; wir haben sie belauscht.“

„Wie ihr über diese Sachen denkt, das geht mich nichts an; kein roter Mann ersäuft einen andern Indianer, und wenn es sein größter Feind wäre. Seid ihr schon einmal an diesem Wasser gewesen?“

„Ja, ich,“ antwortete der Delprinz jetzt,

„Wann?“

„Vor mehreren Monden.“

„War schon damals dieses Del vorhanden?“

„Ja. Darum ging ich fort, um noch einige Weiske herbeizuholen und es ihnen zu zeigen. Ich wollte mit ihnen eine Gesellschaft zur Gewinnung des Dels gründen. Diese beiden aber beabsichtigten uns zu ermorden, um die alleinigen Besitzer zu sein.“

„Uff! Vorher hat es hier niemals Del gegeben. Es muß erst kürzlich aus der Erde hervorgebrochen sein. Aber wie konntet ihr euch als Besitzer des Sees dünken! Er gehört den roten Männern. Die Bleichgesichter sind Räuber, die zu uns kommen, um uns alles zu nehmen, was uns gehört. Der Tomahawk ist ausgegraben. Wäret ihr daheim geblieben! Indem ihr hierhergekommen seid, seid ihr in den Tod geritten.“

„In den Tod? Seid ihr ehrliche Krieger oder seid ihr Mörder? Wir haben euch doch nichts getan!“

„Schweig! Ist nicht Rhasstine mit seinem Gefährten ermordet worden?“

„Leider; aber nicht wir sind es, die sie getötet haben.“

„Ihr wäret dabei: ihr hättet die Tat verhüten sollen.“

„Das war unmöglich. Die beiden Kerls schossen so schnell, daß wir keine Zeit fanden, auch nur ein einziges Wort dagegen zu sagen.“

„Das rettet euch nicht. Ihr habt euch in der Gesellschaft der Mörder befunden; ihr werdet sterben. Wir werden euch zu unserm Häuptling bringen; da werden die Alten über euch zur Beratung sitzen, welchen Tod ihr zu erleiden habt.“

„Aber wir haben doch die beiden Mörder bestraft; dafür solltet ihr uns dankbar sein.“

„Dankbar?“ höhnlachte der Rote. „Meinst du, daß du uns damit einen Dienst erwiesen hast? Es wäre uns lieber, sie lebten noch; da könnten wir uns ihre Stalpe holen und sie am Marterpfahl sterben lassen. Um diese Freude habt ihr uns gebracht. Willst du dich dessen rühmen? Euer Schicksal ist bestimmt; der Tod erwartet euch. Ich habe gesprochen!“

Er wendete sich ab, zum Zeichen, daß er kein Wort mehr sagen werde. Nun wurden ihnen die Taschen geleert. Die Indianer nahmen alles an sich, was sich darin befand. Nur als der Anführer die Gelbantweisung sah, faßte er sie vorsichtig mit den Fingerspitzen an, schob sie wieder in die Tasche Grinleys zurück und sagte: „Das ist Zauberei, ein redendes Papier; kein roter Krieger nimmt ein solches in die Hände, denn es würde später alle seine Gedanken, Worte und Thaten verraten.“

Mittlerweile war der Tag so weit vorgeschritten, daß es am See schon dunkel zu werden begann. Die Indianer wären hier über Nacht geblieben, doch trieb sie der Delgeruch davon. Die Gefangenen wurden auf ihre Pferde gefesselt; dann ritten sie fort, durch die Schlucht zurück und ein Stück in den Wald hinein, wo es Wasser gab. Hier saßen sie ab, banden die Gefangenen an drei Bäume und trafen ihre Vorbereitungen zum Lagern. Sie schienen sich an dieser Stelle vollständig sicher zu fühlen; aber hätten sie gewußt, was hinter ihnen

geschah, so wären sie gewiß so weit wie möglich fortgeritten.

Mofaschi nämlich, der Häuptling der Nijoras, war, als die Weißen ihn verlassen hatten, so vorsichtig gewesen, die Spuren der Navajokundschafter noch einmal genauer zu untersuchen. Er hatte vorher schon gesehen, daß außer den zwei Ermordeten noch ein dritter dagewesen war; nun wollte er wissen, wo dieser hingekommen war.

Nach längerem Suchen fand er die Fährte; sie führte auf einem Umweg auf die Spur der Bleichgesichter und dann hinter diesen her.

„Dieser Navajo will sich an den Mördern rächen. Er folgt ihnen; daraus ist zu schließen, daß der Kriegertrupp, zu dem er gehört, sich in derselben Richtung befindet. Wir werden ihm nachreiten und diese Navajos gefangen nehmen.“

So sagte der Häuptling und ritt zunächst in die gerade entgegengesetzte Richtung, bis er eine tief versteckte Lichtung im Wald erreichte, wo ungefähr dreißig Nijorakrieger lagerten. Das waren die Kundschafter, die dem eigentlichen großen Kriegertrupp voranritten. Mit diesen Leuten kehrte er zu der Fährte der Weißen und des Navajo zurück und folgte ihr vorsichtig. Unterwegs bemerkte er, daß zu den drei Weißen noch zwei andere, nämlich Buttler und Polter, gestoßen waren.

Sie kamen bis in die Nähe der Schlucht, die auf den Delfsee mündete. Dort versteckten sie sich. Nach kurzer Zeit sahen sie den Navajokundschafter aus der Schlucht kommen und eiligst fortspringen. Einer der Nijoras griff nach seinem Gewehr, als ob er auf ihn schießen wolle; der Häuptling machte eine abwehrende

Handbewegung und flüsterte ihm zu: „Laß ihn laufen! Er wird bald wiederkommen und andre Navajos mitbringen. Die fangen wir dann.“

Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit zeigte es sich, daß er ganz richtig vermutet hatte, denn der Kundschafter kehrte mit sieben andern zurück, mit denen er in die Schlucht hineinritt. Sie wollten an deren Ende von den Pferden steigen und die Weißen überfallen.

Die Nijoras warteten. Molaschi wunderte sich nicht wenig, als er die Navajos dann mit nur drei weißen Gefangenen aus der Schlucht kommen sah. Er hatte sie in dem Augenblick, wo er sie heraustreten sah, überfallen wollen, gab aber seinen Leuten nun einen Wink, noch versteckt zu bleiben. Er wollte erst sehen, warum zwei Weiße fehlten. Darum ließ er die Feinde fort und ging dann mit noch einigen seiner Leute durch die Schlucht nach dem „finstern Wasser“. Sie suchten so schnell, aber auch so vorsichtig wie möglich den ganzen Rand desselben ab, doch ohne eine Spur der fehlenden Bleichgesichter zu entdecken.

„Fort können sie nicht sein,“ sagte Molaschi. „Sie leben nicht mehr, und da wir ihre Leichen nicht sehen, sind sie gewiß in das Wasser geworfen worden.“

Er verließ mit seinen Begleitern den See und kehrte zu dem Versteck der andern zurück. Dort blieben die Pferde unter der Aufsicht von zwei Wächtern zurück; mit den übrigen achtundzwanzig Männern machte er sich zu Fuß hinter den Navajos her. Diese waren jedenfalls nicht weit entfernt, da der Abend hereinzubrechen begann, und also anzunehmen war, daß sie bald lagern würden.

Es war gerade noch so hell, daß man ihre Spuren erkennen konnte; sie führten in den Wald hinein, wo sie

dann nicht mehr zu sehen waren. Mofaschi ließ sich dadurch nicht stören. Um die Gefuchten zu finden, brauchte er nur die bisherige Richtung einzuhalten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so bemerkte er erst einen Brandgeruch und gleich darauf den Schein eines kleinen indianischen Lagerfeuers. Er blieb halten und flüsterte seinen Leuten zu: „Diese Navajos sind keine Krieger, sondern junge Knaben, welche keinen Verstand besitzen. Welcher Kundschafter brennt des Nachts ein Feuer an! Meine Brüder mögen sie umzingeln und, sobald ich den Kriegsruf hören lasse, sich auf sie werfen. Wir müssen sie lebendig haben, um sie an den Marterpfahl binden zu können.“

Die Nijoras huschten wie unhörbare Schatten unter den Bäumen hin. Mofaschi schlich sich möglichst nahe zum Feuer heran und nahm sich einen Navajo ins Auge, den er fassen wollte. Als er sich nach einigen Minuten sagen konnte, daß seine Leute bereit seien, stieß er den bekannten, schrill durch den Wald schneidenden Ruf aus und sprang mitten unter die Navajos hinein, um den Betreffenden zu packen. In demselben Augenblick wiederholten seine Krieger das Kriegsgeschrei und warfen sich von allen Seiten auf die Feinde, die eine solche Ueberrumpfung für ganz unmöglich gehalten hatten und so überrascht waren, daß sie für den Augenblick gar nicht an Widerstand dachten. Sie wurden überwältigt, ohne daß auch nur einer von ihnen Zeit fand, nach dem Messer, Gewehr oder Tomahawk zu greifen.

„Gott sei dank!“ raunte der Delprinz seinen beiden Gefährten zu. „Wir sind nun gerettet!“

„Oder nicht!“ antwortete Pollar.

„O, gewiß. Mofaschi hat uns ja schon einmal fortreiten lassen. Weshalb sollte er uns jetzt festhalten?“

„Aus gar keinem. Diese roten Salunken fragen eben gar nicht nach Gründen.“

„Wartet es ab! Ihr werdet sehen, daß ich recht habe.“

Niemand hatte auf dieses kurze, leise Gespräch geachtet. Die Nabajos lagen gebunden auf der Erde; die Nijoras teilten sich in ihre Waffen. Molaschi stand hoch aufgerichtet am Feuer und gebot: „Die Söhne der Nabajos mögen mir sagen, welcher von ihnen ihr Anführer ist!“

„Ich bin es,“ antwortete der älteste.

„Wie ist dein Name?“

„Ich werde das ‚schnelle Roß‘ genannt.“

„Dieser Name mag zutreffend sein. Auf der Flucht vor dem Feinde wirfst du noch schneller als der Mustang der Prairie sein.“

„Molaschi, der Häuptling der Nijoras, lügt. Noch niemals hat ein Feind meinen Rücken zu sehen bekommen!“

„Du nennst meinen Namen; also kennst du mich?“

„Ja, ich habe dich gesehen. Du bist ein kluger und tapferer Krieger. Ich wollte, daß ich mit dir kämpfen dürfte. Dein Skalp würde dann an meinem Gürtel hängen.“

„Meinen Skalp wird nie ein Feind besitzen, am allerwenigsten einer, wie du bist. Hat der große Geist euch denn ohne Gehirne erschaffen? Wißt ihr nicht, daß die Späher der Nijoras ebenso gegen euch unterwegs sind, wie ihr gegen sie? Welcher Stundschafter geht durch den Wald und über das Gras, ohne sich nach den Spuren seiner Feinde umzusehen? Ein kluger Späher trachtet vor allen Dingen danach, verborgen zu bleiben; ihr aber brennt ein Feuer an, als ob es gerade darauf

ankomme, uns herbeizuladen! Ihr werdet freilich nie wieder Gelegenheit haben, solche Fehler zu begehen, denn ihr werdet am Pfahl sterben und vorher so gemartert werden, daß vor Schmerzen eure Stimmen über alle Berge schallen.“

Da antwortete das schnelle Roß: „Martert uns! Wir werden als Krieger sterben, keinen Laut hören lassen und mit keiner Wimper zuden. Die Krieger der Navajos haben gelernt, die größten Schmerzen zu verachten. Was werdet ihr mit diesen Weißen tun?“

Als der Delprinz diese Frage hörte, antwortete er: „Mokaschi, der edle und berühmte Häuptling, wird uns freilassen.“

Aber dieser edle und berühmte Häuptling fuhr ihn an: „Hund! Wer wurde gefragt, ich oder du? Wie kannst du es wagen, vor mir zu reden, noch ehe ich den Mund geöffnet habe!“

„Weil ich weiß, daß du das tun wirst, was ich gesagt habe.“

„Was ich tun werde, wirst du bald erfahren. Einmal habe ich euch ziehen lassen, um euch zu zeigen, daß ich euch verachte; zweimal aber kann dies nicht geschehen. Ihr waret fünf Bleichgesichter. Wo sind die zwei, welche fehlen?“

„Tot,“ antwortete Grinley bedeutend fleinlauter als vorher.

„Tot? Wer hat sie getötet?“

„Wir.“

„Warum?“

„Weil wir bemerkten, daß sie uns nach dem Leben trachteten. Sie wollten uns heimlich ermorden.“

Mokaschi zog die Brauen erstaunt empor und rief aus: „Uff! Euch heimlich ermorden? Ich habe die

Augen, die Gesichter dieser zwei Männer genau betrachtete; sie waren gute und ehrliche Menschen; ihr aber seid Mörder und Diebe, die man austrotten muß wie wilde und giftige Tiere. Wo befinden sich ihre Leichen? Ich habe sie nicht gesehen.“

„Im Wasser.“

„Auch sah ich keine Spur von Blut. Also habt ihr sie nicht vorher getötet, ehe sie in das Wasser geworfen wurden?“

„Nein.“

„So sind sie ersäuft worden?“

„Ja.“

Es kostete dem Delprinzen große Anstrengung, dieses Ja auszusprechen. Die Wirkung zeigte sich sofort: Der Häuptling versetzte ihm einen Fußtritt, spie ihm ins Gesicht und rief: „Ungeheuer, du scheußliches! Du bist kein Mensch, sondern ein Ungeziefer, und sollst eines Todes sterben, der deiner würdig ist. Seine Gefährten, die ihn nicht beleidigt haben, nicht nur zu erschlagen, sondern sogar zu ersäufen! Du bist hinterrücks über sie hergefallen, wie du auch Khashtine heimtückisch ermordet hast!“

Als das ‚schnelle Roß‘ dies hörte, richtete er sich auf, soweit seine Fesseln dies erlaubten, und sagte: „Welche Worte hat Molaschi da gesprochen? Wer hat Khashtine ermordet?“

„Dieses Bleichgesicht, welches wagt, zu glauben, daß ich ihn freilassen werde.“

„Uff! Der Glende sagte, die beiden Ersäuftten seien die Mörder.“

„Lüge! Er selbst hat sich gegen mich gerühmt, die beiden Späher der Navajos getötet zu haben. Der feige Schurke hebt nun vor Angst und schiebt die Schuld den

zwei ehrlichen Männern zu, die er ermordet hat. Diese zwei erschossenen Späher und die beiden ermordeten Bleichgesichter sollen fürchterlich gerächt werden, obgleich keiner von ihnen zu meinem Stamm gehört hat. Seht diese drei weißen Männer vor euch liegen, ihr roten Krieger, sie werden Qualen erleiden müssen, ohne sterben zu können, und dann am Ende ersäuft werden, wie sie ihre Opfer auch ersäuft haben! *Sowgh*; ich habe es gesagt!“

Er spie dem Delprinzen nochmals in das Gesicht, gab Buttler und Pöller je einen sehr kräftigen Fußtritt und wendete sich dann von ihnen ab.

Es wurde ein Bote fortgeschickt, der die Pferde holen mußte; als sie kamen, wurde getrocknetes Fleisch aus den Satteltaschen genommen und das Mahl gehalten. Die gefangenen Navajos bekamen auch zu essen; die drei Weißen aber erhielten keinen Bissen.

„Verteufelte Geschichte!“ flüsterte Buttler seinem Stiefbruder zu. „Dieses Ersäufen bricht uns den Hals. Es wäre doch vielleicht besser gewesen, die Wahrheit zu sagen.“

„Nein,“ antwortete der Delprinz. „Die roten Kerls hätten den Bankier und den Deutschen befreit, ohne daß unsre Lage dadurch verbessert worden wäre. Vor allen Dingen wären wir um die Anweisung gekommen.“

„Pshaw! Was nützt sie uns, wenn wir am Marterpfahl braten!“

„Noch ist es nicht so weit!“

„So hast du noch Hoffnung?“

„Natürlich! Befinde mich nicht zum erstenmal in einer solchen Klemme; bin immer mit einem blauen Auge davongekommen. Und selbst wenn ich an den Marterpfahl gebunden werde, halte ich noch immer die

Öffnung fest, bis sie mir den Todesstoß versetzen. Es hat, wie du weißt, schon mancher am Pfahl gehangen und ist doch gerettet worden.“

„Der hatte Freunde, die ihn befreiten; wen aber haben wir?“

„Em!“

„Keinen Menschen, der um unfertwillen wagen würde, hier mit den Roten anzubinden. Wenn die Befreiung nicht uns selbst gelingt, so sind wir verloren.“

Er hatte nur zu recht. Wenn sie es wert gewesen wären, Freunde zu besitzen, so hätten sie jetzt die Hilfe aus der Not viel, viel näher gehabt, als sie glauben oder auch nur ahnen konnten. Es waren Helfer da, nämlich Old Shatterhand und Winnetou. —

Diese beiden Männer waren seit dem Augenblick, wo sie nach ihrem Zusammentreffen den Delprinzen mit seinen Begleitern belauscht hatten, entschlossen gewesen, diesen fünf Männern nach dem Gloomy-water zu folgen. Dadurch aber, daß sie vorher nach dem Pueblo mußten, um die dortigen Gefangenen zu befreien, hatte Grinley einen Vorsprung von zwei Tagereisen bekommen. Eine dieser Tagereisen war diesem freilich dadurch verloren gegangen, daß er Buttler und Poller nach dem See vorausgeschickt hatte und einen ganzen Tag lang liegen geblieben war. Und die zweite Tagereise wurde beinahe dadurch wieder eingebracht, daß Winnetou und Old Shatterhand die besten Pferde der Puebloindianer mitgenommen hatten; der Ritt ging also schneller als sonst von statten. Uebrigens folgte man keineswegs den Spuren des Delprinzen; der Apatſche wußte einen Weg, der mit Umgehung verschiedener Bodenschwierigkeiten rascher an das Ziel führte, und so kam es, daß der Reitertrupp heute kurz vor Abend höchstens noch zwei Stun-

den zu retten hatte, um den See zu erreichen. Das war eine Leistung, die um so mehr anerkannt zu werden verdiente, als sich ja Frauen und Kinder dabei befanden.

Seit dem Pueblo bis hierher war man auf keine einzige Fährte getroffen. Jetzt aber vereinigten sich die Richtungen Winnetous und des Delprinzen. Dies geschah an einer Stelle, wo sie über eine Richtung führte, die mehr eine Waldwiese als eine Prairie zu nennen war. Man sah die Spur der Verfolgten als ziemlich breite und gerade Linie darüber gehen. Der Zug hielt an. Winnetou und Old Shatterhand stiegen von ihren Pferden, um diese Fährte anzusehen. Die andern blieben im Sattel sitzen; sie waren gewohnt, den beiden ebenso berühmten wie scharfsinnigen Männern den Vortritt zu lassen. Selbst Sam Hatlens, so erfahren und listig wie er war, pflegte sich erst dann der Sache anzunehmen, wenn er von den beiden dazu aufgefordert wurde.

Die Spur schien sehr schwer zu lesen zu sein, denn Old Shatterhand folgte ihr vorwärts. Winnetou schritt sie rückwärts ab, und es verging beinahe eine Viertelstunde, ehe sie wieder um- und zu einander zurückkehrten. Sie stiegen gerade da, wo die Reiter hielten, wieder zusammen, so daß also die andern hörten, was sie sich mitzuteilen hatten.

„Was sagt mein roter Bruder zu dieser Spur?“ fragte Old Shatterhand seinen Freund. „Ich habe noch selten eine Fährte gefunden, die so schwer zu verstehen ist.“

Winnetou blickte gerade vor sich hin, in die Luft hinein, als ob die Erklärung dort zu lesen sei, und antwortete mit der ihm eigenen Bestimmtheit, der man es stets anhörte, daß jede Täuschung ausgeschlossen sei:

„Wir werden morgen dreierlei Menschen sehen: Bleichgesichter und Krieger von zwei roten Nationen.“

„Ja, das meine ich auch. Die Roten werden Navajos und Nijoras sein. Diese drei Parteien befinden sich augenblicklich am Gloomy-water, um einander zu beschleichen.“

„Mein weißer Bruder hat das Richtige erraten. Erst sind hier fünf Pferde geritten; das waren die Bleichgesichter, denen wir folgen. Dann kam ein einzelner Reiter und später folgte ein Trupp, der wohl aus dreimal zehn Männern bestehen kann.“

Nach diesen Worten blickte er nach Westen, um sich über den Stand der Sonne zu unterrichten, und fuhr dann fort: „Es wäre wohl vorteilhaft, noch heute das Gloomy-water zu erreichen; aber die Zeit ist zu kurz und die Gefahr dabei zu groß. Was sagt Old Shatterhand dazu?“

„Ich gebe dir recht. Ehe wir am Wasser anläuen, würde es Nacht sein, also zu spät, um noch etwas vornehmen zu können. Wir würden nichts sehen, dafür aber im Gegenteile von den Feinden bemerkt werden. Und schließlich ist zu bedenken, daß unser Trupp nicht aus Kriegern oder Männern zusammengesetzt ist.“

„Sehr richtig! Wir können erst morgen früh, wenn es hell geworden ist, an das Wasser und werden also baldigst Lager machen.“

„Wo?“

„Winnetou kennt einen Ort, der eine Stunde vom Gloomy-water entfernt ist. Dort kann man sogar ein Feuer anbrennen, das weder gesehen noch gerochen werden kann. Meine Brüder mögen mir dorthin folgen!“

Damit war für ihn die Sache entschieden und geordnet, er ritt weiter, ohne sich umzusehen, ob die andern

ihm auch folgten. Old Shatterhand aber blieb halten, denn er sah mit leisem, gutmütig-überlegenem Lächeln, daß die Westmänner jetzt von den Pferden stiegen, um nun auch ihrerseits die Fährte zu untersuchen.

Sie suchten hin und her, teilten sich leise ihre Meinungen mit und schienen nicht einig werden zu können. Da mahnte Old Shatterhand endlich: „Nacht, daß ihr fertig werdet, Mensch'schurs! Winnetou ist schon weit fort und wird soeben dort im Wald verschwinden.“

„Ja, Sir,“ antwortete Droll, indem er sich fragte, „ihr beide habt gut reden, ihr seid Meister; unsereiner aber wird aus der Sache nicht so schnell klug wie Ihr, wenn es nötig ist.“

„Was ist denn noch Unklares dabei?“

„Das von den zwei roten Parteien. Zuerst gab es fünf Reiter; das war natürlich der Delprinz mit seinen Leuten. Zuletzt kamen ungefähr dreißig Pferde; die wurden von Indianern geritten. Das ist die eine Partei. Nicht?“

„Ja.“

„Und die andre Partei?“

„Ist der einzelne Indianer, der den Weißen gefolgt ist.“

„Kann der nicht zu den dreißig Roten gehören?“

„Nein.“

„Er kann doch von ihnen vorausgeschickt worden sein.“

„Nein, denn in diesem Falle wäre er zu ihnen zurückgekehrt, um ihnen Nachricht zu bringen, was aber nicht geschehen ist. Wir wissen, daß der Tomahawk des Kampfes ausgegraben ist; wenn es in der hiesigen Gegend zum Streit kommt, so kann es nur zwischen den Nijoras und Navajos geschehen. Diese beiden Nationen

senden vorher Kundschafter gegeneinander aus. Die dreißig Reiter, welche hier geritten sind, bilden einen Spähertrupp. Sie sind auf die Spur des einzelnen gestoßen, der sie dann folgten, um über seine Kameraden herzufallen.“

„Kameraden? Sollte er welche haben?“

„Das versteht sich ganz von selbst. Keine kriegsführende rote Nation schickt einen einzelnen Mann auf Kundschaft aus; die Späher gehen in Trupps; er hat sich aus irgend einem Grund von dem seinigen entfernt und kehrt jetzt zu ihm zurück. Sie verfolgen ihn.“

„Und gerade auf der Spur der Weißen?“

„Warum nicht? Das kann sowohl Zufall als auch Absicht sein. Kein Späher darf eine Fährte, die er findet, unberücksichtigt lassen; er muß ihr so weit folgen, bis er sich darüber klar geworden ist. Ich möchte sogar so kühn sein, zu bestimmen, welchen Stämmen diese Kundschafter angehören.“

„Das kann ich auch!“ fiel da der Hobble-Frank eifrig ein.

„Wirklich?“ fragte Old Shatterhand. „Schön; dann mal los!“

„Na, die dreißig sind Nijoras gewesen; der eene aber war een Navajo. Wenn das nich wahr is, will ich nich der berühmte Hobble-Frank sein.“

„Und die Gründe zu dieser Annahme?“

„Die sind so klar wie meine Hutfrempe. Es ist doch erwiesen, daß die Navajos tapfer sind. Nicht?“

„Ja.“

„Tapferer wohl als die Nijoras?“

„Möglich.“

„Ja, was zeugt denn nu von größerer Tapferkeit? Wenn dreißig hier beisammen sind oder wenn een

eenzelner sich ganz alleene in so eene gefährliche Gegend wagt?"

„Das letztere.“

„Also! Er hat mehr gewagt als die andern; darum is er een Navajo und die andern sind Nijoras. Is das die richtige Guitarre oder nicht?"

„Auch ich bin überzeugt, daß er ein Navajo ist und die dreißig Nijoras sind, doch aus andern Gründen. Es gibt aber keine Zeit, diese auseinanderzusetzen. Man sieht Winnetou schon nicht mehr. Machen wir, daß wir ihn einholen!"

Die Westmänner stiegen wieder auf und ritten im Trab weiter, bis sie den Apatfchen erreichten. Noch ehe die Sonne ganz verschwunden war, lenkte dieser links von der Fährte ab, in den Wald hinein, wo sie bald an eine Bodenvertiefung kamen, als ob hier ein Schacht oder ein Stollen zusammengestürzt sei. Vielleicht handelte es sich auch um eine unterirdische Höhle, deren Dede vor geraumer Zeit eingebrochen war. Er zeigte hinab und sagte: „Da unten werden wir lagern. Stellen wir hier oben eine Wache her, so dürfen wir unten ein Feuer anzünden, ohne daß ein Feind uns zu entdecken vermag.“

Es ging nicht sehr steil zur Tiefe, so daß die Pferde unschwer hinabgeführt werden konnten. Sie fanden an den Zweigen der dort stehenden Büsche genug Futter für die Nacht. Oben blieb ein Wächter stehen, und unten wurde ein Feuer angezündet, woran das Abendessen bereitet wurde.

Der Gegenstand des Gesprächs war natürlich der morgende Tag, doch wurde dasselbe nicht lange fortgeführt, weil nach dem langen Ritt alle so ermüdet waren, daß sie sich sehr bald niederlegten. Ehe Ob Schatter-

hand und Winnetou dies taten, hatten sie noch eine kurze Verständigung. Der erstere sagte: „Es ist möglich, daß es morgen zu einem Kampf kommt, wobei wir die Frauen und Kinder nicht gefährden dürfen, auch möchte ich die Auswanderer nicht dabei haben. Sie sind unerfahren und würden uns nur hinderlich sein. Wollen wir sie nicht lieber hier zurücklassen? Der Ort ist sicher und eignet sich sehr gut zum Versteck.“

„Für den Fall eines Kampfes hat mein Bruder recht. Aber wie nun, wenn wir das Gloomy-water schnell verlassen müssen? Vielleicht bleibt uns keine Zeit, hierher zurückzukehren und diese Beute zu holen.“

„Um, ja! Es steht allerdings zu erwarten, daß wir uns beeilen müssen. Ich befürchte, daß die Indsamen die fünf Weizen gefangen nehmen.“

„Winnetou denkt, daß dies schon geschehen ist.“

„Dann müßten wir aber denn doch schnell hinterher sein, um sie zu befreien. Wären wir gezwungen, vorher hierher zurückzukehren, so würden wir eine kostbare Zeit versäumen. Aber es ist auch gefährlich, mit den Frauen und Kindern so stracks nach dem See zu gehen.“

„Es gibt nur ein Mittel, diese Gefahr zu vermeiden und doch nicht die Zeit zu versäumen.“

„Ich weiß es. Es muß einer von uns beiden sehr zeitig voranreiten, um die Gegend des dunklen Wassers auszuspähen.“

„So ist es,“ nickte der Apatſche. „Und zwar wird Winnetou dies tun. Mein Bruder Ob Shatterhand muß hier bleiben, weil er mit diesen Beuten besser verkehren kann als ich. Winnetou wird diese weißen Squaws und Babies beschützen, weil er es versprochen hat, aber ihnen mit Worten die Zeit zu vertreiben, dazu fehlt ihm das Geschick. Ich werde fortreiten, noch ehe es ganz Tag gewor-

den ist. Mein Bruder mag mir dann mit den andern langsam nachkommen. Er braucht nur meiner Spur zu folgen, so wird er, falls Gefahr vorhanden ist, meine Warnungszeichen finden, oder ich komme auch selbst zurück.“

Dabei blieb es. Als Old Shatterhand am nächsten Morgen erwachte, war der Apatſche fort. Nach vielleicht einer Stunde wurde aufgebrochen. Die Westmänner hüteten sich natürlich, den Auswanderern zu sagen, daß der heutige Ritt vielleicht ein gefährlicher sei; diese wurden vielmehr nur ermahnt, die tiefste Stille zu bewahren.

Winnetou hatte dafür gesorgt, daß seine Fährte leicht zu erkennen war. Man folgte ihr langsam, um ihm die zum Spähen erforderliche Zeit zu lassen, und hatte darum die Gegend des Sees erst nach fast zwei Stunden erreicht. Da sah man ihn geritten kommen.

„Alle Wetter, das ist kein gutes Zeichen!“ sagte Dick Stone.

„Und ich denke grad das Gegenteel,“ erklärte der Hobble-Frant. „Er wird uns sagen, wie die Sache steht; da wissen wir nachher, woran wir sind mit dem neuen Klavier. Käme er nicht, da würden unsere Köpfe in ihren unklaren Mutmaßungen stecken bleiben.“

„Nein. Stände es gut, so würde er am See auf uns warten.“

„Schreite nur nicht so, alter Waschbär! Wir werden gleich erfahren, was richtig ist!“

Jetzt war der Apatſche angekommen. Der Zug hielt an, und Winnetou erklärte: „Ich kehre nicht zurück, weil eine Gefahr vorhanden ist; sie ist vorüber; ich komme nur, weil es für mich jetzt nichts mehr zu tun gab. Meine Brüder mögen mir folgen!“

Als einige sich an ihn machten, um ihn auszufra-

gen, sagte er: „Winnetou wird an Ort und Stelle reden, aber nicht vorher.“

Man ritt weiter. Die Fährte derer, die gestern hier geritten waren, war stellenweise noch ziemlich deutlich zu sehen; nur da, wo es steinigen Boden gab, bedurfte es eines Auges wie dasjenige des Apatſchen, sie noch zu erkennen. So wurde der Eingang der Schlucht erreicht, die zum See führte. Da hielt Winnetou an und berichtete: „Durch diese kurze Schlucht muß man reiten, um nach dem Gloomy-water zu gelangen. Winnetou hat erforscht, was gestern hier geschehen ist.“

Er deutete nach der Höhe des Berges und fuhr fort: „Da oben haben sieben Kundschafter der Navajos gelagert. Der achte, der zu ihnen gehörte, ist der einzelne Reiter, dessen Spur wir gestern gesehen haben. Er ist hinter den Weißen her und hat, als sie sich am See befanden, seine sieben Krieger herbeigeht, um sie gefangen zu nehmen.“

„Ist das geschehen?“ fragte Hawkens.

„Ja. Die Weißen sind überwältigt worden. Aber inzwischen sind die dreißig Nijoras gekommen und haben sich hier hinter den Bäumen versteckt. Meine Brüder können die Spuren derselben noch ganz deutlich sehen. Sie haben gewartet, bis die Navajos mit den weißen Gefangenen vom See zurückkehrten, und sind ihnen dann gefolgt, um sie zu überfallen.“

„Warum taten sie das nicht gleich hier? Diese Stelle ist wie geschaffen zu einem Ueberfall.“

„Winnetou hat darüber nachgedacht, ohne aber die richtige Antwort zu finden. Vielleicht entdecken wir später den Grund, weshalb die Nijoras noch gewartet haben. Die Navajos sind mit ihren Gefangenen da links in den Wald hinein bis zu einer Stelle, wo es Wasser

gibt. Dort lagerten sie sich und dort wurden sie von den Nijoras angegriffen.“

„Also hat es Kampf und Blut gegeben?“

„Von Blut hat mein Auge keinen Tropfen entdecken können und ein wirklicher Kampf hat auch nicht stattgefunden. Die Navajos sind so überrascht gewesen, daß sie wohl gebunden worden sind, ehe sie an Widerstand gedacht haben. Die Nijoras sind während der Nacht mit ihren roten und weißen Gefangenen an derselben Stelle lagern geblieben und am Morgen mit ihren Gefangenen fortgeritten.“

„Wohin?“ fragte Sam Hawks.

„Das weiß ich nicht. Ich habe ihrer Spur nicht folgen können, weil ich ja auf euch warten mußte.“

„Wir müssen ihnen nach! Es handelt sich nicht um den Delprinzen und die beiden Kerls, welche bei ihm sind. Die mögen meinetwegen stolpiert werden. Aber der Bankier und sein Buchhalter müssen befreit werden. Mir ist nur eins unerklärlich: Am See gibt es doch Wasser und Futter genug für Pferde. Warum sind die Roten nicht dort geblieben? Warum haben sie da im Wald gelagert, wenn ich mich nicht irre?“

Ob Shatterhand hatte bis jetzt noch nichts gesagt, sondern seine Aufmerksamkeit neben den Erklärungen des Apatſchen auch dem seichten Abflußwässerchen zugewendet, das aus der Schlucht gerieselte kam. Jetzt, bei Sams letzten Worten, deutete er auf dieses Wasser und antwortete: „Mir scheint, daß hier die Erklärung fließt?“

„Wieso?“

„Riecht ihr denn nichts? Betrachtet doch das Wasser! Es schwimmen ölige Augen darauf.“

Jetzt blickten alle zu dem Bächlein nieder, fogen die Luft ein und fanden, daß es nach Petroleum roch.

„Hat mein Bruder etwa Del im See gesehen?“
fragte Old Shatterhand den Apatſchen.

„Ja,“ nickte dieſer.

„So hat der Delprinz ſeinen Plan durchzuführen
getuht. Reiten wir hinein! Ich muß ſehen, wie es
ſteht.“

„Aber dabei verlieren wir Zeit,“ warf Sam Hat-
pens ein. „Wir wollen doch den Nijoras nach!“

„Die entgehen uns nicht. Die werden durch die Ge-
fangenen aufgehalten.“

Er lenkte ſein Pferd nach der Schlucht und die an-
dern folgten ihm. Der Petroleumgeruch wurde von
Schritt zu Schritt ſtärker, bis ſie den See vor ſich liegen
ſahen. Deſſen Anblick wirkte ſo, daß alle ihre Augen
wortlos auf die dunkle, unheimliche Fläche richteten.
Nur bei einer Perſon war die Wirkung eine entgegen-
geſetzte, nämlich bei Frau Roſalie Eberſbach. Als dieſe
den See erblickte, ſtieß ſie einen Ruf des Erſtaunens
aus, rutschte von ihrem Pferd herab, eilte an das Ufer,
hielt einen Finger in das Waſſer, beſah und beroch die-
ſen und rief aus: „Dunner Sachſen, iſ das eene groß-
artige Entdeckung! Herr Hobble-Frank, riechen Sie doch
gleich mal da an meinen Finger! Schpüren Sie, was
das iſ?“

Sie hielt ihm den Finger unter die Naſe. Er zog
den Kopf zurück und antwortete: „Laſſen Sie mich mit
Ihrem Spiz- und Zeigefinger in Ruhe! Den brauch' ich
nich, um zu erfahren, woran ich bin. Wenn ich 'was rie-
chen will, ſtede ich die Naſe in den See. Da habe ich
die Petroleumwonne aus der erſchten Hand.“

„Alſo Sie geben ooch zu, daß es Petroleum iſ?“

„Natürlich! Oder denken Sie etwa, daß ich es für

Himbeerfaft halte? Da kennen Sie meine Nase ſchlecht, die iſt oft feiner, als ich ſelber bin.“

„Aber ſo eene Menge, ſo eene Menge!“ rief ſie, noch immer ganz faſſungslos. „Ich hab' freilich ſchon gehört, daß das Petroleum in Amerika aus der Erde geloofen kommt, hab's aber nicht geglaubt. Nu aber liegt's vor meinen eegenen und leibhaftigen Dogen. Ich bleibe hier; ich bleibe hier; mich bringt kein Menſch von dieſer Stätte weg! Keine zehn Ochſen ziehen mich von hier fort, auch nicht, wenn Sie dazu helfen, Herr Gobble-Frant!“

„So? Was wollen Sie denn da?“

„Ich fange eenen Petroleumhandel an. Da iſt ja een Geſchäft zu machen, wie es gar nicht größer ſein kann. Hier koſtet das Del nicht eenen Pfennig, und drüben in Sachſen muß man fürs Liter beinahe zwee Groſchen bezahlen. Es bleibt dabei: ich laß mich hier nieder und handle mit Petroleum!“

Sie ſchlug die Hände begeistert zuſammen, ein Zeichen, daß dieſer Entſchluß ein unerschütterlicher ſei. Frant antwortete lachend: „Schön! Sehen Sie ſich immer in den Beſitz dieſer ſchönen Gegend! Aber gleich ſchon am erſten Tage kommen die Indianer und roofen Ihnen die Haare alle einzeln aus. Denken Sie denn, Sie können ſich hier ſo gemütlich niederlaſſen wie der heeme off dem Großvaterſtuhl oder off die Ofenbank? Handeln wollen Sie? Wer koſt Ihnen hier was ab? Wobon leben Sie? Und wonach riechen Sie? Wenn Sie nur drei Tage lang hier ſitzen bleiben, hat ihre gütige Perſönlichkeit eenen Duft angenommen, den Sie mit dem ganzen transatlantiſchen Ocean nicht nunterwaſchen können.“

Dieſe Warnung hatte den Erfolg, daß Frau Roſalie

ein bedenkliches Gesicht machte und sich ihrem Mann zuwandte, um dessen Meinung zu hören. Die andern hatten sich indessen von ihrem Staunen erholt; sie knieten am Ufer, untersuchten das Del und teilten sich in lauten Ausrufen ihre Bemerkungen mit. Winnetou und Old Shatterhand hatten sich von den andern entfernt, um einen Gang um den See zu machen und dessen Ufer genauer abzusuchen, als es vorher von dem Apatſchen hatte geschehen können.

Derjenige, auf den diese Petroleummasse den größten Eindruck machte, war der Kantor. Die andern waren schon längst von ihrem Staunen zurückgekommen, da stand er noch immer da und starrte mit weit geöffneten Augen und ebenso offenstehendem Mund auf das Wasser. Als der Hobble-Frank dies bemerkte, trat er zu ihm, gab ihm einen Klaps auf den Rücken und sagte: „Ihnen ist wohl der ganze menschliche Verstand stehen geblieben? Wahrhaftig, Sie scheinen Ihre Muttersprache verloren zu haben! Wenn Sie nicht reden können, so versuchen Sie wenigstens, einige Töne zu singen, Herr Kantor!“

Da lehrte dem musikalischen Herrn die Sprachfähigkeit zurück. Er holte tief, tief Atem und antwortete: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Franke! Ich fühle mich ganz wunderbar berührt. Es ist ein unbeschreiblicher Anblick. Mich überkommt ein Gedanke, ein Gedanke, ebenso wunderbar und unbeschreiblich wie dieser See, sag ich Ihnen.“

„Welcher Gedanke, Herr Kantor emeritus? Darf ich ihn erfahren?“

„Ja, Ihnen will ich ihn mitteilen, vorausgesetzt, daß Sie es nicht ausplaudern.“

„O, was das betrifft, so dürfen Sie meiner Ver-

schwiegenheit versichert sein. Ist dieser Gedanke so een großes Geheimnis?"

„Außerordentlich! Wenn ein anderer Komponist ihn erführe, er würde ihn sofort für sich verarbeiten. Sie wissen doch von meiner Heldenoper? Was?"

„Ja — — zwölf Akte.“

„So ist es. Und wissen Sie, was ich in dieser Oper bringen werde?"

„Natürlich weech ich das.“

„Nun, was?"

„Musik werden Sie bringen.“

„Natürlich! Das ist ja selbstverständlich. Ich meine in Beziehung auf den Inhalt dieser Musik und betreffend der Szenerie, der Ausstattung.“

„Da muß ich sagen, daß ich mich zwar mit allen Wissenschaften beschäftigt habe, aber die musikalische Ausstattung soll erscht noch drankommen. Also weiter! Was wollen Sie bringen?"

Der Kantor näherte seinen Mund dem Ohr Franks, hielt seine hohlen Hände wie ein Sprachrohr daran und flüsterte hinein: „Einen solchen Petroleumsee werde ich bringen.“

Frank fuhr zurück und fragte: „Etwa off die Bühne?"

„Jawohl! — Nicht wahr, Sie staunen?" fragte der Emeritus triumphierend. „Da wird sogar Ben Akiba zu Schanden.“

„Ben Akiba? Inwiefern der?"

„Er hat behauptet, es sei alles schon dagewesen; aber einen Petroleumsee auf der Bühne hat es noch nicht gegeben.“

„Das mit der Bühne mag richtig sein; das mit Ben Akiba aber is unbedingt falsch. Wissen Sie, wer das ge-

wesen is, der gesagt hat, es sei schon alles 'mal dagewesen?"

„Eben dieser Ben Niba.“

„Ne. Wenn Sie das sagen, da halten Sie die ungerade Fünfe vor eene gerade Neune. Das Wort, daß alles schon dagewesen is, hat Benjamin Franklin gesagt, als er den Blitzableiter erfand und nachher an eene Scheune kam, wo schon seit langer Zeit eener droff gewesen war. Ben Niba war een ganz anderer Mann, een persischer Feldherr, und hat den griechischen Kaiser Granikus in der Seeschlacht bei Gideon und Njalon bestegt.“

„Aber, lieber Herr Frank, Gideon und Njalon, das kommt ja in der Bibel vor, im Buch der Richter, wo Josua — — —“

„Schweigen Sie ergebenst!“ unterbrach ihn Frank beleidigt. „Wo das vorkommt, das is meine Sache, aber nich die Ihre. Reden Sie mir nich in meine Wissenschaft, wie ich Ihnen nich in die Ihre rede! Ich lasse Ihnen doch ooch Ihren Willen. Ob Sie in Ihrer Oper eenen Petroleumsee bringen oder Ihre Oper hier im Petroleumsee, das is mir ganz egal!“

Er wendete sich entrüstet ab und schloß sich Droll, Sam, Dick Stone und Will Parker an, die jetzt ebenfalls gleich Winnetou und Old Shatterhand zu suchen begannen. Der letztere bemerkte dies, kam eiligst herbei und bat: „Nehmt euch in acht, Mensch'schurs, daß ihr mir die Spuren nicht verderbt! Was wollt ihr denn entdecken?“

„Wir wollen die Stelle suchen, wo die fünf Weißen überrumpelt worden sind,“ antwortete Hawkens.

„Die könnt ihr nicht mehr entdecken. Die Spuren davon sind durch unsre Pferde ausgetreten worden; sie

liegt da vorn in der Nähe des Eingangs. Wir aber wollen etwas andres, etwas weit Wichtigeres finden.“

„Was, Sir?“

„Die Höhle, wo die Petroleumfässer versteckt gewesen sind. Die Kerls haben die Spuren außerordentlich gut ausgewischt.“

„Sollte man es denken! Eine Höhle, wo so viele Fässer aufbewahrt worden sind, muß groß sein und also einen weiten Eingang haben. Die Fässer sind herausgeschafft, an das Wasser gerollt und nachher, als sie leer waren, wieder hineingeschafft worden. Das muß doch Spuren geben!“

„Natürlich. Sie sind aber leider geradezu meisterhaft verwischt worden.“

„Laßt uns mit suchen, Sir! Dann wird sie sich schon finden.“

„Gut; aber verderbt mir nichts.“

Die sonst so scharfsinnigen Westmänner forschten das ganze Seetal durch; es verging eine Stunde, ohne daß sie ihren Zweck erreichten. Winnetou, der unübertroffene Meister im Spüren, gab endlich alle Hoffnung auf und sagte zu Old Shatterhand: „Mein weißer Bruder mag sich nicht mehr bemühen. Die Höhle kann wohl nur durch einen Zufall entdeckt werden.“

Aber Shatterhand war hartnäckiger. Er ärgerte sich. Sollte es heißen, daß er nicht imstande gewesen sei, einen Ort zu finden, dessen Dasein vollständig erwiesen war? Er betrachtete es nachgerade als Ehrensache, seinen Zweck doch noch zu erreichen, und antwortete: „Was der Zufall kann, müssen wir doch auch können. Wozu haben wir gelernt, zu denken?“

Er schloß die Augen, um sich durch nichts irren machen zu lassen, und stand eine Weile still und un-

beweglich. Winnetou beobachtete ihn, sah, daß eine eigentümliche Bewegung über sein Gesicht ging, und fragte: „Mein Bruder hat den Weg gefunden?“

„Ja,“ meinte Old Shatterhand, indem er die Augen wieder öffnete, „wenigstens hoffe ich es. Es kann nicht allzu schwer sein, die Höhle zu finden. Die vollen Fässer waren schwer, und vierzig waren es. Wo vierzig Fässer hin und her gerollt werden, wird das Gras so fest niedergedrückt, daß es mit den Händen unmöglich ausgerichtet werden kann; es wird mehrere Tage liegen bleiben. Die Arbeit, die hier geschehen ist, ist aber erst gestern, höchstens vorgestern verrichtet worden. Das Gras müßte also noch niederliegen. Gibt dies mein roter Bruder zu?“

„Old Shatterhand hat recht,“ stimmte der Apatſche bei.

„Die Stelle muß also da liegen, wo es kein Gras gibt, kein Gras nämlich auf dem ganzen Weg vom Ufer nach dem Felsen, wo sich die Höhle befindet.“

„Uff, uff!“ rief Winnetou aus, indem sein bronzenes Gesicht erglühte, vielleicht vor Freude, vielleicht aber auch vor Scham, nicht auch auf diesen Gedanken gekommen zu sein.

„Ferner,“ fuhr Old Shatterhand fort, „ist beim Auslaufenlassen der Fässer unbedingt Oel verschüttet worden, auch muß der Rand des Ufers beschädigt worden sein. Beides müßte man sehen, wenn dieser Rand aus Rasen bestände. Besteht er aber aus Erde oder Gestein, so kann leicht nachgeholfen werden. Nun suche mein roter Bruder das ganze Ufer ab; er wird überall Gras und Rasen finden, zwei Stellen ausgenommen, die wir sofort untersuchen werden.“

Die eine dieser Stellen war nicht allzuweit vom

Eingang des Tales entfernt. Dorthin gingen die beiden, gefolgt von den Westmännern, die begierig waren, zu erfahren, ob der Scharfsinn Old Shatterhands auch dieses Mal das Richtige getroffen hatte.

Ein vielleicht drei Ellen breiter, aus Schlamm- und Steingeröll bestehender grasloser Streifen zog sich da von dem Felsen nach dem Wasser hin. Der Jäger kniete in der Nähe des Ufers nieder und beroch den Boden.

„Gefunden!“ rief er aus. „Hier riecht das Gestein nach Del; es ist welches verschüttet worden.“

Er scharrte mit den Händen den Boden auf; die untere Schicht war voller Del; man hatte, um dies zu verbergen, die obere darauf geworfen.

„Also hier sind die Fässer geleert worden,“ sagte er. „Wurde dabei das Ufer beschädigt, so war es leicht und schnell ausgebessert, da es aus Geröll bestand. Dort, wo dieser Streifen an den Felsen stößt, wird die Höhle zu suchen sein! Laßt sehen!“

Er folgte dem Streifen, der am Felsen in einen hohen Geröllhaufen auslief; die andern kamen hüben und drüben nachgegangen. Er blieb vor der Steinmasse stehen, betrachtete sie nur einen Augenblick und erklärte dann: „Ja, wir sind am Ziel. Hinter diesem Steinhaufen befindet sich die Höhle.“

Der Hobble-Frank wollte sich gern auch als berühmter Westmann aufspielen und fragte darum: „Das sehen Sie mit diesem einen Blic, Herr Shatterhand?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte.

„Das müßte ich doch auch erkennen können. Darf ich mal hinschauen?“

„Lun Sie es!“

Frank betrachtete den Haufen von allen Seiten, schien aber nichts zu finden.

„Nun?“ fragte Old Shatterhand. „Was sehen Sie, lieber Frank?“

„Eenen Haufen, der so wie alle Haufen is; das heeßt een Schteenhaufen, der aus eenem Haufen von Schteenen beschteht.“

„Sehen Sie denn nur die Steine?“

„Ja. Weiter nich das Geringste.“

„Bedenken Sie, daß unter diesen Umständen der kleinste Gegenstand von der größten Bedeutung sein kann!“

„So, also nach eenem kleenen Gegenstand soll ich suchen. Ich finde aber nisch.“

Auch die andern bei ihm Stehenden suchten gerade so vergeblich wie er. Nur der Apatzche ließ ein leises befriedigendes „Uff!“ vernehmen. Sein Auge war auf einen toten Laufkäfer gefallen, der halb unter einem Stein lag.

„Sonderbar!“ lächelte Old Shatterhand. „Nur Winnetou merkt, was ich meine. Frank, sehen Sie denn den schwarzen Käfer nicht, dessen halber Leib da unter dem Stein hervorblidt?“

„Ja, den Käfer, den habe ich freilich schon längst entdeckt.“

„Nun, und — — —?“

„Nu — — und — —? Ja, was denn nu, und was denn und? Es is eben een Käfer, weiter nisch.“

„Weiter nichts? Sogar sehr viel, denn er sagt mir, daß wir bei der Höhle sind.“

„Wie? Der? Was kann der sagen? Selbst wenn er bei Lebzeiten eene verständliche Sprache besessen hätte, er is jetzt tot.“

„Ja, er ist tot. Woran mag er wohl gestorben sein?“

„Weeß ich's? Vielleicht an Leberchrumpfung oder Trommelfellentzündung.“

„Nehmen Sie ihn weg und betrachten Sie ihn!“

Frank mußte den Stein aufheben, um den Käfer wegnehmen zu können.

„Er is von dem Schteen zerquetscht worden,“ erklärte er, indem er ihn betrachtete.

„Ganz richtig! Wie aber hat dies geschehen können? Hat sich das Tierchen etwa selbst unter den Stein gedrängt, so daß es von diesem zermalmt wurde?“

„Nee, dazu hätte das Käferchen die Kraft nich be-
fessen. Der Schteen is off ihn droff geworfen worden und — — —“

Er hielt inne, befann sich einige Augenblicke, schlug sich dann mit der Hand an die Stirn und rief aus: „Jetzt habe ich endlich den Dachsen bei den Hörnern erwischt! Jetzt begreife ich's! Sollte man's denken, daß so een gescheiter Kerl, wie ich bin, so riesenhaft dumm sein kann! Diese Schteene sind unter- und übereinander geworfen worden, wobei der Käfer sein irdisches Dasein verloren hat. Dieser aus eenem Hausen von Schteenen bestehende Schteenhausen is erscht weggeschafft und nachher wieder offgerichtet worden. Warum und wozu? Weil er den verschlossenen Eingang zu der Höhle bildet und —“

Hobble-Frank hielt wieder inne und horchte.

„Was gibt's?“ fragte Old Shatterhand.

„Ich habe 'was gehört,“ antwortete Frank.

„Wo? In der Höhle?“

„Ja. Een Geräusch wie von eener unterirdischen Schtimme. Es klang so dumpf. Herr meine Güte, es wird doch nich etwa een Bär drin sein!“

„Schwerlich.“

„Es klang aber beinahe so! Horchen Sie einmal! Ich hör's schon wieder.“

Old Shatterhand kniete nieder und horchte. Kaum hatte er das getan, so sprang er wieder auf und rief aus: „Herr Gott, es sind Menschen drin! Sie rufen um Hilfe. Schafft die Steine weg, schnell, schnell!“

Sofort waren zehn und mehr Arme bereit, diesen Befehl auszuführen. Schon nach einigen Augenblicken kam das Loch zum Vorschein.

„Ist da jemand drin?“ fragte Old Shatterhand in englischer Sprache hinein.

„Yes,“ antworteten zwei Stimmen zu gleicher Zeit.

„Wer seid ihr?“

„Ich heiße Rollins,“ „und ich Baumgarten,“ erwiderten die beiden.

„Rollins und Baumgarten!“ erklang es aus aller Munde. Das war eine große Ueberraschung; man hatte ja geglaubt, daß diese beiden mit von den Nijoras ergriffen worden seien, nachdem sie vorher von den Nabajos gefangen genommen worden waren. Sie waren ganz glücklich, wieder Menschen zu hören und das Tageslicht zu erblicken, das durch das sich immer mehr vergrößernde Loch zu ihnen drang. Doch war der Gedanke auch nicht ausgeschlossen, daß der Delprinz mit Buttler und Pollar sich draußen befand. Darum fragte der Bankier, wer vor der Höhle sei. Da antwortete der Hobble-Frank, das gern und stets hilfsbereite Kerlchen: „Wir sind es, die Helfer in der Not: Old Shatterhand, Winnetou, Droll, Sam, Dick und Will. Und wer ich bin, das sollt ihr gleich sehen; ich komme hinein!“

Er zwängte sich durch das Loch, aus dem ein Freudenschrei erschallte. Nun dauerte es nicht lange mehr, bis

der ganze Steinhäufen entfernt war. Der Eingang besaß die Höhe eines Mannes von mittlerer Größe und war so breit, daß ein Petroleumfaß bequem hinein- oder herausgerollt werden konnte. Als die Retter eintreten wollten, rief Frank ihnen zu: „Bleibt draußen! Wir kommen hinaus. Ich muß den armen Teufeln nur erst die Fesseln zerschneiden.“

Ja, sie kamen, leichenblaß und angegriffen von der ausgestandenen Angst, ebenso sehr auch von der Fesselung und dem Petroleumgeruch, der in der Höhle herrschte. Sie reichten denen, die sie von Forners Rancho her kannten, die Hände und blickten dann mit hochachtungsvollen Blicken zu Winnetou und Old Shatterhand auf.

„Das ging um euer Leben, Menschschurs,“ sagte der letzte. „Wir haben diese Höhle lange vergeblich gesucht und saßen schon den Entschluß, den See zu verlassen. Hätten wir dies getan, so wäre der Tod des langsamen Verschmachtens euer Los gewesen. Ihr habt natürlich Durst und Hunger?“

„Keins von beiden,“ antwortete Baumgarten. „Danke Euch, Sir! Wir haben nicht an Essen und Trinken gedacht, sondern nur an den elenden Tod, der uns getroffen hätte, wenn ihr nicht gekommen wäret.“

„Habt ihr denn nicht gehofft, daß eure Bekannten hier euch folgen würden?“

„Wie konnten wir das? Wir glaubten sie ja noch im Pueblo gefangen. Ich darf euch wohl versichern, daß der Dank, den wir euch — — —“

„Still davon!“ unterbrach ihn Old Shatterhand. „Gebt euern Dank für später auf! Jetzt möchte ich vor allen Dingen einiges Wichtige wissen! Hoffentlich seid ihr nicht so sehr angegriffen, daß ihr nicht antworten könnt?“

„O, nun wir uns wieder in freier Luft befinden, ist alles gut.“

„Schön! Uebrigens seid ihr mir nicht ganz unbekannt. Winnetou und ich haben euch schon gesehen.“

„Ah! Wann und wo?“ erkundigte sich der Bankier.

„Einen Tagesritt hinter dem Pueblo, wo ihr des Abends am Bach saßet. Wir krochen unter den Bäumen so nahe zu euch hin, daß wir euer Gespräch hören konnten.“

„Good luck! So erfuhrt ihr wohl, daß es sich um einen Petroleumsee handelte?“

„Ja.“

„Und daß wir nach dem Gloomy-water wollten?“

„Wo es kein Petroleum gibt, ja, das hörten wir.“

„Ihr meintet, daß es hier keins geben könne? Warum ließt ihr euch da nicht sehen? Warum wartet ihr uns nicht?“

„Warum? Weil es sich fragt, ob ihr uns geglaubt hättet. Ihr seid ja auch schon vorher von anderer Seite gewarnt worden, ohne daß es gefruchtet hat. Uebrigens hatten wir keine Zeit, uns sogleich mit eurem edlen Delprinzen abzugeben. Wir mußten nach dem Pueblo, um die Gefangenen zu befreien.“

„Das ist euch gelungen, Sir, euch beiden allein?“

„Wie ihr seht, ja.“

„Das ist aber doch gar nicht möglich!“ rief Rollins, indem er verwundert die Augen aufriß. „Zwei Männer! Niemand weiter dabei! Wie habt Ihr das nur angefangen, Sir?“

„Das laßt Euch später einmal erzählen, Mr. Rollins. Jetzt möchten wir von Euch erfahren, wie Ihr vom Pueblo entkommen seid und was dann bis jetzt geschehen ist. Setzt Euch nieder und erzählt!“

Die ganze Gesellschaft nahm im Grafe Platz, und der Bankier berichtete über die Erlebnisse der letzten Tage. Man kann sich denken, in welcher Weise er sich schließlich über Grinley, Buttler und Poller aussprach; da fiel ihm aber Old Shatterhand in die Rede: „Aergert Euch nicht bloß über sie, sondern auch über Euch, Sir! Ein solches Vertrauen, wie Ihr diesen Kerls entgegengebracht habt, ist mir unbegreiflich. Und die — ich will sagen Harmlosigkeit, womit Ihr in die Euch gestellte Falle gelaufen seid, ist mir recht unverständlich!“

„Ich hielt Grinley für einen ehrlichen Menschen,“ verteidigte sich Rollins kleinlaut.

„Pshaw! Dem spricht der Schurke doch gleich aus den Augen. Und wenn es sich um eine so hohe Summe, um ein solches Unternehmen handelt, trifft man doch ganz andre Vorbereitungen!“

„Das wollte er nicht. Es sollte alles heimlich betrieben werden.“

„Aha! Ist denn Mr. Baumgarten hier Sachverständiger in Beziehung auf Petroleum?“

„Nein.“

„Was seid ihr doch für Menschen! Ihr hättet doch wenigstens einen Fachmann mitnehmen müssen!“

„Grinley meinte, dies sei vorerst nicht nötig. Da das Petroleum offen auf dem Wasser schwimme, so bedürfe es nur eines Blicks, um mir zu beweisen, daß das Geschäft ein wahrhaft glänzendes für mich sei.“

„Und als ihr dann kamt und das schöne Del so schwimmen saht, da waret ihr wohl ganz entzückt?“

„Natürlich! Ihr gebt doch zu, Sir, daß hier ein ganz außerordentliches Placer für Del ist?“

Old Shatterhand warf einen fast betroffenen Blick auf den Sprecher, ehe er antwortete: „Es scheint, ihr

wißt selbst jetzt noch nicht, woran ihr eigentlich seid. Ihr haltet diesen See für ein natürliches Delbassin?“

„Allerdings. Darin hat Grinley die Wahrheit gesagt; aber nachdem er meine Anweisung in den Händen hatte, sind wir niedergeschlagen und eingesperrt worden, um zu Grunde zu gehen. Wahrscheinlich will er nun den See an einen zweiten verkaufen.“

„Habt ihr euch denn nicht in der Höhle umgesehen?“

„Wie konnten wir das? Als wir aus unsrer Betäubung erwachten, war es finster um uns her. Aber es roch so gewaltig nach Petroleum, daß in der Höhle wahrscheinlich der eigentliche Quell des Petroleums zu suchen ist.“

„Das ist richtig; nur handelt es sich nicht um einen Quell, sondern um viele Quellen, die aus hölzernen Dauben gefertigt sind.“

„Dauben? Ich verstehe Euch nicht.“

„Na, so geht einmal hinein und schaut, was Ihr drin finden werdet! Ich bin zwar selbst noch nicht in der Höhle gewesen, glaube aber, ihren Inhalt gut zu kennen. Vorher aber möchte ich Euch fragen, ob Ihr denn, als Ihr hier ankamt, das Petroleum genau betrachtet habt?“

„Natürlich habe ich das getan.“

„Und wie habt Ihr es gefunden?“

„Ausgezeichnet geradezu!“

„Ja, ich auch,“ lachte Old Shatterhand. „Es hat gar nicht die Eigenschaften des Rohpetroleums, das erst in Lampenöl, Schmieröl und Naphtha gespalten werden muß; es ist schon raffiniert. Ist Euch das nicht aufgefallen?“

„Nein. Wollt Ihr etwa sagen, daß es kein Rohpetroleum ist?“

„Ja, grad das meine ich.“

„Was sollte es denn sonst sein?“

„Diese Frage werdet Ihr Euch, wenn Ihr nochmals in der Höhle gewesen seid, wohl selbst beantworten. Wie lange glaubt Ihr wohl, daß das Del sich hier im See befindet?“

„Wer kann das wissen. Wohl seit Jahrhunderten schon oder gar noch länger.“

„Wer das wissen kann? Ich will es Euch sagen: seit vorgestern!“

„Vor — ge — — stern?“ wiederholte der Bankier dieses Wort. „Ich verstehe Euch wieder nicht, Sir.“

„Nicht? Na, da muß ich deutlicher werden. Ihr habt doch Augen und seht also die große Menge toter Fische schwimmen?“

„Natürlich.“

„Was mag wohl schuld an ihrem Tod sein?“

„Das Del, ganz selbstverständlich. Kein Fisch kann im Petroleum leben.“

„Schön! Wie lange werden diese Tiere wohl tot sein?“

„Vielleicht zwei Tage, länger nicht, sonst wären sie mehr von der Verwesung ergriffen.“

„Und wo haben sie sich bei Lebzeiten befunden? Sind sie etwa hier unter den Bäumen herumspaziert? Die Fische sind seit zwei Tagen tot, haben also bis vorgestern hier im See gelebt. Im Petroleum konnten sie nicht leben. Seit wann also wird sich das Del hier auf dem Wasser befinden?“

Erst jetzt ging dem Bankier das Licht auf, das ihm angezündet werden sollte. Er sprang von seinem Sitz empor, starrte auf Old Shatterhand nieder, ließ seinen Blick auch über die andern schweifen, bewegte die Lippen,

als ob er reden wolle, brachte aber kein einziges Wort hervor.

„Nun, Sir, wollt Ihr mir keine Antwort geben? Wenn es seit vorgestern hier eine Sorte von Petroleum gibt, das in einer Raffinieranstalt künstlich gereinigt worden ist, so möchte man doch wohl fragen, wie dieser hochinteressante und unbegreifliche Fall zu erklären ist. Die Antwort werdet Ihr da in der Höhle finden. Geht hinein, Mr. Rollins!“

„Das werde ich, das werde ich!“ rief der Bankier aus. „Es kommt mir ein Gedanke, der so außerordentlich ist, daß ich ihn gar nicht auszudenken vermag. Kommt mit, Mr. Baumgarten! Ihr seid bisher mein Gefährte gewesen und müßt auch jetzt, in diesem Augenblick, bei mir sein.“

Er zog den Buchhalter von seinem Sitz empor und verschwand mit ihm in der Höhle. Die außerhalb derselben Befindlichen horchten. Es waren einige Rufe zu hören; dann vernahm man das Zusammenstoßen und Rollen von Fässern; hierauf stürzte der Bankier heraus und rief in großer Aufregung: „Welch ein Schwindel! Welch ein dreifester Betrug! Das Del ist in diese Gegend geschleppt worden, um mir mein Geld abzuloden!“

„So ist es, Sir,“ bestätigte ihm Old Shatterhand. „Gleich als ich die Kerls von dem Del, das hier gefunden worden sein sollte, sprechen hörte, war ich überzeugt, daß dies ein Schwindel sei. Buttler und Pollar sind nicht vorausgeschickt worden, um die Sicherheit des Weges zu erforschen, sondern um die Fässer auslaufen zu lassen und sie dann wieder in der Höhle zu verbergen. Der Betrug ist mit vieler Mühe und von langer Hand vorbereitet worden, denn es will etwas sagen, so gegen

bierzig schwere Delfässer nach und nach hierher zu schaffen.“

„Sind aber auch gut bezahlt worden, hähähä,“ lachte Sam Hawkens. „Wollt Ihr das Del ausschöpfen und wieder hineinfüllen, oder nur die leeren Fässer mitnehmen, Mr. Rollins?“

„Lacht mich nicht auch noch aus!“ rief dieser. „Mein Geld, mein schönes, schönes Geld! Ich muß es unbedingt wieder haben. Ihr müßt mir dazu verhelfen, Mr. Shatterhand!“

„Einstweilen handelt es sich nicht um das Geld, sondern um die Anweisung,“ antwortete der Jäger. „Meint Ihr, daß diese in San Francisco wirklich bezahlt wird?“

„Ganz gewiß, wenn es den Perls gelingt, den Indianern zu entkommen und Frisco zu erreichen. Ihr machtet doch vorhin während meiner Erzählung die Bemerkung, daß sie von den Nijoras gefangen genommen worden seien?“

„So ist es. Erst wurden sie von den Navajos überfallen und dann mit diesen von den Nijoras ergriffen.“

„Wahrscheinlich haben diese die Weißen beraubt. Meint Ihr nicht, Sir?“

„Jedenfalls.“

„Und also dem Delprinzen die Anweisung abgenommen? In diesem Falle würde sie wahrscheinlich nicht in Frisco vorgezeigt.“

„Ich glaube auch, daß dies nicht geschehen würde, möchte aber behaupten, daß sie ihm den Zettel nicht nehmen. Es gibt ja Indianerstämme, die in der Zivilisation so weit vorgeschritten sind, daß sie lesen und sogar schreiben können, zu diesen gehören aber die hiesigen Völker nicht. Der wilde Indianer hält jede

Schrift für einen Zauber, womit er sich nicht befassen mag; darum ist es wahrscheinlich, daß die Nijoras dem Delprinzen die Anweisung lassen. Gelingt es ihm, ihnen zu entkommen, so wird er ganz gewiß nach Frisco gehen und das Geld erheben.“

„So wäre es am besten, ihm zuzukommen. Was meint Ihr dazu, Sir, daß ich mich mit Mr. Baumgarten sofort nach San Francisco aufmache, um die dortige Bank zu verständigen? Wenn der Halunke dann kommt, wird er festgenommen.“

„Unter den jetzigen und hiesigen Verhältnissen werdet Ihr das am besten bleiben lassen. Ihr würdet nicht weit kommen. Es wäre übrigens auf keinen Fall nötig, die weite Reise nach San Francisco zu machen, sondern es genügte jedenfalls, nur nach Prescott zu gehen, die dortige Behörde zu verständigen und von da aus die betreffende Bank durch die Post unterrichten zu lassen.“

„Richtig, sehr richtig! Also gehen wir nach Prescott!“

„Nicht so eilig, Mr. Rollins! Von hier nach Prescott hättet Ihr wenigstens zehn Tage zu reiten, da die Entfernung in der Luftlinie ungefähr fünfzig geographische Meilen betragen wird. Und, was die Hauptsache ist, kennt Ihr denn den Weg?“

„Nein. Vielleicht hätte einer von euch, der ihn kennt, Lust, gegen eine gute Bezahlung mit uns zu gehen.“

„Es ist wohl keiner unter uns, der den Lohnführer machen würde. Es ist auch zu bedenken, daß der Weg nach Prescott durch Gegenden geht, die bei den jetzigen Verhältnissen nicht nur unsicher, sondern sogar gefährlich genannt werden müssen. Drei Personen, ihr beide und ein Führer? Selbst wenn er ein tüchtiger Mann wäre,

stände zu erwarten, daß ihr nicht lebendig an das Ziel gelangen würdet.“

„So soll ich also nichts tun, sondern mein Geld verlieren?“

Da trat Schi-So, der Navajojüngling, zu Old Shatterhand heran und sagte: „Sir, werdet Ihr mir erlauben, die Frage zu beantworten, die Mr. Rollins soeben ausgesprochen hat?“

„Tue es!“ nickte der Jäger. Schi-So wendete sich an den Bankier und sagte in zuversichtlichem Ton: „Ihr braucht keine Sorge zu haben, Sir. Ihr werdet die Anweisung zurückerhalten.“

„Wirklich?“ fragte Rollins erfreut. „Auf welche Weise?“

„Durch mich. Ich bin ein Navajo; die Nijoras sind jetzt unsre Feinde; sie haben acht Navajokrieger gefangen genommen, deren Bruder ich bin; ich habe die Pflicht, alles zu versuchen, diese Gefangenen zu befreien. Da gerät auch der Delprinz in meine Hand. Ich nehme ihm die Anweisung ab und gebe sie Euch.“

Der Bankier sah den jungen Indianer, der mit einer solchen Bestimmtheit und Sicherheit sprach, erstaunt an und fragte ihn: „Die Navajos wollt Ihr befreien, mein kleiner Sir? Wißt Ihr denn die Zahl der Nijoras?“

„Es sind nur dreißig.“

„Nur?! Und Ihr, Ihr allein wollt es mit ihnen aufnehmen?“

„Ich fürchte mich nicht vor ihnen. Uebrigens werde ich gar nicht allein sein. Ich suche die Krieger meines Stammes auf.“

„Wißt Ihr denn, wo diese sich befinden?“

„Sie sind hier. Es gibt acht Navajospäher; daraus

ist zu schließen, daß unsre Krieger nicht fern von hier zu suchen sind.“

„Aber ehe Ihr sie findet, vergeht die Zeit und die Nijoras werden indessen entkommen!“

„Die entkommen nicht,“ fiel da Old Shatterhand ein. „Wir sind ja hier. Was sagt mein Bruder Winnetou zu meinem Entschluß?“

Er hatte diesen Entschluß noch mit keinem Wort bezeichnet, dennoch antwortete der Apatſche, ihn erratend, sofort: „Er ist gut. Wir werden den Nijoras folgen, die Nabajos befreien und dem Delprinzen den Zettel abnehmen.“

„Danke Euch, danke Euch!“ rief Rollins jubelnd aus. „Wenn Ihr dies sagt, so ist es gewiß, daß ich die Anweisung zurückerhalte und also mein Geld rette. Aber wann brechen wir auf? Natürlich sofort, meine Herren?“

„Sobald wie möglich,“ antwortete Old Shatterhand. „Erst wollen wir uns diese Höhle auch einmal ansehen, und dann wird Winnetou mich nach der Stelle im Wald führen, wo die Nijoras mit ihren Gefangenen gelagert haben.“

Nun erst wurde das Innere der Höhle untersucht. Sie war keine künstlich hergestellte, sondern eine natürliche, ausgewaschen durch die vom Hochwald durch den Felsen sickernde Feuchtigkeit, die von hier aus ihren Abfluß in den See gefunden hatte. Daher der Sand und Steingruß, der in einem schmalen Streifen von der Höhle aus nach dem „finstern Wasser“ führte. Man fand vierzig leere Petroleumfässer, einige Säcken und ein Beil, weiter nichts. Zwei der Fässer wurden zer schlagen; ihre Trümmer sollten mitgenommen werden, weil sie ein vorzügliches Feuermaterial lieferten, falls man in eine Gegend kam, wo kein Holz zu finden war.

Dann gingen Winnetou und Old Shatterhand fort, um die Lagerstätte der Nijoras zu untersuchen. Die andern lagerten sich im Gras, um auf die Rückkehr dieser beiden zu warten. Sie bildeten da verschiedene kleine Gruppen, so wie die einzelnen sich gerade zusammenfanden. Bei allen war das Thema des Gespräches eines und dasselbe: die Erlebnisse der letzten Tage und daß man die Rettung aller nur Old Shatterhand und Winnetou zu verdanken hätte. Das Lob dieser beiden Männer floß von allen Lippen.

Besonders mußte der Hobbler-Frank von ihnen zu erzählen. Er saß bei den deutschen Auswanderern und berichtete in seiner drastischen Weise einige Ereignisse aus seinem Zusammenleben mit Old Shatterhand und Winnetou. Der Kantor hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und benützte eine Pause, welche Frank machte, zu der Bemerkung: „Das ist es, was ich brauche! Solche Taten will ich auf die Bühne bringen; die geben die Wirkung, die ich beabsichtige! Aber es ist eine Schwierigkeit dabei, die zu überwinden Sie mir vielleicht helfen können, Herr Hobbler-Frank.“

„Was für eene is das denn? Ich liebe nämlich grad die Schwierigkeiten. Für so was Leichtes kann ich mich nich gut erwärmen. Was aber schwer is, was Mühe macht und Anstrennung kostet, das is zu jeder Zeit mein Lieblingsfach gewesen. Also wenden Sie sich getroßt an mich, Herr Kantor emeriticus! Was meenen Sie für eene Schwierigkeit?“

„Om! Haben Sie vielleicht einmal Old Shatterhand oder Winnetou singen hören?“

„Singen? Ne!“

„Aber diese beiden Männer können doch singen? Oder meinen Sie nicht?“

„Ob sie singen können! Was das für eene Frage is! Schämen Sie sich denn nicht, so was zu denken oder gar auszusprechen? Ich sage Ihnen, diese zwoe beeden Männer können alles, mag es heißen, wie es will, also ooch singen.“

„Werden Sie nur nicht so grob, Herr Hobble-Frank! Ich habe es ja nicht böß gemeint. Was denken Sie, würde Old Shatterhand vielleicht einmal singen, wenn ich ihn darum bäte?“

„Om!“ brummte Hobble-Frank, indem er ein zweifelndes Gesicht machte.

„Und Winnetou?“

„Der off alle Fälle nicht. Er ist in allen Sachen groß, und so bin ich überzeugt, daß er ooch een ganz bedeutender Sänger is; aber wenn ich offen sprechen soll, so kann ich ihn mir gar nicht singend vorschstellen.“

„Wirklich nicht?“

„Ne. Denken Sie sich doch mal diesen berühmten Hürpling mit geschpreizten Beenen und weit offgeschnapptem Mund im Konzertsaal stehend mit dem herrlichen Gesang: ‚Guter Mond, du gehst so schtille hinter Nachbars Birnboom hin!‘ Können Sie ihn sich off diese Weise ausmalen?“

„Was Sie da sagen, ist nicht ganz ohne. Aber die Indianer singen doch jedenfalls auch!“

„Natürlich. Ich habe schon verschiedene singen hören.“

„Wie Klang es denn? Was fangen sie? War es einstimmig oder mehrstimmig? Es ist mir sehr wichtig, das von Ihnen zu erfahren.“

„Hören Sie, das is nu wieder so eene seltsame Frage! Wenn eener singt, so is es doch allemal een schtimmig. Oder denken Sie etwa, daß een eenzel-

ner Mann achtschtimmig singen kann? Und wenn zwölfte singen, so is es zwölfschtimmig; das muß doch jeder Schangdarm einsehen. Wie es gellungen hat, wollen Sie wissen? Na, nich ganz so wie bei den großen Komponisten Mozart, Galvani und Correggio. Es is nich leicht, es zu beschreiben. Denken Sie sich eenen großen Schmiedeblosebalg, worin een Eisbär, een Truthahn und drei junge Schweine shteden; fangen Sie an, den Balg zu ziehen und zu drücken, dann werden Sie wahrscheinlich etwas zu hören bekommen, was grad so klingt wie eene echte, indianische Operette! Haben Sie mich verstanden?"

„Jatwohl. Ihr Beispiel ist ja deutlich genug.“

„Na, was wollen Sie denn mit Old Shatterhand und Winnetou? Warum sollen diese singen?"

„Weil ich wissen möchte, was für Stimmen sie haben.“

„Gute Shtimmen natürlich, sehr schöne Shtimmen sogar. Denn das Gegenteel davon zu denken, das wäre eene Beleidigung für sie.“

„Ob gut oder nicht, das meine ich nicht. Ich wollte wissen, ob sie Tenor, Bariton oder Bass singen.“

„Müssen Sie das denn so notwendig wissen?"

„Ja. Sie sollen doch die Haupthelden meiner Oper sein; also muß ich ihre Stimmnlage wissen.“

„Unfinn! Ihre Shtimmnlage! Die Shtimme liegt allemal in der Kehle. Wo soll sie denn sonst liegen? Ich habe noch keenen Menschen gesehen, der mit dem Magen oder mit dem Ellbogen gesungen hat. Das sollten Sie doch wissen, wenn Sie eene zwölfartige Oper komprimieren wollen. Und ooch das muß ich an Ihnen rügen, daß Sie das vorher wissen wollen. Das is doch gar nich notwendig. Old Shatterhand und Winnetou sollen off-

treten und singen; gut; warten Sie das einfach ab, so werden Sie gleich hören, ob sie Tenor, Baß oder Bariton singen! Es ist doch gar nicht notwendig, sich schon vorher darum zu kümmern.“

Sie irren sich. Ich habe doch das, was gesungen werden soll, vorher zu komponieren!“

„Natürlich! Das ist ja Ihre Schuldigkeit als Komponist.“

„Also muß ich doch wissen, ob ich den Gesang in den Baß oder den Tenor legen soll.“

„Legen Sie ihn in die Partitur; da gehört er hin! Der Kapellmeister wird ihn nachher finden, wenn er sich off Musik versteht, was ich doch hoffen will.“

„Aber,“ erklärte der Kantor eifrig, „eben bevor ich an der Partitur arbeite, muß ich doch wissen, in welcher Stimmlage — —“

„So lassen Sie mich doch mit Ihrer Stimmlage in Ruhe!“ unterbrach ihn Frank, zornig werdend. „Ich habe doch schon gesagt, daß die in der Gurgel liegt! Sie besitzen doch auch so eine Art von Menschenverständnis; also ist es doch eigentlich gar nicht notwendig, daß Sie sich das zweimal sagen lassen! Merken Sie sich das, daß die wahre Weisheit nie wiederholt zu werden braucht!“

Der Kantor öffnete den Mund zu einer Gegenrede; darum fuhr Hubble-Frank sehr schnell fort: „Schweigen Sie! Lassen Sie mich ausschprechen! Der Rat, den ich Ihnen gebe, ist ausgezeichnet und wird Ihnen sehr viel Zeit, Sorge und Arbeit ersparen. Komprimieren Sie immer Ihre Heldenoper; um Baß und Tenor brauchen Sie sich dabei gar nicht zu kümmern, denn wenn der Vorhang offgezogen wird und die Darsteller zu singen anfangen, wird es sich ganz von selber zeigen, ob sie für den Tenor geeignet, oder zum Kontrabaß geboren worden

sind! Es muß doch jedenfalls nur den Sängern ihre Sache sein, ob sie hoch oder niedrig singen wollen. Ich wenigstens ließe mir keinen Tenor vorschreiben, wenn ich eenen Violonbaß in der Gurgel hätte. Das können Sie mir glooben. Ich bin der richtige Mann, der das beurteilen kann, denn als ich damals in Moritzburg als Forstgehilfe wirkte, bin ich Mitglied des dortigen Gesangsvereins gewesen und habe sogar den Vertrauensposten innegehabt, allemal nach der Übungsstunde die Notenbücher und den Taktstock einzuschließen, was doch was zu bedeuten hat!“

Hobble-Frant wäre in seiner eifrigen Rede gern fortgefahren; aber da kehrten Winnetou und Old Shatterhand zurück, und der letztere gebot den Lagernden, sich zum Aufbruch zu rüsten; er teilte den Westmännern mit: „Wir sind den Spuren der Nijoras eine Strecke weit gefolgt. Sie scheinen nach dem Shellyfluß zu wollen, was uns sehr lieb sein muß, da dieser auch in unserer Richtung liegt.“

Elftes Kapitel.

In der Gewalt der Nijoras.

Der Trupp setzte sich in Bewegung. Den Eingang der Höhle wieder zuzuschütten, hätte keinen Zweck gehabt; man ließ sie offen.

Nachdem man die Schlucht passiert hatte, lenkte Winnetou, der an der Spitze ritt, nach dem Walde, wo die Nijoras die Nacht zugebracht hatten. Man kam auf ihre Fährte; sie führte zur Höhe empor und dann jenseits in ein langes Thal hinab, das auf eine ebene Savanne mündete; letztere besaß eine solche Ausdehnung, daß man ihre Grenzen nicht sehen konnte. Die Spur der Indianer führte in schnurgerader Richtung in diese Ebene hinein.

Hier brauchte man nicht besorgt zu sein, un erwartet auf Feinde zu treffen; denn es wäre jede Annäherung schon von weitem zu bemerken gewesen. Darum duldeten es die beiden Führer, daß ihre Gefährten sich ganz nach ihrem Belieben bewegten und sich laut miteinander unterhielten.

Der Skantor war durch die Auskunft, um die er den Hobble-Frank gebeten hatte, nicht befriedigt worden; darum machte er sich an dessen Seite und fragte: „Herr

Hobble-Frant, würden Sie mir einen Gefallen erweisen?"

„Warum denn nicht? Aber was für eenen denn?"

„Ich habe bemerkt, daß Sie bei Old Shatterhand gut stehen. Ihnen erfüllt er vielleicht den Wunsch, mit dem er mich abweisen würde. Ersuchen Sie ihn doch einmal, ein Lied zu singen, und wenn es auch nur eine einzige Strophe wäre! Wollen Sie das?"

„Ne, lieber Freund, ich will nicht! Das kann ich ihm wirklich nicht zumuten; da würde er mich schön heimgleuchten, hörnse mal! Versuchen Sie es nur hübsch selber; ich will mir da die Finger nicht verbrennen. Uebrigens, Sie reden nur immer von der Musik Ihrer Oper, aber nicht von dem Text dazu. Haben Sie den schon?"

„Nein.“

„Na, da is aber keene Zeit zu verlieren. Wenden Sie sich schleunigst an eenen Dichter, der das nötige Talent besitzt!"

„Ich gedente selbst den Text fertig zu bringen. Uebrigens würde ich hier vergeblich nach einem Dichter suchen.“

„So? I der Taufend! Sie denken also wohl, es is keener da?"

„Ja.“

„Hören Sie, da geben Sie sich einer optischen Täuschung hin, die ich Ihnen kurieren muß. Es is nämlich een Dichter unter uns.“

„Wirklich? Wen meinen Sie denn?"

Da wies Hobble-Frant mit dem Zeigefinger auf sich selbst und ließ mit bedeutender Wucht das eine kleine Wörtchen hören: „Mich“.

„Ah, sich selbst meinen Sie? Sie können dichten?"

„Na, und wie!"

„Unglaublich!“

„Ach was, unglöoblich! Ich kann alles! Das müssen Sie doch nu endlich bald bemerken! Sagen Sie mir een Wort, so mache ich sofort zwanzig Reime droff! In höchstens zwee oder drei Schtunden dichte ich Ihnen eenen Operntext zusammen, der sich gewaschen hat. Wenn Sie daran zweifeln, gebe ich Ihnen die Erloobnis, mich zu prüfen.“

„Sie zu prüfen? Das würden Sie mir übel nehmen.“

„Fällt mir gar nicht ein! Wie kann der Löwe oder der Adler dem Schperling etwas übel nehmen! Also schtellen Sie mir eene Offgabe; sagen Sie mir getrost, was ich dichten soll!“

„Nun wohl, machen wir einen Versuch! Denken Sie sich den ersten Akt meiner Oper! Der Vorhang rollt auf; man erblickt einen großen Urwald; in dessen Mitte liegt Winnetou am Boden und bewegt sich leise fort, um einen Feind zu beschleichen. Was würden Sie ihn dabei singen lassen?“

„Singen? Gar nischt, natürlich!“

„Nichts? Warum? Er muß doch etwas singen. Wenn der Vorhang aufgeht, will das Publikum doch etwas hören!“

„Da wäre dieses Publikum schön dumm! Winnetou — eenen Feind beschleichen — und dazu singen! Sehen Sie denn nich ein, daß der Feind das hören und also ausreißen würde?“

„Ja, hier im wilden Westen. Aber wir reden doch von der Bühne. Er muß singen, unbedingt singen!“

„Na, wenn er wirklich muß, wenn es so unbedingt notwendig is, daß er seine Schtimme erschallen läßt, so mag er meinetwegen singen.“

„Aber welche Worte? Das Publikum kennt ihn noch nicht; sein Gesang muß also sagen, wer er ist.“

„Schön! Bin schon fertig. Er kriecht also an der Erde hin und singt dazu:

Ich bin der große Winnetou,
In Amerika geboren,
Habe Dogen, und dazu
Rechts und links zwei scharfe Ohren,
Kriechе auf dem Bauch im Grase,
Rieche alles mit der Nase.“

Als er diese Reime vorgetragen hatte, richtete er auf den Kantor einen triumphierenden Blick, als ob er nun die höchste Anerkennung erwarte. Als der Emeritus aber schwieg, fragte er: „Na was sagen Sie dazu? Sind Sie begeistert oder nicht?“

„Nicht,“ gestand der Gefragte.

„Nicht? Ich hoffe doch, daß Sie das, was Sie gehört haben, hochachtungsvoll zu schätzen wissen? Geben Sie Ihr Urteil ab!“

„Ich würde Sie kränken!“

„Nee. Es gibt keen Geschöpf unter mir, das mich kränken könnte. Ich schwebе geistreich oben drüber!“

„Gut, so sollen Sie erfahren, daß Sie Knüttelverse gemacht haben. Daß Winnetou in Amerika geboren ist, daß er Augen hat, daß er alles mit der Nase, nicht aber mit den Ohren riecht, daß diese letzteren sich links und rechts an seinem Kopf befinden, daß er nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Bauch kriecht — — das ist ja so selbstverständlich, daß man es gar nicht zu sagen und noch viel weniger zu singen braucht. Also bitte, machen Sie einen andern Reim!“

Als der Hubble-Frank dieses Urteil hörte, wurden seine Augen immer größer, seine Brauen stiegen empor;

er räusperte sich, als ob er glaube, nicht richtig gehört zu haben, öffnete dann den Mund und brach los: „Was sagen Sie da? Was haben Sie gesprochen? Was für Zeug hätte ich gemacht? Knüttelversche, meenen Sie?“

„Ja; so pflegt man solche Verse zu nennen, Herr Hobble-Frank,“ antwortete der Kantor unbefangen.

„Knüttelversche, Knüttelversche! Hat man schon jemals so was gehört! Ich, der berühmte Prairiejäger, Westmann und Hobble-Frank, habe Knüttelversche gemacht! Da hört denn doch alles und verschiedenes off! Das hat mir noch keen Mensch gesagt, keen einziger Mensch! Ercht fordern Sie mich off, zu sagen, wer Winnetou is und was er will, und als ich es dann sage, sagen Sie, es wäre überflüssig gewesen, das zu sagen! Ich aber sage Ihnen, daß Sie selber überflüssig sind! Warum sind Sie nich mehr im Amte? Weil Sie überflüssig sind, een abgeschiedener und vorübergeschwundener Emeritikus. Ich aber befinde mich noch mitten in meinem Beruf als Prairiejäger und wohne für Sie von jetzt an im Lande der seligen Geister und olympischen Schpielkameraden, an die Sie nie nich herankommen können!“

Er gab seinem Pferd die Sporen und galoppierte davon, in die Savanne hinein.

„Halt, Frank, wo willst du hin?“ rief die Tante Droll ihm nach.

„Ueber euren geistigen Horizont hinaus,“ antwortete er zurüd.

„Da halte dich nur fest und fall drüben nich über den Horizont hinab!“

Der kleine, zornige Kerl wäre wohl noch weiter fortgeritten, wenn ihm nicht Old Shatterhand gebie-

terisch zugerufen hätte, zurückzukehren. Er gehorchte und machte sich an Drolls Seite.

„Was war denn los?“ fragte dieser. „Du machst ja een ganz wütendes Gesicht. Hast du dich wieder mal geärgert?“

„Schweig! Empöre dich nicht gegen meine Nachsicht und renitente Duldsamkeit! Ich bin off eene Weise verkannt worden, daß mit alle meine Haare ins Gebirge scheitigen.“

„Von wem?“

„Vom früheren Kantorei- und Orgelspieler.“

„Er hat dich beleidigt?“

„Im höchsten Grad nach Celsius!“

„Womit?“

„Das brauchst du nicht zu wissen, du alte, dicke, neugierige Tante!“

Droll lachte leise vor sich hin und schwieg. Er wußte, daß es am besten sei, den Hobble-Frank seinem Zorn, der immer bald zu verirauchen pflegte, ruhig zu überlassen.

Die Savanne, auf der sie ritten, hatte man schon nach einer Stunde hinter sich; dann war das Gras und mit ihm jeder andre Pflanzenwuchs verschwunden, und der Boden bestand meist aus hartem Fels, auf dem kein Gewächs zu leben vermochte. Man befand sich auf dem Plateau des Koloradoflusses, das an diesem und seinen Nebenflüssen in steile Schluchten und Canons abfällt. Hier mußte man sehr scharfe Augen besitzen, wenn man die Spur der Nijoras nicht verlieren wollte.

Um die Mitte des Tages wurde der Frauen und Kinder wegen halt gemacht. Man gönnte ihnen eine Ruhe von zwei Stunden; dann ging es wieder vorwärts,

bis gegen Abend der Apatſche anhielt und wieder vom Pferd ſtieg. Old Shatterhand tat daſſelbe.

„Warum hier halten?“ fragte Sam Hatwens. „Wollen wir an dieſer öden Stelle, die ſich gar nicht dazu eignet, die Nacht verbringen?“

„Nein,“ antwortete der Apatſche. „Die Vorſicht gebietet uns, hier zu warten, bis es dunkel iſt.“

„Warum?“

„Weil wir nur noch eine halbe Stunde bis zum Chelly zu reiten haben. Dort gibt es Wald, worin die Nijoras wahrſcheinlich lagern werden. Da die Gegend eben iſt, würden ſie uns kommen ſehen, und ſich verſteden. Darum müſſen wir warten, bis es Nacht geworden iſt und ſie uns nicht bemerken können.“

„Aber dann können wir auch ſie nicht ſehen!“

„Wir werden ſie finden, wenn nicht heut, ſo morgen ganz gewiß.“

Die andern ſtiegen nun auch ab und lagerten ſich im Kreiſe. Am nördlichen Horizont ſah man einige Geier ſchweben. Sie zogen ſehr enge Kreiſe. Old Shatterhand machte auf dieſe Vögel aufmerkſam und ſagte: „Wo Geier ſind, gibt es entweder Aas oder ſonſtiges Futter. Sie fliegen nicht fort, ſondern bleiben an derſelben Stelle; es gibt alſo dort Beute für ſie. Ich vermute, daß die Nijoras dort ihr Lager haben.“

„Mein weißer Bruder hat es erraten,“ ſtimmte Winnetou bei. „Dieſe Vögel zeigen uns den Weg. Wir werden das Lager noch heut beſchleichen.“

„Müſſen dabei aber ſehr vorſichtig ſein. Dieſe dreißig Nijoras haben den weiten Weg von dem Gloomywater bis zum Chelly ohne Aufenthalt zurückgelegt. Wenn Kundschafter dies tun, weiß man, was es zu bedeuten hat: ſie ſind dahin zurückgekehrt, von wo ſie ausgegan-

gen sind. Ich vermute also, daß dort am Chelly alle Krieger des Nijorastammes versammelt sind, um den Zug gegen die Navajos zu beginnen.“

„Dann wären ihnen die Gefangenen abgeliefert worden,“ meinte Hawkens, „und es wäre nun doppelt schwer und gefährlich, sie zu befreien.“

„Sie werden frei,“ sagte Winnetou in seiner bestimmten Weise; „nur darf auf unserer Seite keine Unvorsichtigkeit vorkommen.“

Als es so weit war, daß man nach einer Viertelstunde die Dämmerung erwarten konnte, wurde weiter geritten. Noch ehe es zu dunkeln begann, sah man, daß der Horizont sich im Norden wie ein schwarzer Strich abzeichnete.

„Das ist der Wald des Chellyflusses,“ erklärte Old Shatterhand. „Bleibt hier halten! Ich werde allein weiter reiten, bis ich ihn durch mein Fernrohr absuchen kann. Ein einzelner Reiter kann von dort aus nicht so leicht bemerkt werden wie ein ganzer Trupp.“

Er trabte fort und hielt dann an. Man sah, daß er sein Rohr nach dem Walde richtete. Dann kehrte er zurück und sagte: „Ihr müßt wissen, daß der Chellyfluß jetzt Wasser hat. Er fließt da, wohin wir wollen, in einem tiefen Tal, dessen steile Seiten Wald tragen; da aber die verdunstende Feuchtigkeit nur in dem Tal, nicht über dasselbe hinaus zu wirken vermag, reicht dieser Wald nur bis zum Rande des Tals herauf, nicht aber in die Ebene hinein. Er bildet oben einen sehr schmalen Saum, den ich mit meinem Fernrohr abgesucht habe. Wenn die Nijoras da oben lagerten, hätte ich sie sehen müssen. Sie werden sich sonach unten in der Tiefe, am Fluß, befinden. Reiten wir also vorwärts!“

Die Dämmerung ist in jenen Gegenden sehr kurz;

es wurde schnell dunkel, und nun konnte man sicher sein, vom Rande des Flußtales aus nicht gesehen zu werden. Nur eine kleine Viertelstunde später hörte man an den Fußritten der Pferde, daß der Boden grasig geworden war, und gleich darauf erreichte man den Saum des Waldes. Hier wurde angehalten und abgestiegen.

Ein Feuer anzubrennen, davon konnte keine Rede sein. Man mußte der Nähe der Indianer wegen im Dunkeln und zugleich so fern von ihnen bleiben, daß, falls vielleicht ein Pferd wieherte, sie dies nicht hören konnten. Dazu war natürlich notwendig, zu wissen, wo sie sich befanden. Old Shatterhand und Winnetou waren überzeugt, gar nicht fern von der Gegend zu sein, über der die Geier geschwebt hatten; die Indianer mußten also ziemlich nahe sein. Die beiden Genannten gingen fort, um auszuspähen. Sie drangen in den Wald ein, und es verging weit über eine halbe Stunde, ehe einer von ihnen, nämlich Old Shatterhand, zurückkehrte.

„Wir befinden uns gerade an der richtigen Stelle; es ist wirklich zu loben, mit welchem Scharfsinn der Apatſche uns geleitet hat. Der Rand des Waldes ist hier kaum dreißig Schritte breit; dann steigt er in das Tal hinab. Wir sind ziemlich weit hinuntergestiegen, was bei dieser Dunkelheit keine leichte Sache war, und sahen dann Feuer; wir zählten drei, doch ist es möglich, daß noch mehrere brennen, die wir nicht sehen konnten. Aus dieser Zahl der Feuer ist zu schließen, daß sich nicht nur die dreißig Rundscharfer, sondern alle Kriegsmannschaften der Nijoras da unten befinden. Wir werden, wenn wir den Gefangenen loshelfen wollen, einen schweren Stand haben.“

„Und wo ist Winnetou?“ fragte Did Stone.

„Ich kehrte zurück, um euch Bericht zu erstatten.“

Wenn wir beide länger fortblieben, könntet ihr euch leicht beunruhigen. Der Apatſche iſt vollends hinunter, um ſich genau umzuſehen. Ich denke, daß wir ihn vor Verlauf einer Stunde nicht zurückerwarten können. Der Boden iſt ſehr ſchwierig, und ein Lager zu umſchleichen, wo ſo viele Feuer brennen, das erfordert große Behuſamkeit und lange Zeit.“

Es zeigte ſich, daß er noch zu wenig geſagt hatte, denn es vergingen faſt zwei volle Stunden, biß der Apatſche ſich wieder ſehen ließ. Er ſetzte ſich zu Old Shatterhand nieder und ſagte: „Winnnetou hat außer den drei Feuern noch zwei weitere geſehen; es ſind alſo fünf, an denen wohl über dreihundert Nijoras lagern.“

„Alſo ganz, wie wir dachten. Wer iſt der Anführer? Haſt du ihn entdeckt?“

„Ja. Es iſt Mokaſchi, den du auch kennſt.“

„Der Büffel, ein Krieger, den ich achte. Wenn wir als Freunde kämen, würde er uns gewiß nicht feindlich empfangen.“

„Da wir die Gefangenen befreien wollen, ſind wir ſeine Feinde und dürfen uns nicht vor ihm und ſeinen Beuten ſehen laſſen. Mein Auge hat die Gefangenen erblickt.“

„Alle?“

„Ja, acht Navajoſ und die drei Bleichgeſichter. Sie liegen an einem der Feuer und ſind von einem doppelten Kreis von Kriegern umgeben.“

„O wehe! Da iſt es ſchwer, ſie herauszuholen!“

„Es iſt nicht nur ſchwer, ſondern geradezu unmöglich. Wir können heut nichts tun, ſondern müſſen warten biß morgen.“

„Ich ſtimme meinem roten Bruder bei. Es wäre

Tollheit, unser Leben zu wagen, wenn der Erfolg so außerordentlich unsicher ist.“

„Erlaubt mir, zu sagen, daß ich diesen Entschluß nicht begreife,“ sprach Hawkins. „Meint ihr, daß wir morgen mehr erreichen werden als heut?“

„Gewiß.“

„Zwiefeln? Die Aussichten werden da auch nicht besser sein als heut.“

„O doch! Ihr habt doch gleich uns die Ansicht, daß die Nijoras gegen die Navajos ziehen wollen?“

„Natürlich!“

„Glaubt Ihr, daß sie sich da mit elf Gefangenen belästigen werden?“

„Um! Es ist freilich nicht anzunehmen, daß sie diese mit sich schleppen werden.“

„Also Sie lassen sie unter Bewachung zurück. Wir warten dies ab und haben dann viel leichteres Spiel als heut.“

„Das leuchtet mir freilich ein. Daran habe ich gar nicht gedacht, wenn ich mich nicht irre. Wenn man aber nur wüßte, wann sie fortreiten werden!“

„Ich vermute, morgen.“

„Das wäre gut. Wenn sie aber noch dableiben, kommen wir in die Gefahr, von ihnen entdeckt zu werden.“

„Darauf müssen wir es allerdings ankommen lassen.“

„Freilich; aber das ist viel leichter gesagt als getan. Es gibt hier oben kein Wasser. Die Pferde haben darunter weniger zu leiden, da sie Gras finden. Aber wir! Am Gloomy-water konnten wir des Oels wegen nicht trinken; heut hat es während des ganzen Rittes auch keinen Tropfen gegeben. Wenn wir auch morgen

nicht trinken können, so wird es mir um die Ladies und um die Kinder bang; von uns selbst will ich da gar nicht sprechen.“

„O, von uns muß grad ooch geschprochen werden,“ fiel da der Hobble-Frank ein. „Wir sind einstweilen noch keene unschätzblichen Seelen, sondern Menschen, deren Schätzblichkeit een erwiesenes Faktotum is. Jedes schätzbliche Wesen aber muß Wasser haben, und ich geschtehe der Wahrheet gemä ein, ich habe eenen solchen Durst, daß ich für een paar Schlude Wasser oder een Glas Lagerbier gern drei Mark bezahlen würde.“

Da konnte sich der Kantor nicht enthalten, ihm bedauernd zu versichern: „Das tut mir außerordentlich leid, Herr Hobble-Frank. Wenn ich Wasser hätte, würde ich es gern mit Ihnen teilen.“

Er war ein sehr gutmütiger Mensch und bereute es schon seit langem, den Hobble-Frank heut geärgert zu haben. Diesem aber, der nicht weniger gutmütig war, erging es ebenso. Er sagte sich im stillen, daß er eigentlich doch wohl zu grob gegen den Kantor gewesen sei; er war also versöhnlich gestimmt, hielt es aber nicht für seiner Würde gemä, dies merken zu lassen, und antwortete also auf die Versicherung des Emeritus: „Wissen Sie denn, ob ich es von Ihnen annehmen würde?“

„Ich hoffe es!“

„Hoffen Sie das nich! So groß mein Durst is, mein Charakter is noch viel größer. Wenn Sie mir das ganze Weltmeer hierher brächten, ich rührte doch keenen Tropfen an. Wissen Sie, mit den Knüttelverschen' haben Sie sich Ihren besten Freund vor den Kopp geschtoßen. Das is een sehr schwerer Verlust für Sie; es is traurig für Sie, aber wahr, und ich kann Ihnen beim besten Willen nicht helfen.“

Das ging dem Kantor so nahe, daß er den Gedanken daran nicht wieder los wurde. Er konnte, als gegessen worden war und man sich zur Ruhe gelegt hatte, nicht einschlafen. Er fragte sich, wie es möglich sei, Frank zu versöhnen, und da kam ihm ein Gedanke, den er für ganz vorzüglich hielt, obgleich er auf einen unklugeren gar nicht hätte kommen können. Frank hatte über Durst geklagt und drei Mark für ein paar Schlude Wasser zahlen wollen. Wie nun, wenn er ihm den Durst stillte? Das mußte ihn doch sicher rühren, zumal das Herbeschaffen des Wassers nicht nur schwierig, sondern auch wohl nicht ganz gefahrlos war. Unten im Thal war der Fluß, und er, der Kantor, hatte einen ledernen Trinktbecher. Aber es war jedenfalls verboten, da hinabzusteigen. Wenn er es tun wollte, mußte es heimlich geschehen. Er richtete sich halb auf und laufchte. Sie schliefen alle außer Did Stone, der jetzt die Wache hatte; er befand sich in diesem Augenblick bei den Pferden.

Der Emeritus hatte den Sattel als Kopfstissen unter sich liegen. In der Satteltasche steckte der Becher. Er nahm ihn heraus und kroch leise fort, zwischen die Bäume hinein.

Er schlängelte sich weiter und weiter, bis er dachte, daß Did Stone ihn nun weder mehr hören noch sehen könne. Da erhob er sich und tastete sich fort. Da ging der ebene Boden zu Ende; der Wald senkte sich in das Thal hinab. Nun begannen erst die Schwierigkeiten. Er drehte sich um und begann hinabzuklettern, verkehrt, auf allen Vieren, mit den vorsichtig tastenden Füßen voran. Das ging langsam, außerordentlich langsam. Er konnte erst dann einen Fuß weitersetzen, wenn er vorher mit dem andern den Boden untersucht hatte. Es gab scharfe Steine und dornige Ranken, an denen er sich die Hände

verlehte. Er achtete nicht darauf. Je weiter er kam, desto mehr wuchs seine Begierde, das Unternehmen zu Ende zu bringen. Zurweilen verlor er den Halt unter den Füßen und rutschte streckentweit hinab. Das geschah nicht ohne Geräusch; er aber hörte vor lauter Eifer das Rollen der losgetretenen Steine und das Knicken und Knacken der brechenden Zweige gar nicht.

Jetzt sah der Emeritus die Lagerfeuer leuchten; er glaubte, das Spiel bereits gewonnen zu haben, und hastete weiter und weiter. Er kam den Feuern immer näher und näher. Er sah nicht, daß man dort aufmerksam wurde, daß fünf oder sechs Indianer, die das Geräusch hörten, aufsprangen und ihm entgegenhuschten. Sie blieben dann stehen und warteten. Er atmete so laut, daß sie es ganz deutlich hören konnten.

„Uff!“ flüsterte einer von ihnen. „Das ist kein Tier, sondern ein Mensch!“

„Ob mehrere?“ fragte ein anderer.

„Nein, nur einer. Ergreifen wir ihn, ohne ihn zu töten!“

Jetzt war er ganz nahe bei ihnen. Sie bückten sich nieder, um ihn gegen die Feuer vor ihre Augen zu bekommen. Sie sahen ihn; sie überzeugten sich, daß er allein war, und streckten nun die Hände nach ihm aus. Als er sich so plötzlich ergriffen fühlte, erschrak er so furchtbar, daß er keinen Laut hervorbrachte. Man rief ihm einige Worte zu, die er aber nicht verstand; desto besser aber verstand er die Sprache der Messer, deren Spitzen ihm, wie er fühlte, auf die Brust gesetzt wurden. Es fiel ihm gar nicht ein, sich zu wehren; er folgte, als er fortgezogen wurde, ohne allen Widerstand. Man kann sich denken, welches Aufsehen sein Erscheinen im

Lager erregte; aber dieses Aufsehen war kein lärmendes. Ein Weißer hatte sich herbeigeschlichen und war ergriffen worden. Er konnte nicht allein hier in der Gegend sein; er mußte Gefährten bei sich haben, die sich in der Nähe befanden; man mußte also jeden Lärm vermeiden.

Es hatte sich sofort ein Kreis von Roten um ihn gebildet; keiner von ihnen sprach ein Wort. Bei ihm, in der Mitte dieses Kreises, stand Molaschi, der Häuptling. Dieser tat vor allen Dingen das, was ein jeder umsichtige Anführer tun mußte: er schickte einige Späher aus, welche die Umgebung des Lagers absuchen mußten. Dann fragte er den Gefangenen nach seinem Namen und seinen Absichten. Der Kantor verstand kein Wort und sagte, was er sagen zu müssen glaubte, in deutscher Sprache. Da meinte der Häuptling: „Er kennt unsere Sprache nicht, und wir verstehen die seinige nicht. Wir wollen ihn den drei gefangenen Bleichgesichtern zeigen, vielleicht ist er ihnen bekannt.“

Der Kreis öffnete sich und der Emeritus wurde nach dem Feuer geführt, wo die Gefangenen lagerten. Als diese ihn erblickten, rief Pollar überrascht aus: „Der deutsche Kantor! Der verrückte Kerl! Dieser hirnverbrannte Mensch muß aus dem Pueblo, wo er gefangen war, entkommen sein!“

Er hatte das in einem Gemisch von Englisch und Indianisch gesagt, das der Kantor nicht verstand. Doch bemerkte dieser, daß die Worte ihm galten, er erkannte den einstigen Führer der Auswandererkarawane und sagte in deutscher Sprache, deren Pollar mächtig war: „Hallo! Das ist ja unser Wegweiser! Und gar gefesselt! Herr Pollar, wie sind Sie denn in diese scheußliche Lage gekommen? Ich freue mich natürlich außerordentlich, Sie wiederzusehen.“

„Diese Kerls haben uns gefangen genommen,“ antwortete der Gefragte.

Da aber fiel der Häuptling schnell und drohend ein: „Ihr sollt nicht reden, was ich nicht verstehe! Wollt ihr etwa unsre Messer in die Leiber haben? Kennst du diesen Mann?“

„Ja. Es ist ein Mann aus Deutschland.“

„Deutschland? Ist dies das Land, wo Old Shatterhand geboren wurde?“

„Ja.“

„So ist er wohl auch ein berühmter Jäger?“

„Nein. Er versteht es nicht, eine Waffe zu führen. Er will Musik machen und singen. Er ist verrückt.“

Sofort betrachtete der Häuptling den Kantor mit viel weniger feindseligen Augen. Es gibt viele wilde Völkerschaften, welche die Wahnsinnigen nicht nur nicht bedauern oder gar verachten, sondern ihnen sogar Verehrung zollen. Sie sind der Ansicht, daß ein Geist, ein überirdisches Wesen von dem Irren Besitz ergriffen habe. Auch mehrere Stämme der Indianer huldigen dieser Anschauung und wagen es nicht, sich an einem Wahnsinnigen, selbst wenn er einem feindlichen Volk angehört, zu vergreifen. Darum erkundigte sich der Häuptling weiter: „Weißt du es genau, daß dieser Mann nicht mehr bei seinen Sinnen ist?“

„Sehr genau,“ antwortete Poller, dem der Gedanke kam, daß er daraus vielleicht Vorteil ziehen könne. „Ich bin ja lange Zeit mit ihm und seinen Begleitern geritten.“

„Wer waren diese?“

„Auch Deutsche, welche herübergekommen sind, sich Land zu kaufen, das den roten Männern gehört.“

„Das hat ihnen der böse Geist eingegeben; denn

wenn sie Land kaufen, so wird es uns gestohlen, und nicht wir, sondern die Länderdiebe bekommen das Geld. Jeder, der in diese Gegend kommt, um Land zu kaufen, ist unser Feind. Will dieser Mann auch welches haben?"

„Nein. Er will die roten Männer und Helden kennen lernen und dann in sein Vaterland zurückkehren, um Sieder über sie zu singen.“

„So ist er uns ja gar nicht gefährlich. Ich werde ihm erlauben, zu singen, so viel er will. Wo aber sind seine Begleiter?"

„Ich weiß es nicht.“

„So frage ihn!"

„Das kann ich nicht.“

„Warum?"

„Weil du uns verboten hast, zu sprechen, was du nicht verstehst. Er redet nur die Sprache seines Landes; in dieser also müßte ich mit ihm reden, und dann bekäme ich, wie du gesagt hast, eure Messer in den Leib.“

„Wenn dies wahr ist, so mußt du freilich in seiner Sprache mit ihm reden; ich erlaube es dir.“

„Daran tust du wohl; denn ich vermute, daß du dann sehr wichtige Dinge durch mich erfahren wirst.“

„Welche Dinge?"

„Die Auswanderer, zu denen er gehört, sind nicht allein. Es sind berühmte Jäger bei ihnen, die sich vielleicht hier in der Nähe befinden. Sie müssen da sein, denn ich könnte nicht begreifen, wie er, der nichts versteht und wahnsinnig ist, ganz allein hierherkommen könnte.“

„Uff! Berühmte Jäger! Meinst du etwa Bleichgesichter?"

„Ja! Sam Hawks, Dick Stone, Will Parker, Droll, Hobble-Frank und vielleicht auch noch andre.“

„Uff, uff, uff! Das sind lauter berühmte Namen. Diese Männer sind zwar nie unsre Feinde gewesen, aber jetzt, wo der Tomahawk des Krieges ausgegraben ist, muß man zehnfach vorsichtig sein. Ich will wissen, wo sie sich befinden. Aber hüte dich, mir eine Lüge zu sagen! Sobald eine Unwahrheit aus deinem Munde kommt, seid ihr verloren.“

„Sorge nicht! Du hast uns feindlich behandelt; aber ich werde dir trotzdem beweisen, daß wir eure Freunde sind. Ich kann dir diesen Beweis sogar schon jetzt gleich liefern, indem ich dir sage, daß wir uns bemüht haben, diese weißen Krieger für euch unschädlich zu machen.“

„Wie könntet ihr dies angefangen haben?“

„Wir haben sie in das Pueblo des Häuptlings Ka Maku gelockt.“

„Uff! Ka Maku ist unser Bruder. Sind sie zu ihm gekommen?“

„Ja. Er hat sie alle gefangen genommen, die weißen Jäger, die Auswanderer und ihre Frauen und Kinder.“

„Auch diesen wahnsinnigen Mann hier?“

„Ja.“

„Und jetzt befindet er sich bei uns! Er kann den weiten Weg unmöglich allein gemacht haben. Ich muß wissen, welche Leute bei ihm sind und wo sie sich in diesem Augenblick befinden.“

„Soll ich ihn fragen?“

„Ja. Doch hüte dich, mich betrügen zu wollen! Was du mir auch sagen magst, ich werde dir kein Wort eher glauben, als bis ich mich von dessen Wahrheit überzeugt habe.“

Nun wendete sich Poller an den Kantor und forderte ihn auf, zu erzählen.

Nach einigem Widerstreben berichtete dieser, ohne sich darum zu kümmern, wie Poller gehandelt hatte und daß er ihn als Feind zu betrachten habe. Der frühere Führer der Auswanderer hörte mit Staunen von Old Shatterhand und Winnetou. Die Erzählung des Emeritus wurde von dem mißtrauischen Häuptling unterbrochen, der das lange Zwiegespräch, wovon er kein Wort verstand, nicht dulden wollte. Poller aber beruhigte ihn mit der Versicherung: „Ich erfahre da Dinge, die für dich sehr wichtig sind. Ich muß diesen Verrückten ausfragen, was lange Zeit erfordert, weil sein Verstand nicht mehr ganz bei ihm ist. Laß mich also nur sprechen; du wirst dann später sehen, daß ich jetzt als Freund von euch handle.“

Endlich war der Skantor mit seiner Erzählung fertig; Poller wußte alles und wendete sich an den Häuptling: „Das Wichtigste sollst du gleich zuerst erfahren: da oben auf der Höhe befinden sich Winnetou und Old Shatterhand!“

„Uff, uff! Du redest die Wahrheit?“

„Es ist so, wie ich sage. Sie sind gekommen, euch zu überfallen.“

„Da werden sie sterben müssen. Woher kommen sie; wo stecken sie, und wie viele Leute sind bei ihnen?“

Poller gab ihm genaue Auskunft, denn es fiel ihm gar nicht ein, den Häuptling zu belügen und irre zu führen. Er rechnete auf die Dankbarkeit der Roten. Die hervorragendsten Krieger derselben standen in der Nähe und hörten Pollers Worte. Als dieser mit seinen Mitteilungen zu Ende war, blickte der Häuptling eine Zeitlang sinnend vor sich nieder und sagte dann, zu den Indianern gewendet: „Meine Brüder haben gehört, was dieses Bleichgesicht gesprochen hat. Aber die Zungen der Weißen haben zwei Spitzen, von denen die eine mit

Trug und die andre mit Falschheit endet. Wir müssen uns überzeugen, ob unsre Ohren die Wahrheit oder die Lüge vernommen haben. Es mögen also Kundschafter, die ich jetzt auswählen werde, zur Höhe steigen.“

Er ging von Feuer zu Feuer, um die Krieger zu bezeichnen, die er für befähigt hielt, Leute wie Winnetou und Old Shatterhand zu beschleichen; dann sah man diese, nur mit ihren Messern bewaffnet, sich vorsichtig entfernen. Hierauf kam der Häuptling zu Poller zurück und sagte, auf den Kantor zeigend: „Da dieses Bleichgesicht von einem Geist, der nichts verlangt, als singen zu dürfen, besessen ist, so soll ihm von uns nichts Böses geschehen. Er wird ungefesselt hin und her gehen können, wie es ihm beliebt; aber sobald es ihm einfallen sollte, zu entfliehen, bekommt er eine Kugel. Sag ihm das!“

Poller gehorchte natürlich. Als der Emeritus es hörte, sagte er frohlockend: „Sehen Sie, daß ich recht hatte? Für einen Jünger der Kunst gibt es keine Gefahr; die Musen beschützen mich. Merken Sie sich, daß wir Komponisten keine gewöhnlichen Menschen sind!“

Poller ärgerte sich über dieses große Selbstbewußtsein und antwortete also: „Von Ihren Musen kann hier keine Rede sein. Ja, Sie stehen unter einem besonderen Schutze, aber unter einem ganz andern.“

„So? Unter welchem denn?“

„Unter dem der Verrücktheit.“

„Wer — — rückt — — heit?“ dehnte der große Musiker. „Darf ich fragen, wie Sie das meinen?“

„Warum nicht? Kein Indianer tut einem Wahnsinnigen etwas zu leide; darum können Sie hier fast ganz frei spazieren gehen.“

„Wahnsinnig? Spazieren gehen? Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß — — —“

Er sah dabei Pöller starr in das Gesicht.

„Ja, grad das will ich sagen,“ nickte dieser.

„Daß — — daß ich für wahnsinnig gehalten werde?“

„Gewiß, ganz gewiß ist das der Fall! Diese roten Leute halten Sie für verrückt!“

„Aber warum denn, aus welchem Grunde denn?“

„Weil sie nicht begreifen können, daß ein vernünftiger Mensch über das Meer und nach dem wilden Westen gehen kann, nur um über die Leute, die er da sieht, Musik zu machen.“

„Musik zu machen? Bitte sehr, Herr Pöller; Sie bedienen sich da eines vollständig falschen Ausdrucks. Musik macht' ein Bierfiedler oder Leierkastenmann; ich aber bin Komponist; ich werde eine Heldenoper von zwölf Akten komponieren, und Sie werden die Ehre haben, darin ebenfalls mit vorzukommen.“

„Danke sehr, und bitte, mich dabei auszulassen! Uebrigens haben die Indsmen gar nicht so sehr unrecht; denn wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie allerdings einen Klapps zu haben scheinen, und zwar einen nicht sehr kleinen.“

„Wie? Meinen Sie das wirklich?“

„Ja; aber Sie brauchen es mir nicht übel zu nehmen, denn bei den Indianern ist es eine Ehre, für verrückt gehalten zu werden.“

„Danke für die Ehre; danke sehr! Lieber will ich doch wie Sie gefesselt an der Erde liegen, aber für einen vernünftigen Menschen gehalten werden. Sagen Sie das dem Häuptling!“

„Fällt mir nicht ein. Der Umstand, daß Sie sich frei bewegen dürfen, kann uns von außerordentlichem Nutzen sein. Mißbrauchen Sie ihn aber nicht und kom-

men Sie ja nicht auf den Gedanken, sich zu entfernen! Man würde Sie auf der Stelle töten.“

„Bah! Das fällt keinem Menschen ein. Ich stehe unter dem Schutz der Kunst.“

„Lassen Sie doch, zum Kuckuck, Ihre Kunst aus dem Spiel! Denken Sie von sich meinetwegen, wie Sie wollen; aber denken Sie dabei auch an diejenigen, denen Sie nützlich sein können! Sehen Sie, wie der Häuptling nach uns sieht, wie er uns beobachtet? Wir dürfen nicht zu viel miteinander reden, sonst schöpft er Verdacht. Lassen Sie später ein wenig auf mich auf! Wenn ich Ihnen winkte, so habe ich Ihnen etwas mitzuteilen. Da nähern Sie sich mir so unbefangen wie möglich, sehen mich gar nicht an und bleiben in meiner Nähe stehen, bis Sie gehört haben, was ich Ihnen mitteilen will. Es wird das von großem Nutzen für Ihre Freunde sein. Wollen Sie das?“

„Ganz gern, Herr Pöller. Wir Jünger der Kunst leben zwar in einer höheren Heimat und gehören später der Nachwelt und der Geschichte an; aber ich bin keineswegs stolz darauf, und wenn ich im gewöhnlichen Leben einem Menschen nützlich sein kann, so weigere ich mich keinesfalls, von meiner Höhe herniederzusteigen.“

Pöller wäre am liebsten recht grob geworden, hielt es aber für geraten, sich zu beherrschen und sagte: „Man hat Sie entwaffnet; sehen Sie doch zu, heimlich, recht heimlich zu einem Messer zu kommen! Ich hoffe doch, daß Sie pfiffig genug sind, mir diesen Wunsch zu erfüllen?“

„Pfiffig? Na und ob! Ein Komponist ohne Pfiffigkeit ist eine absolute Unmöglichkeit. Wozu aber wollen Sie denn das Messer haben?“

Diese Frage war nun freilich kein Beweis von Pfif-

figkeit, das hätte Poller ihm gar zu gern gesagt; aber er befürchtete, ihn damit zu beleidigen, und gab ihm also die Auskunft: „Um mich und Ihre Gefährten zu befreien.“

„Die sind doch nicht gefangen!“

„Das weiß ich sehr wohl; aber man weiß doch nicht, was geschehen kann. Ich habe dem Häuptling vollständig falsch berichtet, dennoch kann der Kleinste Zufall seine Späher auf die richtige Spur bringen. Dann ist es sehr leicht möglich, daß Ihre Freunde ergriffen werden, wenn nicht etwas noch Schlimmeres geschieht. In diesem Fall würden sie nur dadurch zu retten sein, daß Sie mir heimlich ein Messer verschaffen. Ihnen zu erklären, wozu ich es haben will, dazu fehlt jetzt die Zeit. Wir dürfen nicht länger miteinander sprechen. Also, wollen Sie?“

„Ja. Wenn ich meinen Freunden damit nutzen kann, soll es mir nicht darauf ankommen, einmal den Spitzbuben zu machen, indem ich den Roten ein Messer stehle.“

Poller hatte recht gehabt, denn der Häuptling stand jetzt von dem Platz, wo er saß, auf, und kam herbei, die beiden auseinander zu treiben. Doch wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt, weil jetzt die Kundschafter zurückkehrten. Sie meldeten ihm, daß sich alles genau so verhalte, wie Poller sagte.

„Das ist sein Glück!“ meinte er. „Hätte er mich belogen, so wäre er noch in dieser Nacht getötet worden. Er hat die Bleichgesichter verraten und wird meinen, daß ich ihm dafür gnädig sein werde; da aber irrt er sich, denn ein Verräter ist schlimmer als der schlimmste Feind.“

Er ließ sich das, was die Späher erkundet hatten, auf das genaueste beschreiben und sagte dann: „Wir

werden sie im Schlaf überraschen und also wohl nicht mit ihnen zu kämpfen brauchen. Zwei Krieger von uns auf einen von ihnen, auf Winnetou aber und auf Old Shatterhand je vier; drei auch für den Posten, der Wache hält, damit er schnell und sicher überwältigt wird. Wir nehmen nicht die Gewehre, sondern nur die Messer und Tomahawks mit und Riemen dazu, die Gefangenen zu binden. So große und berühmte Krieger tötet man nicht, denn es ist ein großer Ruhm für uns, sie gefangen zu den Unsrigen zu bringen, und eine noch viel größere Schande für sie, in unsre Hände gefallen zu sein, ohne gekämpft und eine Wunde erhalten zu haben.“

Er suchte sich die zuverlässigsten und stärksten seiner Beute aus und brach mit ihnen auf. Der Mond stand über dem Thal; sein bleicher, matter Schein drang aber nicht durch die Wipfel der Bäume, unter und zwischen denen die Schar der ausgewählten Roten jetzt verschwand, um lautlos und vorsichtig den Bergeshang hinaufzuklettern.

Oben herrschte die tiefste Ruhe. Schi-So hatte bis vor kurzem Wache gestanden und war von Droll abgelöst worden. Der letztere ging, um nach dem anstrengenden Ritt wach zu bleiben, leise und langsam hin und her. Die andern schliefen alle fest, außer dem Hobbler-Frank. Dieser hatte einen aufregenden Traum, worin er sich mit dem Rantor zankte, und zwar in einer solchen Weise, daß er sich auf ihn stürzte, um ihn zu packen. Darüber wachte er auf. Er öffnete die Augen, sah den bleichen Mond über sich und war froh, daß der Streit nur ein Traum und keine Wirklichkeit gewesen war. Er drehte sich auf die andre Seite, um nach dem Emeritus zu sehen, der sich nicht weit von ihm niedergelassen hatte — er war nicht mehr da. Sollte er sein Lager nach

einer andern Stelle verlegt haben? Das war unwahrscheinlich. Frank setzte sich auf und blickte umher; er sah ihn nicht. Er zählte die Schläfer; es fehlte einer. Da weckte der Hobbler seinen Nachbar, der zufällig Sam Hawkens war, und flüsterte ihm zu: „Nimm's nicht übel, Sam, daß ich dich aus dem Schlaf reiß! Aber ich sehe den Kantor nich. Wo mag er sein? Soll ich die andern wecken?“

Sam gähnte ein wenig und antwortete dann ebenso leise: „Wecken? Nein, der Schlaf ist allen nötig. Da du mich nun doch geweckt hast und selbst auch munter bist, wollen wir die Sache allein abmachen. Der unvorsichtige Mann wird wieder mal eine Strecke fortgelaufen sein, um sich im stillen an seiner berühmten Oper zu zermartern. Komm, wollen ihn suchen!“

„In welcher Richtung?“

„Hier in den Wald und den Abhang hinunter, wo die Roten lagern, hat er sich jedenfalls nicht gewagt.“

„Nee, er is sicherlich da links in die Ebene hinausgetanzt, um den Mondschein anzusingen. Nach dieser Seite wollen wir gehn. Nehmen wir die Gewehre mit? Brauchen werden wir sie schwerlich.“

„Brauchen oder nicht brauchen, ein Westmann läßt sein Gewehr nie liegen, ich nehme meine Biddy auf jeden Fall.“

Ehe sie sich entfernten, erkundigten sie sich bei Droll, der nun auch bemerkte, daß der Emeritus fehlte, und versicherte: „Er muß schon fort sein, ehe ich meinen Posten angetreten habe; macht, daß ihr ihn findet, sonst kann's leicht eine Dummheit geben!“

„Werden ihn schon bringen, wenn ich mich nicht irre,“ nickte Sam. „Wenn wir einen Halbkreis gehen, müssen wir unbedingt auf seine Spur kommen. Der

Mond scheint zwar nicht hell, aber ich denke, daß wir sie dennoch bemerken werden — soll ihm diesmal schlecht ergehen, wenn wir ihn erst haben!“

Hawkens und Frank gingen eine Strecke westwärts am Waldesaume hin, um dann ostwärts einen Halbkreis zurückzuschlagen, dessen Mittelpunkt das Lager war. Sie waren gezwungen, tief gebückt zu gehen, um die Spur erkennen zu können. Da sie den Gesuchten nicht sehen konnten, nahmen sie an, daß er sich ziemlich weit entfernt hatte.

Droll folgte ihnen mit seinen Blicken, bis er sie nicht mehr sah; er war besorgt wegen des unvorsichtigen Kantors und lenkte also unwillkürlich die Schärfe seiner Sinne in die Ebene hinaus und stand auch so, daß er ihr das Gesicht zulehrte. Daher sah er nicht, daß jetzt drei Indianer aus dem Waldesaum hervortraten und sich mit unhörbaren Schritten nach ihm hinbewegten. Plötzlich fühlte er zwei Hände am Halse. Er wollte rufen, brachte aber nur ein kurzes Röcheln hervor; dann streckte ihn ein Hieb mit dem stumpfen Tomahawf besinnungslos zu Boden.

Sam Hawkens und der Hobble hatten wohl zwei Drittel ihres Weges zurückgelegt, ohne eine Spur des Gesuchten zu finden, da vernahmen sie plötzlich einen lauten Kriegsschrei von Winnetou, und nur einen Augenblick später erklang die Stimme Old Shatterhands: „Wacht auf, der Feind ist — — —“

Weiter kam er nicht; die Worte endeten in einem Gurgeln, das bis zu ihnen drang.

„Herrgott, nun sind wir überfallen worden! Schnell hin?“ rief Frank und machte eine Drehung, um sich nach dem Lager zurückzuwenden. Da wurde er von Sam ergriffen und zurückgehalten.

„Bist du toll!“ raunte ihm dieser mit unterdrückter Stimme zu. „Horch! Es ist schon vorbei. Wir können nichts mehr tun.“

Es ertönte jetzt ein vielstimmiges indianisches Siegesgeheul.

„Hörst du es?“ flüsterte Sam. „Unsere Freunde sind überrumpelt worden; sie liegen gefesselt dort beieinander, und wenn wir es klug anfangen, können wir sie wahrscheinlich retten.“

„Retten? Das läßt sich hören! Ich gebe mein Leben hin, sie wieder frei zu machen!“

„Das ist hoffentlich gar nicht notwendig. Jetzt freut es mich, daß du mich geweckt hast, um den Skantor zu suchen. Wäre dies nicht geschehen, so lägen wir auch mit bei den Gefährten, an Händen und Füßen gebunden. So aber sind wir frei, und wie ich den alten Sam Hatwens kenne, wird er nicht eher ruhen, als bis sie wieder losgekommen sind, wenn ich mich nicht irre, hihihihi!“

Der Hobbler befand sich in großer Aufregung und stand, nach dem Lager hin horchend, mit vorgebeugtem Oberkörper da, wie bereit, augenblicklich fortzurennen. Darum hielt Hatwens ihn noch immer fest und zog ihn leise mit sich fort. Am Wald angekommen, schlichen sie in dessen Dunkel längs des Randes hin; aber sie waren noch nicht weit gekommen, so blieben sie stehen, denn es erscholl ein sehr lauter Ruf: „Ustah arku etente — kommt herauf, ihr Männer!“

„Halt, wir müssen stehen bleiben,“ flüsterte Hatwens. „Die Leute, die der Häuptling ruft, werden da am Abhang heraufkommen, und wir stoßen mit ihnen zusammen, wenn wir weitergehen. Horch!“

Die Stimme des Anführers war bis hinab in das Tal gedrungen. Bald hörte man das Rollen von

Steinen, das Brechen und Knaden von Zweigen und das Geräusch von vielen Kletternden Fußtritten. Die so plötzlich Ueberfallenen und Ueberwundenen sollten nebst ihren Sachen und Pferden hinab in das Thal geschafft werden, wozu mehr Indianer erforderlich waren, als sich oben befanden.

Nun gab es ein Gewirr von befehlenden, fragenden und antwortenden Stimmen; dann hörten die beiden Lauscher Fußtritte und Menschenschritte näherkommen. Sie sahen einen langen Zug von Menschen und Pferden vorübergehen; da er vom Mond beleuchtet wurde, konnten sie die einzelnen Gestalten deutlich unterscheiden. Ihre Freunde waren alle an den Händen und Füßen gefesselt, an den letzteren so, daß sie kurze Schritte machen konnten; keiner außer dem Kantor fehlte. Winnetou ging ebenso wie Old Shatterhand zwischen vier stämmigen Indianern.

Als dieser Zug vorüber war, drohte der Hobble-Frank mit der Faust hinter ihm her und knirschte: „Wenn ich nur könnte, wie ich wollte, da riß ich diese roten Halunken in Stücke, daß sie wie Sägespäne durch alle Lüfte flögen! Aber ich werde ihnen schon noch een Licht darüber offschteden, was der Hobble-Frank zu bedeuten hat, wenn sein Grimm zornig und sein Zorn grimmig geworden is! Da sind sie hin, und wir stehen hier wie zwee zerbrochene Regenschirme oder als ob uns die Filzschuhe an die Beene gewachsen wären! Wollen wir ihnen denn nich nach?“

„Nein.“

„Warum denn nich?“

„Weil das ein Umweg wäre. Sie mußten sich zum Fortschleppen der Gefangenen den bequemsten Weg auswählen, sind darum längs der Höhe hin und werden

dann an einer geeigneten Stelle hinuntergehen. Wir aber schleichen uns den Abhang hier hinab, da, wo sie heraufgekommen sind.“

„Und nachher?“

„Nachher werden wir ja sehen, was wir tun können.“

„Schön, also vorwärts, Sam! Es juckt mich in allen Fingern, den roten Kerls eins auszuwischen!“

Sie stiegen langsam und vorsichtig geraden Weges in das Thal hinab. Als sie unten angekommen waren, wurde ihnen das Anschleichen durch die brennenden Feuer erleichtert, nach denen sie sich richten konnten. Sie bewegten sich ein wenig oberhalb des Indianerlagers hin, bis sie an eine Stelle kamen, wo zwei hohe, flache und dünne Felsenstücke so gegeneinander lagen, daß sie eine Art Feldhütte oder ein Dach bildeten, worunter leidlich Platz für zwei Personen war. Vorn standen einige kleine Fichten, deren niedrige Zweige den Eingang fast ganz verdeckten. Sie krochen hinein und legten sich so, daß sie sich mit den Köpfen unter den Bäumchen befanden und zwischen deren Stämmen hervorbliden konnten.

Als sie es sich so bequem wie möglich gemacht hatten, stieß Hobble-Frank seinen Gefährten an und flüsterte ihm zu: „Siehst du, daß sich meine große Sehergabe nicht geirrt hat! Dort sitzt der Pflaumentoffel am Feuer. Er ist es also wirklich gewesen, der uns verraten hat, dieser zwölfkaktige Emeritikus!“

„Ja, du hast recht gehabt; er ist es wirklich gewesen.“

„Aber er scheint nicht gefangen zu sein. Warum haben sie ihn nicht gefesselt?“

„Das ist auch mir unbegreiflich.“

„Siehst du, wer dort liegt?“

„Ah, der Delprinz! Und die zwei andern werden Buttler und Pöller sein.“

Außerdem konnten die beiden etwa hundertfünfzig Indianer zählen; also waren ebensoviele nach oben gestiegen, um die Weißen festzunehmen und dann herabzuschaffen. Am Flusse schliefen oder grasten die Pferde; sie waren abgezäumt, und man hatte die Sättel in mehrere Haufen zusammengelegt. Jetzt waren die lagernden Roten aufgesprungen; sie blickten erwartungsvoll talaufwärts. Von dorthier erscholl ein Jubelgeheul, und sie beantworteten es. Der oben erwähnte Zug näherte sich dem Lager.

Erst erschien ein kleiner Trupp von Roten; dann kamen Old Shatterhand und Winnetou mit ihren acht Wächtern. Diesen beiden Männern sah man es nicht an, daß sie sich gefangen oder gar gedemütigt fühlen mußten. Ihre Haltung war stolz und aufrecht, und mit freien, offenen Blicken musterten sie den Platz und die Personen, die an den Feuern standen oder lagen. Auch den andern Westmännern sah man keine Niedergeschlagenheit an; die deutschen Auswanderer jedoch blickten ängstlich um sich her, und noch niedergedrückter sahen ihre Frauen aus, welche alle Mühe hatten, das Weinen der Kinder zu unterdrücken. Eine Ausnahme machte Frau Rosalie Ebersbach, die zwar auch gebunden war, aber in ihren Fesseln stolz einherschritt und mit geradezu herausfordernder Miene um sich blickte.

Dem Kantor mochte jetzt doch endlich ein Licht über den Fehler aufgehen, den er begangen hatte; sobald er die Lage einigermaßen übersah, trat er auf Old Shatterhand zu und sagte: „Herr Hobble-Frank klagte über Durst; darum kletterte ich hier herunter, um ihm heimlich eine Freude — — —“

„Schweigen Sie!“ herrschte ihn der Jäger an und wendete sich von ihm ab.

Einige Indianer nahmen den Emeritus zwischen sich, denn er sollte nicht mit seinen Reisegefährten sprechen. Die Nijoras bildeten einen Kreis um die Gefangenen; ihr Häuptling stand mit den bedeutendsten Kriegern in der Mitte und ergriff nun das Wort, indem er sich an Winnetou wendete: „Winnetou, der Häuptling der Apatſchen, ist gekommen, uns zu töten; er wird dafür am Marterpfahl sterben müssen.“

„Pshaw!“

Nur dieses eine Wort antwortete der Apatſche; dann setzte er sich nieder. Er war zu stolz, sich zu verteidigen. Der Häuptling zog die Brauen zornig zusammen und richtete sein Wort nun an Old Shatterhand: „Die weißen Männer werden alle mit dem Apatſchen sterben müssen; das Kriegsbeil ist ausgegraben und sie haben uns töten wollen.“

„Wer hat das gesagt?“ fragte Old Shatterhand.

„Dieser Mann.“

Dabei zeigte er auf den Kantor.

„Er spricht eine Sprache, die du nicht verstehst; wie hast du da mit ihm reden können?“

Der Häuptling deutete auf Hollar und antwortete: „Durch diesen, der den Dolmetscher gemacht hat.“

„So ist der Dolmetscher ein Lügner und Fälscher gewesen. Du weißt, wer ich bin. Darf jemand Old Shatterhand einen Feind der roten Männer nennen?“

„Nein; aber jetzt ist der Kampf ausgebrochen, und ein jedes Weichgesicht ist unser Feind.“

„Auch ohne euch beleidigt zu haben?“

„Ja.“

„Gut, so wissen wir, woran wir sind! Schau diese

drei Bleichgesichter, die du vor uns gefangen hast; sie sind Lügner, Betrüger, Diebe und Mörder. Nur um sie zu ergreifen, sind wir in diese Gegend gekommen, nicht um euch zu belästigen oder gar zu bekämpfen. Gib sie heraus, so ziehen wir weiter, ohne uns in eure Angelegenheiten zu mischen!“

„Uff! Ist Old Shatterhand plötzlich ein Kind geworden, daß es ihm in den Sinn kommt, ein solches Verlangen an uns zu stellen? Diese Bleichgesichter sollen wir ihm ausliefern? Sie gehören uns, sollen unsern Siegeszug schmücken und dann am Marterpfahl sterben. Dasselbe soll mit Old Shatterhand geschehen und allen, die jetzt mit ihm von uns ergriffen worden sind. Welcher Häuptling der roten Männer gibt solche Gefangene heraus! Und wenn ich es tun wollte, würde Old Shatterhand noch viel mehr von uns verlangen.“

„Was?“

„Wir haben eure Pferde erbeutet und alles, was ihr bei euch hattet. Das gehört nun uns. Das Kostlichste aber, was wir erhalten haben, ist Winnetous Silberbüchse, dein berühmter Varentöter und das Zauber-
gewehr, womit du, ohne laden zu brauchen, so viele Male schießen kannst, wie du willst. Würdest du nicht das alles von uns fordern, wenn wir euch ziehen ließen?“

„Allerdings.“

„So siehst du, daß ich recht hatte. Wir geben die Beute nicht heraus und werden auch euch festhalten, denn euer Tod am Marterpfahle wird unsern Stamm berühmter machen, als jemals ein Stamm der roten Männer gewesen ist, und wir werden nach unserm Tod in den ewigen Jagdgründen zu den obersten der Seligen gehören, weil eure abgeschiedenen Seelen uns dort bedienen müssen.“

Old Shatterhand machte trotz seiner angefesselten Hände eine geradezu unnachahmlich stolze Armbewegung und fragte: „Pshaw! Ist dies dein fester Entschluß?“

„Ja.“

„So hast du gesprochen, und ich werde auch mein letztes Wort sagen. Höre es: Ihr könnt uns nicht festhalten und werdet auch die Beute herausgeben! Unfre Seelen werden die eurigen nicht bedienen, denn wenn es uns beliebt, senden wir euch jetzt, in diesem Augenblick, in die ewigen Jagdgründe, wo ihr dann uns bedienen müßt, anstatt wir euch. Ich habe gesprochen.“

Er wollte sich abwenden; da trat der Häuptling ihm um einige Schritte rasch näher und herrschte ihn an: „Wagst du, so mit mir, dem obersten Häuptling der Nijoras, zu reden! Seid ihr unfre Gefangenen oder sind wir die eurigen? Zähle deine Beute; sie sind gefesselt und nur wenige Männer; wir aber sind frei, bewaffnet und zählen über dreimal zehnmal zehn tapfere Krieger!“

„Pshaw! Old Shatterhand und Winnetou sind nicht gewöhnt, ihre Feinde zu zählen, und ob wir gefesselt sind oder nicht, das ist uns gleich. Wir haben nicht eure Feinde sein, sondern friedlich von euch ziehen wollen; du aber hast uns die Feindschaft aufgezwungen. Wohl, wir nehmen sie an. Das Kriegsbeil mag ausgegraben sein zwischen mir und dir, zwischen uns und euch. Nicht die Zahl der Köpfe oder die gefesselten Hände werden entscheiden, sondern die Vortrefflichkeit der Waffen und die Macht des Geistes!“

Er warf einen kurzen Blick auf Winnetou und dieser neigte zustimmend, doch kaum bemerkbar, das Haupt. Die beiden verstanden sich ohne Worte. Der Häuptling der Nijoras beachtete dies in seinem Zorn nicht; er rief mit vor Wut bebender Stimme: „Wo sind eure Waffen

und wo ist der Geist, von dem du sprichst? Eure drei berühmten Gewehre hängen hier an meiner Schulter und — — —“

„Der Geist, von dem ich sprach, wird sie dir nehmen!“ fiel Old Shatterhand ihm in die Rede.

In diesem Augenblick stand er bei ihm, erhob die gefesselten Hände und schmetterte ihn mit einem Hieb der beiden Fäuste besinnungslos zu Boden. Schon stand auch Winnetou bei ihm, riß mit den gefesselten Händen dem Leblosen das Messer aus dem Gürtel und schnitt damit die Armriemen Old Shatterhands durch, worauf dieser ihm die feinigern zerschnitt. Nun hatten sie die Hände frei. Noch zwei Schnitte, und auch ihre Fußriemen fielen. Das war so schnell geschehen, daß die Roten gar keine Zeit gefunden hatten, eine Bewegung zu machen, es zu verhindern; sie standen vielmehr ganz starr vor Staunen darüber, daß zwei Männer es wagten, mitten zwischen dreihundert Feinden in dieser Weise aufzutreten. Es galt, den Augenblick zu benutzen und sie abzuhalten, von allen Seiten heranzudringen. Darum riß Old Shatterhand ihren Häuptling mit der linken Hand von der Erde zu sich empor, zückte mit der Rechten das Messer und rief: „Weicht zurück! Wenn ein einziger Nijora es wagt, nur einen Fuß gegen uns zu bewegen, so wird mein Messer augenblicklich in das Herz eures Häuptlings fahren! Und seht Winnetou, den Häuptling der Apatſchen an! Soll er euch die Kugeln meines Zaubergewehres in die Köpfe geben?“

Winnetou hatte nämlich den Henrystutzen ergriffen und hielt ihn schußbereit in den Händen. Die Macht solcher Persönlichkeiten ist eine außerordentliche, zumal auf wilde, abergläubische Menschen. Dennoch war es ein höchst gefährlicher Augenblick. Wenn nur ein einziger

Nijora den Mut besaß, zum Angriff zu schreiten, so mußte er erschossen werden, und dann war die Rache sicherlich entfesselt und es mußte ein Niedermetzeln der Gefangenen folgen. Noch waren aller Mienen starr vor außerordentlicher Betroffenheit, und noch wollte keiner eine Bewegung wagen; aber schon in der nächsten Sekunde konnte dieser Zauber seine Macht verlieren; da erschien eine Hilfe, die der kühne Jäger wohl kaum für möglich gehalten hätte, denn unter den Bäumen des Waldes heraus erscholl eine laute Stimme: „Zurück, ihr Nijoras! Hier stehen auch noch Bleichgesichter. Weicht ihr nicht sofort, so fressen euch unsre Flugeln. Um euch zu warnen, holen wir zunächst die Feder des Unterhaupts! Dann aber treffen wir die Köpfe. Also Feuer!“

Der Unteranführer, der gemeint war, stand in der Nähe von Old Schatterhand; er trug als Zeichen seiner Würde in seinem Schopfe eine Ablerfeder; die finstern, kampfeslustigen Blicke, die er auf die beiden kühnen Männer warf, sagten mehr als deutlich, daß er nicht willens war, sich einschüchtern zu lassen. Aber da krachte im Dunkel des Waldes, da, wo die beiden erwähnten Steine lagen, der Schuß, und die Kugel riß ihm die Feder vom Kopf. Das wirkte augenblicklich. Die Drohung, die er gehört hatte, konnte in der nächsten Sekunde in Erfüllung gehen: jetzt war es nur auf seine Feder abgesehen; nun aber galt es seinem Leben. Er ahnte nicht, daß es nur zwei Personen waren, die dort im Dunkel steckten; es mußten vielmehr, da sie so leß auftraten, ihrer viele sein. Darum stieß er einen Schrei des Schreckens aus und sprang vom Feuer weg. Die andern Nijoras folgten seinem Beispiel, indem sie sich ebenso rasch entfernten.

„Gott sei Dank!“ raunte Old Shatterhand dem Apatſchen zu. „Wir haben gewonnen. Das war Sam Hawks, den wir hörten. Der Hobbler-Frank wird bei ihm ſein. Ziele du auf den Häuptling; ich brauche das Meſſer, um die andern von den Feſſeln zu befreien.“

Er ließ den Häuptling, auf den Winnetou die Mündung des Gewehres richtete, zur Erde fallen und wendete ſich zu ſeinen Gefährten, um ihnen die Riemen zu durchſchneiden. Das geſchah außerordentlich ſchnell, ſo daß die Indianer gar keine Zeit zu dem Gedanken fanden, ihn daran zu hindern. Sie hatten alles, was den Gefangenen abgenommen worden war, mit heruntergebracht, alſo auch die Waffen, und hier beim Feuer auf einen Haufen geworfen; die Weißen brauchten ſich alſo nur zu bücken, um in den Beſitz ihrer Meſſer und Gewehre zu kommen. Sie ſtanden nun frei und bewaffnet da, noch ehe zwei Minuten ſeit dem Beginne der gefährlichen Szene vergangen waren.

„ſetzt die Pferde, und dann mir nach in den Wald!“ gebot Old Shatterhand.

Er ſelbſt nahm ſein und Winnetous Pferd am Zügel, während der Apatſche den Häuptling der Nijoras aufhob, um mit ihm in das Dunkel zu verſchwinden, dahin, von wo ſie Sam Hawks Stimme vernommen hatten. Der Platz am Feuer war leer; die Roten ſtarrten darauf hin, kaum imſtande, ſich ſelbſt zu begreifen, daß ſie ſich ſo hatten überraschen laſſen.

Die beiden Helden dieſer befreienden Tat hatten nicht Zeit gefunden, auf ein Vorkommnis zu achten, deſſen Folgen ihnen ſpäter ſehr ärgerlich werden ſollten. Dem Kantor emeritus war nämlich plötzlich eingefallen, daß er in der oberen Weſtentasche, die ihm nicht geleert worden war, ſein Federmeffſer ſteden hatte. Er wollte

den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut machen und ging, während alle andern nur für Old Shatterhand und Winnetou Augen hatten, zu Poller hin, setzte sich neben ihm nieder und sagte: „Eben denke ich daran, daß ich ein Federmesser habe. Sie wollen meiner Kameraden mit helfen. Hier ist es.“

„Schön, Schön!“ antwortete Poller ganz entzückt. „Legen Sie sich lang neben mich her, und schneiden Sie mir die Riemen an den Händen entzwei, doch so, daß niemand es sieht. Wenn Sie mir dann das Messer geben, besorge ich das weitere selbst.“

„Aber Sie müssen dann auch meine Gefährten von ihren Fesseln befreien!“

„Natürlich, natürlich! Also machen Sie nur schnell, schnell!“

Der Kantor kam dieser Aufforderung nach und gab Poller das Messer in dem Augenblick, wo Old Shatterhand das Durchschneiden der Riemen, womit die Weißen gefesselt waren, selbst in die Hand nahm. Dann sagte er: „Sehen Sie dorthin! Nun ist Ihre Hilfe nicht nötig. Shatterhand wird Sie auch frei machen. Sie können mir mein Messer wieder geben.“

„Fällt mir nicht ein!“ antwortete Poller. „Machen Sie sich schnell zu Ihren Beuten hin; wir drei kommen dann gleich nach!“

Der Kantor stand also auf und sprang, als er sah, was die andern auf Old Shatterhands Befehl machten, zu seinem Pferd, um dieses auch schnell fortzuziehen.

Jetzt war die Lage so, daß nur Buttler, Poller und der Delprinz am Feuer lagen; die Indianer hatten sich, um ihren Feinden keine sicheren Ziele zu bieten, gegen den Fluß hin in das Dunkel zurückgezogen, während die Weißen am Fuß der Talwand unter den Bäumen steck-

ten. Aus diesem Versteck heraus rief Old Shatterhand den Roten zu: „Die Krieger der Nijoras mögen sich ja ruhig verhalten. Beim geringsten Zeichen der Feindseligkeit oder wenn auch nur einer von ihnen es wagen wollte, zu uns herüberzuspähen, werden wir ihren Häuptling töten. Wenn es Tag geworden ist, soll über ihn verhandelt werden. Wir sind Freunde aller roten Männer und werden uns nur dann an ihm vergreifen, wenn wir gezwungen werden, uns zu verteidigen.“

Die Indianer nahmen als ganz natürlich an, daß er Wort halten würde, obgleich es ihm auch dann, wenn sie angegriffen hätten, nicht eingefallen wäre, einen Mord zu begehen. Und für einen Mord hielt er es selbst in diesem Falle, einem wehrlosen Gefangenen das Leben zu nehmen, denn wehrlos war jetzt der Häuptling, weil man ihn an den Händen und Füßen gefesselt hatte.

Sam Hawks und der Hobble-Frank waren unter den Steinen hervorgetrochen. Der erstere sagte in seiner eigentümlichen Weise: „Das haben die roten Gentlemen sich wohl nicht gedacht! Dreihundert solche Kerle lassen sich von zwei Männern in das Bodshorn jagen. So etwas ist noch gar nicht dagewesen! Aber selbst dann, wenn es nicht gelungen wäre, hätte es dasselbe Ende genommen, nur ein wenig später, denn wir lagen hier, um euch zu befreien, hihihihi!“

„Ja,“ stimmte der Hobble-Frank bei, „wir hätten euch herausgeholt, das schand bei uns Bombenfest. Ob es zehn oder dreihundert Indianer waren, das hielten wir ganz ebenso für Wurscht als wie für Schnuppe.“

„Ja, ihr seid zwei außerordentliche Helben,“ meinte Old Shatterhand, halb zornig und halb belustigt. „Wo habt ihr denn gesteckt? Mir scheint, ihr seid spazieren gegangen, während ihr schlafen solltet?“

„Schpazieren gerade nich. Ich hatte eenen Troom, der meine Seele in innere Offregung versetzte; ich wachte darum off und bemerkte zu meinem Erschtaunen, daß der Herr Kantor fort war. Da wedte ich meinen Busenfreund Sam, und wir gingen, den abwesenden Herrn in die Anwesenheet zurückzuführen. Inzwischen geschah der Ueberfall, den wir nich verhindern konnten. Wir verschtedten uns und sahen, daß ihr an uns vorübergeschafft wurdet. Da schtiegen wir ins Thal herunter und verschtedten uns, um euch im geeigneten Dogenblick aus der Gefangenschaft zu befreien. Es war een Glück für uns, daß der Herr Emeritus sich entfernt hatte, denn wäre dies nich der Fall gewesen, so hätten wir ihn nich gesucht und wären doch mit gefangen genommen worden.“

„Das wird wohl ein Irrtum sein,“ entgegnete Old Shatterhand. „Ich bin überzeugt, daß der Ueberfall gar nicht hätte stattfinden können, wenn dieser Unglücksman ruhig liegen geblieben wäre. Wo stecht er denn jetzt? Ich bemerkte ihn nicht.“

„Hier bin ich,“ antwortete der Kantor hinter einem Baum hervor.

„Schön! Sagen Sie mir doch um aller Welt willen, wie es Ihnen einfallen konnte, sich von unserm Lagerplatz zu entfernen!“

„Ich wollte Wasser holen, Herr Shatterhand.“

„Wasser! Hier unten vom Flusse?“

„Ja.“

„Sollte man so etwas für möglich halten! War denn Ihr Durst so groß, daß Sie ihn nicht bis morgen früh bezwingen konnten?“

„Ich wollte doch das Wasser nicht für mich, sondern für meinen guten Freund Herrn Hobble-Frank. Er klagte über Durst, und ich hatte mich mit ihm im Streit

übertworfen; das wollte ich wieder gutmachen, indem ich ihm behilflich war, seinen Durst zu löschen.“

„Welch ein Unsinn! Eines ganz und gar albernen Zankes wegen haben Sie unser aller Leben in Gefahr gebracht! Wahrlich, wenn wir uns nicht hier mitten in der Wildnis befänden, würde ich Sie auf der Stelle fortjagen. Das kann ich aber leider nicht, weil Sie da unbedingt zugrunde gehen würden.“

„Ich? Glauben Sie das ja nicht! Wer eine so hohe, künstlerische Mission zu erfüllen hat, wie die meinige ist, welche zwölf volle Akte betragen wird, der kann nicht zugrunde gehen.“

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen! Ich werde Sie in Zukunft des Abends anbinden müssen, damit Sie keine ferneren Dummheiten machen können. Und an dem ersten zivilisierten Ort, den wir erreichen, lasse ich Sie sitzen. Dann dürfen Sie meinetwegen Stoff für Ihre berühmte Oper suchen, bei wem und soviel Sie wollen. Ist es Ihnen denn gelungen, den Fluß hier unten zu erreichen?“

Der Emeritus verneinte und berichtete seine Festnahme, wie es ihm ergangen, bis zu dem Umstand, daß er Poller sein Messer geliehen habe.

„Alle Wetter!“ rief Old Shatterhand, „ist dieser Mann ein Unglücksrabe, da müssen wir schnell dafür sorgen, daß sie uns nicht entkommen. Ich werde es wagen, an das Feuer zu gehen, um sie wieder zu binden. Ich will dabei nur hoffen, daß es den Nijoras nicht einfällt, mich — — —“

Er wurde durch ein lautes Geschrei unterbrochen, das die Nijoras in diesem Augenblick erhoben. Als er nach dem Feuer blickte, sah er dessen Ursache. Nämlich Poller, Buttler und der Delprinz hatten sich plötzlich von

ihren Plätzen erhoben und rannten fort, dorthin, wo sich die Pferde der Indianer befanden.

„Sie reißen aus; sie reißen aus!“ schrie der Hobble-Frank. „Rasch off die Pferde und ihnen nach, sonst —“

Er vollendete seinen Satz nicht, in der Eile, seinen Worten die Tat folgen zu lassen, doch Old Shatterhand hielt ihn fest und gebot: „Hier bleiben! Und still! Horcht!“

Man sah und hörte, daß die Indianer nach ihren Pferden rannten; aber die drei Flüchtlinge waren rascher als sie, denn man vernahm trotz des Wutgeheules ganz deutlich den Hufschlag der Pferde, deren sie sich bemächtigt hatten und auf denen sie davongaloppierten.

„Da sind sie fort, futsch, für uns verloren in alle Ewigkeit!“ jammerte Hobble-Frank. „Ich wollte ihnen nach. Warum sollte ich denn nicht?“

„Weil es nichts genützt hätte und auch sehr gefährlich war,“ antwortete Old Shatterhand.

„Gefährlich? Meenen Sie etwa, daß ich mich vor diesen drei Salunken fürchte? Da kennen Sie mich, wie es scheint, noch immer nicht!“

„Ich meine die Roten. Wir haben noch nicht mit ihnen verhandelt und müssen also sehr vorsichtig sein. Wollten wir die Fliehenden jetzt verfolgen, so fielen wir wahrscheinlich den Nijoras in die Hände. Wir müssen hier verborgen bleiben, bis wir uns mit ihnen auseinandergesetzt haben.“

„Und die drei Schurken entkommen lassen?“

„Würde es uns gelingen, sie jetzt, in der Nacht, zu ergreifen? Wenn die Möglichkeit dazu vorhanden ist, so können wir dies den Roten überlassen. Hört! Sie reiten den Entkommenen nach. Wir brauchen uns also nicht zu bemühen.“

„Ach was! Selber is der Mann! Diese Indianer werden sich keine große Mühe geben.“

„Damit würden sie nur beweisen, daß sie klug sind. Wenn wir warten, bis es Tag geworden ist, können wir die Spuren sehen und ihnen folgen.“

„Aber der Vorschprung, den die Kerls dann haben!“

„Den holen wir wohl ein. Es ist dann ganz leicht, sie festzunehmen, weil sie sich nicht verteidigen können; sie haben nur das Federmesser, das unser pfiffiger Herr Rantor ihnen geborgt hat, und das ist doch wohl nicht als eine sehr furchtbare und gefährliche Waffe zu betrachten.“

Alle sahen ein, daß er recht hatte, und auch Gobble-Frank gestand dies zu. Nach einiger Zeit hörte man wieder den Hufschlag von Pferden; dann war es still: die Indianer kamen also ohne Ergebnis von der Verfolgung zurück, denn wenn sie die Flüchtlinge ergriffen gehabt hätten, wären sie jedenfalls sehr laut gewesen.

Da es voraussichtlich morgen einen anstrengenden Tag gab, mußte sich die Gesellschaft wieder schlafen legen; Winnetou und Old Shatterhand aber blieben wach, um die Njoras zu beobachten, weil ein Versuch ihrerseits, ihren gefangenen Häuptling zu befreien, doch immerhin möglich war. Aber sie blieben während der ganzen Nacht ruhig und als es Morgen wurde und die Schläfer erwachten, sah man sie drüben am Ufer des Flusses sitzen; sie waren wahrscheinlich alle munter geblieben.

Bis jetzt hatte niemand ein Wort mit Mofaschi gesprochen, und auch er hatte den Mund nicht geöffnet; ja, er hatte so still und unbeweglich gelegen, als ob Old Shatterhands Sieb ihn getötet habe. Aber er lebte und blickte mit sehr scharfen Augen um sich her; es war Zeit, ihm zu sagen, was man von ihm verlangte. Darum

wollte Old Shatterhand das Wort nehmen. Winnetou erriet dies, bat ihn durch einen Wink, zu schweigen, und wendete sich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, selbst an den Häuptling Mofaschi: „Der Häuptling der Nijoras ist ein starker Mann, ein großer Jäger und ein sehr tapferer Krieger; er hat die stärksten Büffel mit einem einzigen Pfeil getödet; darum wird er Mofaschi genannt. Ich möchte gern als sein Freund und Bruder zu ihm sprechen und bitte ihn, mir zu sagen, wer ich bin!“

Das war scheinbar eine sonderbare Aufforderung, doch hatte sie ihren guten Grund und Zweck; das mochte Mofaschi denken, und darum antwortete er bereitwillig: „Du bist Winnetou, der Häuptling der Apatfchen.“

„Du hast ganz richtig gesprochen. Warum hast du nicht einen besondern Stamm der Apatfchen genannt, zu dem ich gehöre?“

„Weil alle Stämme dieses großen Volkes dich als Häuptling anerkennen.“

„So ist es. Weißt du, zu welchem Volke der Stamm der Navajos gehört?“

„Sie sind Apatfchen.“

„Und was sind die Nijoras, die dich ihren Häuptling nennen?“

„Auch Apatfchen.“

„Dein Mund sagt die Wahrheit. Wenn aber diese ebenso wie jene zu dem großen Volke der Apatfchen gehören, so sind sie Brüder. Hat ein Vater mehrere Kinder, so sollen sie sich lieben und einander beistehen in jeder Sorge, Not und Gefahr, aber sich nicht zanken oder gar bekämpfen. Da unten im Südosten wohnen die Romantschen, die Todfeinde der Apatfchen; ihre Krieger ziehen alljährlich aus, die Apatfchen zu bekämpfen; darum sollten unsre Stämme fest zusammenhalten gegen

diese Diebe und Mörder. Aber sie tun dies nicht; vielmehr entzweien sie sich untereinander, reiben sich gegenseitig auf und sind dann zu schwach, wenn es gilt, den gemeinsamen Feind zurückzuweisen. Wenn meine Seele daran denkt, wird mir mein Herz schwer von Sorgen wie ein Fels, der nicht von dannen zu wälzen ist. Die Nijoras und die Navajos nennen mich einen Häuptling der Apatfchen; sie sind auch Apatfchen; darum sollten ihre Ohren auf die Worte meines Mundes hören. Du hast mich und meine weißen Brüder gefangen genommen, obgleich wir euch nichts getan haben und obwohl ich eines Stammes und Volkes mit dir bin. Kannst du mir einen Grund angeben, den ich anerkennen muß.“

„Ja. Dein Herz hängt mehr an den Navajos als an meinem Stamm.“

„Du irrst. Ich bin euer aller Bruder.“

„Aber deine Seele gehört den Bleichgesichtern, die unsre Feinde sind.“

„Auch das ist ein Irrtum. Ich liebe alle Menschen, gleichviel ob sie eine rote oder eine bleiche Farbe haben, wenn sie das Gute tun. Und ich bin der Feind aller bösen Menschen, ohne zu fragen, ob sie Indianer oder Weiße sind. Das Beil des Krieges ist ausgegraben, und nun zieht der Bruder gegen den Bruder, um sein Blut zu vergießen; das ist nicht gut, sondern böse, und darum bin ich heute nicht euer Freund. Doch dürft ihr auch nicht meinen, daß ich euer Feind sei. Ich helfe weder euch noch den Navajos, sondern ich möchte euch mahnen, den Tomahawk des Krieges wieder zu vergraben und Frieden walten zu lassen.“

„Das ist nicht möglich. Das Beil, das die Hand des Kriegers einmal ergriffen hat, darf nicht eher zur

Ruhe kommen, als bis es Blut gekostet hat. Wir hören auf keinen Mund, der vom Frieden redet.“

„Auch auf den meinen nicht?“

„Nein.“

„So sehe und höre ich, daß jedes meiner Worte vergeblich sein würde; Winnetou aber pflegt nicht unnütz zu reden; ich will also schweigen. Fehlet euren Streit mit den Navajos aus; aber hütet euch, mich und meine weißen Brüder mit hineinzuziehen! Du hast uns als Feinde behandelt; das wollen wir vergessen. Nun befindest du dich in unsern Händen; dein Leben ist in unsre Gewalt gegeben. Soll man in den Zelten eurer Feinde erzählen: Ob Shatterhand und Winnetou, diese beiden Männer, haben Mofaschi gefangen genommen, obgleich er dreihundert Krieger bei sich hatte?“

Winnetou sprach diese Fragen mit sehr gutem Grunde aus. Es war für Mofaschi unbedingt eine große Schande, unter solchen Verhältnissen und trotz seiner großen Kriegerschar festgenommen worden zu sein. Er sollte seine vorherigen Gefangenen ungehindert ziehen lassen und dafür selbst freigegeben werden. Ging er nicht darauf ein, so mußte dann das Versprechen, daß seine Schande verschwiegen bleiben sollte, ihn doch noch willfährig machen. Er sah jetzt finster vor sich hin und antwortete nicht. Darum fuhr Winnetou fort: „Deine Krieger haben vernommen, daß du sofort getötet wirst, wenn sie uns angreifen. Hast du es auch gehört, als mein Bruder Shatterhand es ihnen hinüberrief?“

„Ich bin ein Krieger und fürchte den Tod nicht. Meine Leute werden mich rächen!“

„Du irrst. Wir befinden uns hier unter dem Schutz der Felsen und Bäume; auch haben wir nie die Zahl unsrer Feinde gefürchtet.“

„So mögen meine Leute mit mir sterben! Sie tragen ja ebenso wie ich die Schande, von der du vorhin gesprochen hast.“

„Wenn du klug bist und sie dir gehorchen, wird diese Schande nicht auf euch liegen bleiben. Wir versprechen dir, nicht davon zu reden.“

Da leuchteten die Augen Mofaschis freudig auf, und er rief: „Das versprichst du mir?“

„Ja. Und hat Winnetou sein Wort jemals gebrochen?“

„Nein. Aber sage mir, wie ihr euch dann gegen uns verhalten werdet, wenn wir euch ziehen lassen!“

„So, wie ihr euch gegen uns verhaltet. Folgt ihr uns, um uns von neuem zu bekämpfen, so werden wir uns wehren.“

„Wohin werdet ihr euch wenden? Etwas zu den Rabajos?“

„Wir müssen den drei entflohenen Gefangenen folgen. Wo diese hingeritten sind, dahin reiten wir auch. Sind sie zu den Rabajos, so suchen auch wir diese auf.“

„Und steht ihnen gegen uns bei?“

„Wir werden sie zum Frieden ermahnen, so wie ich es bei dir getan habe. Ich sagte dir ja schon, daß wir nicht eure Feinde sind, aber auch nicht die ihrigen. Entscheide dich schnell! Wir müssen bald aufbrechen, sonst bekommen die drei Bleichgesichter einen zu großen Vorsprung.“

Mofaschi schloß die Augen, um alles für und wider zu überlegen; dann schlug er sie wieder auf und erklärte: „Ihr sollt alles zurückerbekommen, was euch gehört, und dann fortreiten können.“

„Ohne daß ihr uns verfolgt.“

„Wir werden nicht mehr an euch denken; dafür aber

werdet ihr nicht davon reden, wie ich hier in eure Hände geraten bin!“

„Einverstanden! Ist mein Bruder Mofaschi bereit, mit uns hierüber die Pfeife des Friedens zu rauchen?“

„Ja. Bindet mich los!“

Sein Wunsch wurde sogleich erfüllt. Man löste ihm die Fesseln, und dann setzten sich alle hinaus ins Freie, wo gestern die Feuer gebrannt hatten. Dort stopfte Winnetou seine Friedenspfeife, zündete sie an und ließ Mofaschi die ersten Züge daraus tun. Dann ging sie von Hand zu Hand weiter. Sogar die Frauen und Kinder mußten sie wenigstens in den Mund nehmen, sonst hätte sich nach indianischen Begriffen der Vergleich nicht mit auf sie erstreckt und sie hätten überfallen oder gar getötet werden können, ohne daß man das Recht gehabt hätte, deshalb auf die Roten den Vorwurf der Treulosigkeit zu schleudern.

Als diese Zeremonie vorüber war, reichte Mofaschi allen, selbst auch den Kindern, die Hand und ging dann zu seinen Leuten hinüber, um ihnen das Uebereinkommen mitzuteilen.

„Ich hätte gern auch die acht Navajos frei gehabt,“ sagte Old Shatterhand. „Nun müssen wir sie in den Händen der Nijoras lassen!“

„Mein Bruder mag sich nicht um sie sorgen; es wird ihnen nichts geschehen,“ versicherte Winnetou. „Die Nijoras werden gezwungen sein, auch diese Gefangenen frei zu geben.“

„Wer soll sie zwingen? Die Navajos?“

„Ja.“

„So denkst du, daß wir uns nun geradewegs zu den Navajos wenden werden?“

„Wir werden das tun müssen, weil der Delprinz zu ihnen ist.“

„Um! Es gibt allerdings Gründe, dies anzunehmen. Die drei Kerls haben keine Waffen; sie können kein Wild erlegen; Feuerzeug fehlt ihnen auch; sie werden hungern müssen und also gezwungen sein, Menschen aufzusuchen; andre Menschen als die Nabajos gibt es aber da, wohin sie kommen, nicht. Freilich fragt es sich, wie sie von diesen aufgenommen werden.“

„Gut.“

„Das ist zu bezweifeln und doch auch möglich. Wenn sie sagen, daß sie Feinde der Nijoras, bei diesen gefangen gewesen, ihnen aber entflohen sind, so wird der Empfang ein leidlicher sein.“

„Es kommt darauf an, was sie erzählen werden. Nitfas-Ini aber, der große Häuptling der Nabajos, ist ein kluger Mann; er wird jedes Wort, was er von ihnen hört, prüfen, ehe er es glaubt. Doch, schau hinüber zu den Nijoras! Sie besteigen ihre Pferde.“

Es war so, wie er sagte. Mofaschi hatte seinen Leuten gesagt, daß Frieden geschlossen sei. Sie waren zwar nicht sehr damit einverstanden, mußten sich aber fügen, weil das Kalumet darüber geraucht worden war. Aus Ärger über diesen für sie gar nicht glänzenden Abschluß des Abenteuers wollten sie am liebsten jetzt gar nichts mehr sehen; sie stiegen also auf ihre Pferde und ritten davon. Einige aber waren zurückgeblieben und brachten alle Gegenstände, welche die Weißen noch zu verlangen hatten. Es fehlten zwar einige Kleinigkeiten, doch hatten dieselben einen so geringen Wert, daß gar kein Wort darüber verloren wurde. Warum solche Nichtigkeiten erwähnen, wo es sich vorher um ganz andre Dinge, sogar um Tod und Leben gehandelt hatte!

Zwölftes Kapitel.

Der Häuptling der Navajos.

Es war zwei Tage später. Da, wo der Chelly-Arm sich in den Rio San Juan ergießt, der auch den Namen Rio del Navajos führt, gab es auf der Landzunge zwischen diesen beiden Flüssen ein ganz bedeutendes Indianerlager. Es mochten da wohl an die sechshundert Navajos versammelt sein, und zwar nicht zur Jagd, sondern es handelte sich um einen Kriegszug, denn alle Gesichter waren mit Kriegsfarben bemalt.

Die Stelle war außerordentlich gut zum Lager geeignet. Sie bildete ein Dreieck, das an zwei Seiten von den beiden Flüssen eingefast und beschützt wurde und also nur von der dritten Seite angegriffen werden konnte. Gras gab es mehr als genug, Bäume und Sträucher auch, und an Wasser war nun vollends gar kein Mangel.

An langen Riemen, die von Baum zu Baum gezogen worden waren, hingen lange, dünn geschnittene Fleischstücke zum Trocknen, der notwendige Mundvorrat für den beabsichtigten Kriegszug. Die Roten lagen entweder unbeschäftigt im Grase oder sie badeten in einem der Flüsse. Andre dressirten ihre Pferde und noch andre übten sich im Gebrauch ihrer Waffen.

In der Mitte des Lagers stand eine Hütte, die aus

Strauchwerk errichtet worden war. Eine lange Lanze, die neben der Thür in der Erde steckte, war mit drei Adlerfedern geschmückt; die Hütte war also die Wohnung von Nitfas-Zni, dem obersten Häuptling des Navajovolks. Er befand sich nicht im Innern, sondern saß vor derselben. Er war wohl noch nicht ganz fünfzig Jahre alt, von kräftiger, ebenmäßiger Gestalt und hatte, was wohl auffallen mußte, sein Gesicht nicht mit Farbe bestrichen. Daher waren seine Züge deutlich zu sehen. Man konnte das Ergebnis einer Betrachtung dieser Züge in das eine Wort zusammenfassen: edel. In seinem Blick lag eine ungewöhnliche Beschaulichkeit, eine Ruhe und Klarheit, die man an Indianern sonst nicht zu beobachten pflegt. Er machte keineswegs den Eindruck eines wilden oder auch nur halbwilden Menschen. Wenn man nach der Ursache davon suchte, so brauchte man nur auf die Person zu blicken, die an seiner Seite saß und sich mit ihm unterhielt — — eine Squaw.

Das war unerhört! Eine Squaw im Kriegslager, und noch dazu an der Seite des Häuptlings! Man weiß ja, daß selbst die geliebteste Indianerfrau es nicht wagen darf, öffentlich an der Seite ihres Mannes zu sitzen, falls derselbe nur eine einigermaßen hervorragende Stellung einnimmt. Und hier handelte es sich um den obersten Häuptling eines Stammes, der noch heutigen Tages imstande ist, fünftausend Krieger zusammenzubringen. Aber diese Frau war keine indianische Squaw, sondern eine Weiße, ja sogar eine Weiße von deutscher Abstammung; sie war — kurz sei es gesagt, Schi-Sos Mutter, die den Häuptling der Navajos zum Manne genommen und einen glücklichen, bildenden Einfluß über ihn gewonnen hatte, wie schon früher einmal erwähnt worden ist.

Vor diesen beiden stand, an den Sattel seines Pferdes gelehnt, ein langer, hagerer, aber sehr kräftig aussehender Mann, dessen Vollbart eine glänzend eisgraue Farbe angenommen hatte. Man mußte es ihm auf den ersten Blick ansehen, daß er nie gewohnt gewesen war, die Hände in den Schoß zu legen, und wohl mehr erfahren und erlebt hatte als tausend andre. Diese drei Personen sprachen miteinander in deutscher Sprache und zwar bediente sich auch der Häuptling derselben, was sich freilich nur dadurch erklären ließ, daß seine Frau eine Deutsche war.

„Ich beginne nun auch, Sorge zu haben,“ sagte soeben der Eisgraue. „Unsre Kundschafter sind so lange fort, daß wir nun endlich eine Nachricht von ihnen haben müßten.“

„Es muß ihnen ein Unglück begegnet sein,“ nickte die Frau.

„Das befürchte ich nicht,“ meinte der Häuptling. „Ahasi-tine ist der beste Kundschafter des ganzen Stammes und hat neun erfahrene Späher mitbekommen; da kann mir nicht bange um sie sein. Wahrscheinlich sind sie nicht auf Nijoras gestoßen und müssen nun lange suchen, um Spuren von ihnen zu finden. Dabei haben sie sich zu teilen, um verschiedene Richtungen abzustreifen und dann ist es nicht leicht, sich wieder zusammenzufinden; wenigstens vergeht eine längere Zeit dabei.“

„Wollen hoffen, daß es so ist! Also ich reite jetzt und darf mir einige Krieger mitnehmen?“

„So viel du willst. Wer die Antilope jagen will, darf nicht allein reiten, sondern muß genug Beute haben, um sie müde zu treiben.“

„So lebe wohl, Nitsas-Ini!“

„Lebe wohl, Maitso!“

Der Eisgraue bestieg sein Pferd und forderte im langsamen Fortreiten einige Indianer auf, mit ihm zu kommen. Sie waren gern bereit dazu, denn die Antilopenjagd ist ein Vergnügen, das die Indianer jener Gegenden mit Leidenschaft betreiben. Er war von dem Häuptlinge Maitso genannt worden. Dieses Wort bedeutet in der Navajosprache so viel wie Wolf, woraus sich auch schließen ließ, daß dies der ursprüngliche deutsche Name dieses Mannes war. Denkt man daran, daß der junge Freund und Kamerad Schi-Soß Adolf Wolf hieß, so wird man leicht zu der Ahnung kommen, daß dieser Maitso der Onkel war, den Adolf auffuchen wollte.

Der Graue ritt mit seinen indianischen Begleitern weit in die Ebene hinein, und es gelang ihnen, einige Antilopen zu erlegen. Auf dem Heimweg bemerkten sie, noch lange bevor sie das Lager erreicht hatten, drei Reiter, welche langsam aus östlicher Richtung geritten kamen; deren Pferde mußten einen langen und anstrengenden Weg zurückgelegt haben, denn man sah ihnen schon von weitem an, daß sie außerordentlich ermüdet waren.

Diese drei Reiter hielten, als sie den Trupp erblickten, ihre Tiere an, um zu beraten, dann aber kamen sie vollends herbei: es waren Poller, Buttler und der Delprinz.

„Guten Abend, Sir!“ grüßte der letztere, da die Sonne schon tief im Versinken war. „Ihr seid ein Weißer, und darum schätze ich, daß Ihr uns eine wahrheits-treue Auskunft geben werdet. Zu welchem Stamme gehören die Roten, die da bei Euch sind?“

„Zu den Navajos,“ antwortete Wolf, indem er die ihm Unbekannten mit nicht eben günstiger Miene musterte.

„Wer führt sie an?“

„Nitsas-Tni, der oberste Häuptling.“

„Und Ihr? Wer seid Ihr? Ihr könnt doch unmöglich zu den Navajos gehören?“

„Pshaw! Es kann auch weiße Navajos geben. Ich wohne schon lange Jahre in ihrer Nähe und rechne mich auch zu ihnen.“

„Wo sind sie jetzt?“

„Um? Warum fragt Ihr so?“

„Wir wollen Nitsas-Tni auffuchen, um ihm eine sehr wichtige Nachricht zu bringen.“

„Von wem?“

„Von seinen Kundschaftern.“

Wenn er geglaubt hatte, den Alten damit sofort zu ködern, so hatte er sich geirrt. Dieser sah ihn vielmehr noch mißtrauischer als vorher an und sagte: „Kundschafter? Wüßte nicht, wo wir Kundschafter hätten!“

„Verstellt Euch nicht! Ihr dürft Vertrauen zu uns haben. Wir bringen wirklich eine sehr wichtige Botschaft von ihnen.“

„Nun, ich setze den Fall, wir hätten wirklich einige Späher zu irgend einem Zweck ausgesandt und diese hätten uns etwas zu berichten, meint Ihr, daß sie da auf den außerordentlichen Gedanken kommen würden, uns dies durch drei Bleichgesichter sagen zu lassen? Die würden uns wohl einen von sich schicken.“

„Ja, wenn sie könnten!“

„Warum sollten sie nicht können?“

„Weil sie gefangen sind.“

„Gefangen! Alle Teufel! Bei wem?“

„Bei den Nijoras.“

„Wo?“

„Zwei Tagesritte von hier, aufwärts im Chellytal.“

„Wie viele find's?“

„Acht Mann.“

„Stimmt leider nicht, stimmt wirklich nicht!“

„Alle Teufel, seid doch nicht so ungläubig! Ich weiß wohl, daß es zehn gewesen sind; aber es fehlen zwei, die von den Nijoras ausgelöscht worden sind.“

„Ausgelöscht? Hört, Master, seht Euch vor! Keiner von euch dreien hat ein Gesicht, das mir gefallen könnte. Wenn ihr uns etwas sagt, so sorgt ja dafür, daß es wahr ist, sonst kann es euch schlimm ergehen!“

„Zudt immerhin mit der Achsel! Ihr werdet es uns doch noch Dant wissen, daß wir zu Euch gestoßen sind. Ist Euch vielleicht das Gloomy-water jenseits des Chelly bekannt?“

„Ja.“

„Nun, gar nicht weit davon ist Euer Khasi-tine von Molaschi mit noch einem Kundschafter erschossen worden, und die acht übrigen wurden am Gloomy-water gefangen genommen und nach dem Chelly geschleppt. Dort gelang es uns dreien, die wir auch in die Hände der Nijoras geraten waren, zu entkommen.“

Jetzt, da Wolf den Namen Khasi-tine hörte, konnte er nicht länger zweifeln; er rief erschrocken aus: „Khasi-tine erschossen? Ist das wahr? Und die andern gefangen? Alle Wetter, da steht es schlimm um sie!“

„O, es gibt noch andre, um die es ebenso schlimm steht!“

„Noch andre? Wer denn?“

„Winnetou, Old Shatterhand, Sam Hawkens und noch andre Westmänner; dazu eine ganze Gesellschaft deutscher Auswanderer.“

„Seid Ihr toll!“ stieß Wolf hervor. „Old Shatterhand und Winnetou auch gefangen?“

Da nahm sich auch Poller des Gespräches an, indem er antwortete: „Noch mehr, viel mehr. Schi-So ist auch dabei; er kommt aus Deutschland mit einem andern jungen Mann, welcher Adolf Wolf heißt.“

„Mein Himmel! Da muß ich Euch sagen, daß ich der Oheim dieses Adolf Wolf bin. Er will zu mir. Also er gefangen, und Schi-So auch? Schnell, schnell, kommt zum Häuptling! Ihr müßt uns alles erzählen, und dann brechen wir sofort auf, um Hilfe zu bringen.“

Er gab seinem Pferd die Sporen und galoppierte davon, dem Lager zu. Die drei Weißen folgten ihm, indem sie verstohlen befriedigte Blicke unter sich wechselten. Den Schluß bildeten die Indianer. Es lag Poller, Buttler und dem Delprinzen nur daran, sich hier bei den Navajos Waffen und Munition zu holen und dann schleunigst weiter zu reiten. Sie sagten sich natürlich, daß sie verfolgt würden, und hegten keineswegs die Absicht, sich ergreifen zu lassen. Vor allen Dingen galt es, Zeit zu gewinnen, um eine passende Gelegenheit zur Flucht abzuwarten. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß das Zusammentreffen der Navajos mit Old Shatterhand und seinen Leuten verhindert wurde. Wie dies anzufangen war, darüber dachte der Delprinz jetzt während des Rittes nach dem Lager nach. Erst wollte ihm nichts einfallen, schließlich aber kam ihm doch ein passender Gedanke: Old Shatterhand und Winnetou befanden sich mit ihren Begleitern auf der linken Seite des Chellyflusses; wenn man die Navajos veranlaßte, auf dem rechten Ufer zu bleiben, so wurde das Zusammentreffen jedenfalls um mehrere Tage hinausgeschoben, und es stand zu erwarten, daß sich während dieser Zeit eine Gelegenheit zum Entrinnen finden werde. Darum ermahnte der Delprinz seine beiden Freunde mit gedämpf-

ter Stimme, so daß der voranreitende „Wolf“ es nicht hören konnte: „Laßt mich reden, wenn wir gefragt werden, und merkt euch vor allen Dingen das eine: wir haben uns nicht am linken, sondern am rechten Ufer des Flusses befunden, und auf derselben Seite befindet sich auch Old Shatterhand mit seinen Leuten.“

„Warum das?“ erkundigte sich Buttler.

„Werde es dir später erklären; jetzt ist keine Zeit dazu.“

Er hatte recht, denn die Reiter näherten sich eben jetzt dem Lager. Die darin befindlichen Indianer blickten verwundert auf die drei fremden Weißen, denn sie hatten in dieser abgelegenen Gegend und jetzt, wo das Kriegsbeil ausgegraben worden war, keine Bleichgesichter vermuten können. Wolf ritt mit diesen bis an das Zelt des Häuptlings, der wie vorher vor dem Eingang saß, stieg da von seinem Pferd und meldete: „Ich habe diese weißen Männer getroffen und zu dir gebracht, weil sie eine sehr wichtige Botschaft für dich haben.“

Ritsas-Ini zog seine Stirn in Falten und meinte: „Ein geübtes Auge sieht es schon dem Baum an seiner Rinde an, wenn er innerlich faul ist. Du hast deine Augen nicht offen gehabt.“

Die drei Weißen hatten also keinen guten Eindruck auf ihn gemacht: sie hätten taub sein müssen, um dies aus seinen Worten nicht zu entnehmen. Der Delpring trat nahe zu ihm heran und sagte halb höflich und halb vorwurfsvoll: „Es gibt Bäume, die innerlich gesund sind, obgleich ihre Rinde krank zu sein scheint. Der ‚Große Donner‘ mag erst dann über uns urteilen, wenn er uns kennen gelernt hat!“

Die Falten in der Stirn des Häuptlings vertieften sich, und seine Stimme klang streng abweisend, als er

antwortete: „Es sind mehrere hundert Sommer vergangen, seit die Bleichgesichter in unser Land gekommen sind; wir haben also Zeit genug gehabt, sie kennen zu lernen. Es gab nur wenige unter ihnen, welche Freunde der roten Männer genannt werden konnten.“

Bei diesen Worten wurde es den drei Männern bange; der Delprinz ließ sich dies aber nicht merken, sondern fuhr in zuversichtlichem Ton fort: „Ich habe gehört, daß der ‚Große Donner‘ ein gerechter und weiser Anführer ist; er wird Krieger, die zu ihm gekommen sind, um ihn und seine Leute zu retten, nicht feindlich behandeln.“

„Ihr uns retten?“ fragte der Häuptling, indem er sein Auge abermals geringschätzig über ihre Gestalten gleiten ließ. „Was für eine Gefahr ist es, aus welcher ihr uns erlösen wollt?“

„Die Gefahr vor den Nijoras.“

„Pshaw!“ rief er unter einer wegwerfenden Handbewegung aus. „Die Nijoras sind Zwerge, die wir zertraten werden!“

„Das denkst du, aber sie sind euch an Zahl weit überlegen.“

„Und wenn sie zehnmal hundert zählten, wir würden sie doch vernichten, denn ein Navajo ist so viel wie zehn Nijoras zusammen. Und ihr wollt uns helfen, ihr, die ihr keine Waffen habt? Nur ein Feigling kann sich sein Gewehr nehmen lassen.“

Das war eine Beleidigung. Hätte der Delprinz sich diese gefallen lassen, so wäre er allerdings feig gewesen, das sah er gar wohl ein, und darum antwortete er zornig: „Wir sind gekommen, euch Gutes zu erweisen, und du vergiltst uns diese Absicht mit beleidigenden Worten? Wir werden euch augenblicklich verlassen.“

Er trat zu seinem Pferde und gab sich den Anschein, als ob er wieder in den Sattel steigen wolle. Da aber sprang der Häuptling auf, streckte seine Hand gebieterisch aus und rief: „Herbei, ihr Navajokrieger; laßt diese Bleichgesichter nicht von der Stelle!“

Diesem Ruf wurde augenblicklich Folge geleistet; als die drei Weißen von den Roten ringsum eingeschlossen waren, fuhr er fort: „Meint ihr, daß man zu uns kommen und von uns gehen darf wie ein Prairiehase von und zu seinem Bau? Ihr befindet euch in unsrer Gewalt und verlaßt diesen Ort nicht eher, als bis ich es euch erlaube. Beim ersten Schritte, den ihr gegen meinen Willen tut, treffen euch die Kugeln meiner Leute!“

Das klang drohend und sah nicht weniger bedrohlich aus, denn eine Menge Gewehre waren auf die drei gerichtet. Doch auch jetzt ließ der Delprinz seine Besorgnis nicht erkennen; er nahm den Fuß wieder aus dem Bügel und die Hand vom Sattel weg und sagte ruhig: „Ganz wie du willst! Wir sehen ein, daß wir in eure Hände gegeben sind, und müssen uns fügen; aber alle eure Gewehre sollen uns nicht zwingen, euch die Botschaft mitzuteilen, die wir euch bringen wollten.“

„Pshaw! Ihr wolltet mir sagen, daß die Hunde von Nijoras das Kriegsbeil ausgegraben haben und aus ihren Hütten gegen uns aufgebrochen sind. Aber dazu brauche ich euch nicht, denn ich habe Kundschafter ausgesandt, die mich zur rechten Zeit benachrichtigen werden.“

„Da irrst du dich. Deine Kundschafter können dir keine Nachricht bringen, denn sie sind bei den Nijoras gefangen!“

„Das ist eine Lüge! Ich habe die erfahrensten, die klügsten Männer ausgewählt, denen es nicht einfallen wird, sich ergreifen zu lassen!“

„Und ich sage dir, daß der Führer deiner Kundschafter, Ahasti-tine, sogar bereits tot ist!“

„Uff, uff, uff!“

„Er wurde mit noch einem andern deiner Krieger von Molaschi, dem Häuptling der Nijoras, eigenhändig erschossen; die andern acht wurden gefangen genommen, gerade so wie wir.“

„Gerade so wie ihr? Auch ihr seid in die Hände der Nijoras gefallen gewesen?“

„Ja. Es gelang uns, zu entfliehen, doch ohne Waffen, die man uns abgenommen hatte. Darum sind wir unbewaffnet hier angekommen. Du hältst uns aus diesem Grunde für Feiglinge. Wie nennst du deine Kundschafter, die ihre Waffen auch hergeben mußten und nicht die Klugheit und Tatkraft besaßen, sich einen Weg zur Flucht zu öffnen?“

„Uff, uff, uff!“ rief der Häuptling. „Meine Späher gefangen und Ahasti-tine erschossen! Das erfordert Rache! Wir müssen sofort aufbrechen, um diese Hunde von Nijoras zu überfallen. Wir —“

Er war außerordentlich aufgeregt, ganz gegen die sonstige Indianerruhe, und wollte in sein Zelt, um seine Waffen zu holen. Da ergriff Wolf, der bisher geschwiegen hatte, ihn am Arm und sagte: „Halt, warte noch! Du mußt doch erfahren, wo die Nijoras sich befinden, wenn du sie überfallen willst. Das werden dir diese Männer sagen. Sie wissen auch noch andre Dinge, welche sogar noch viel, viel wichtiger sind.“

„Noch wichtiger?“ fragte der Häuptling, indem er sich wieder umwendete. „Was kann wichtiger sein, als daß Ahasti-tine tot ist und unsre Kundschafter gefangen genommen worden sind.“

„Ehi-So ist auch gefangen!“

„Schi — — — Schi — — — Schi — — —“

Er brachte vor Schreck den Namen seines Sohnes nicht vollständig über die Lippen. Dann stand er steif, als ob er zu Stein geworden sei, und nur seine rollenden Augen zeigten, daß Leben in ihm war. Seine Krieger drängten sich näher herbei, doch ließ keiner einen Laut hören. Der Delprinz sah ein, daß er den jetzigen Augenblick für sich ausnützen müsse, und sagte also mit weithin hörbarer Stimme: „Ja, so ist es; Schi-So ist auch gefangen. Er soll am Marterpfahl sterben!“

„Und mein Neffe Adolf, der mit ihm aus Deutschland gekommen ist, befindet sich auch in der Gewalt der Nijoras!“ fügte Wolf hinzu.

Da kehrte dem Häuptling die Fassung zurück. Er besann sich, daß es doch unter seiner Würde sei, merken zu lassen, wie sehr die Nachricht ihn betroffen hatte; darum zwang er sich zu äußerlicher Ruhe und fragte: „Schi-So gefangen? Wißt ihr das genau?“

„Sehr genau,“ antwortete der Delprinz. „Wir haben nicht nur in seiner Nähe gefesselt gelegen, sondern sogar mit ihm und allen seinen Begleitern gesprochen.“

„Wer befand sich bei ihm?“

„Ein junger Freund von ihm, welcher Wolf heißt, mehrere deutsche Familien, die von drüben ausgewandert sind, und sodann eine ganze Schar berühmter Westmänner, von denen ihr gewiß nicht denken werdet, daß sie sich so leicht gefangen nehmen lassen.“

„Wer sind diese Männer?“

„Old Shatterhand — — —“

„Old Shat — — — uff, uff!“

„Ferner Winnetou.“

„Der größte Häuptling der Apatschen? Uff, uff, uff!“

„Sam Hawkens, Did Stone, Will Parler, Droll, der Hobble-Frank, gewiß lauter Leute, die du nicht zu den Feiglingen zählen wirst.“

Es erklangen rundum laute Rufe des Erstaunens, ja des Schreckens; dadurch fand der Häuptling Zeit, sich zu fassen, denn die Selbstbeherrschung hatte ihm abermals vergehen wollen. Er schob die ihm im Wege Stehenden auseinander und eilte in sein Zelt. Man hörte seine Stimme und diejenige seiner weißen Frau; dann kamen beide heraus, und die letztere rief, sich an die drei Bleichgesichter wendend: „Ist es möglich, ist es wahr? Mein Sohn befindet sich in den Händen der feindlichen Nijoras?“

„Ja,“ antwortete der Delprinz.

„So muß er schnell, schnell gerettet werden! Erzählt, was Ihr davon wißt, und sagt, wo sich die Feinde befinden! Wir müssen eilen. Also macht, redet, sprecht!“

Sie als Frau konnte ihre Aufregung natürlich viel weniger beherrschen als der Häuptling. Sie hatte Grinleys Arm ergriffen und schüttelte ihn, als ob sie die gewünschte Auskunft dadurch beschleunigen könne; der Delprinz aber antwortete in einem ruhigen Ton: „Ja, wir sind allerdings gekommen, um euch von dem, was geschehen ist, zu benachrichtigen; aber der Häuptling hat uns wie Feinde empfangen, und so wollen wir das, was wir wissen, doch lieber für uns behalten.“

„Sund!“ fuhr ihn da der ‚Große Donner‘ an. „Du willst nicht sprechen? Es gibt Mittel, dir den Mund zu öffnen!“

Da legte die Frau die Hände auf Schulter und Arm ihres roten Mannes und bat ihn: „Sei freundlich mit ihnen! Sie haben uns benachrichtigen wollen und also nicht verdient, daß du sie als Feinde behandelst.“

„Ihre Gesichter sind nicht die Gesichter guter Männer; ich traue ihnen nicht,“ antwortete er finstern.

Die Frau des roten Mannes aber fuhr fort zu bitten, und Wolf vereinigte seine Vorstellungen mit den ihrigen, weil ihm um seinen Neffen bange war. Auch ihm gefielen diese drei Weiszen desto weniger, je öfter er sie anschaute; aber sie hatten ihm nichts Böses getan, und er konnte auf Grund ihrer Aussage seinen Verwandten retten; das war für ihn Grund genug, auch Fürbitte einzulegen. Der Häuptling, der allerdings viel lieber Strenge angewendet hätte, konnte diesem doppelten Drängen nicht widerstehen und erklärte schließlich: „Es soll so sein, wie Ihr wünscht: die Bleichgesichter mögen in Frieden sagen, was sie uns mitzuteilen haben. Also redet!“

Diese Aufforderung war an den Delprinzen gerichtet. Wenn der Häuptling glaubte, daß dieser ihr sofort nachkommen werde, so irrte er sich, denn Grinley antwortete: „Ehe ich deinen Wunsch erfülle, muß ich erst wissen, ob ihr unsre Wünsche erfüllen werdet.“

„Welche Wünsche habt ihr?“

„Wir brauchen Waffen. Werdet ihr uns welche geben, wenn wir euch den Dienst leisten, den ihr von uns verlangt?“

„Ja.“

„Jedem ein Gewehr und ein Messer und Pulver und Blei, sowie einen Vorrat von Fleisch, da wir nicht wissen, ob wir bald auf ein Wild treffen werden?“

„Auch das, obgleich es nicht notwendig ist, denn so lange ihr bei uns seid, werdet ihr nicht Not leiden.“

„Dabon sind wir ja fest überzeugt; aber wir können leider doch nicht lange bleiben.“

„Wann wollt ihr fort?“

„Nachher, sobald wir euch erzählt haben, was geschehen ist.“

„Das ist unmöglich. Ihr müßt bei uns verweilen, bis wir uns überzeugt haben, daß alles, was ihr uns erzählt habt, die Wahrheit ist.“

„Das ist ein Mißtrauen, das uns beleidigen muß. Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder sind wir eure Freunde oder eure Feinde. Im ersteren Fall kann es uns nicht einfallen, euch zu belügen, und im letzteren würden wir es niemals gewagt haben, euer Lager aufzusuchen.“

Der Häuptling wollte noch immer Widerspruch erheben; seine weiße Squaw aber bat ihn in dringendem Ton: „Glaube ihnen, glaube ihnen doch, sonst vergeht die kostbare Zeit und wir kommen zur Rettung unsres Sohnes zu spät!“

Da Wolf sich dieser Bitte anschloß, so antwortete der ‚Große Donner‘: „Der Wind will nach seiner Richtung gehen, aber wenn er durch hohe Berge aufgehalten wird, muß er sich in eine andre Richtung wenden. Der Wind ist mein Wille und ihr seid die Berge; es soll so sein, wie ihr wollt.“

„Also wir dürfen fort, wann es uns beliebt?“ fragte der Delprinz.

„Ja.“

„So ist unser Uebereinkommen getroffen und wir wollen die Pfeife des Friedens darüber rauchen.“

Da verfinsterte sich das Gesicht des Häuptlings plötzlich wieder und er rief aus: „Glaubt ihr mir nicht? Haltet ihr mich für einen Lügner?“

„Nein. Aber in der Zeit des Krieges braucht man kein Versprechen zu halten, das ohne den Rauch des Kalumets gegeben wurde. Ihr könnt die Friedenspfeife

getrost anbrennen, denn wir meinen es ehrlich. Wir reden die Wahrheit und können es euch beweisen, wenn ihr es verlangt.“

„Beweisen? Womit?“

„Sobald ihr unsern Bericht vernommen habt, werdet ihr überzeugt sein müssen, daß jedes Wort die Wahrheit enthält. Dann kann ich euch auch sogar ein Papier zeigen, dessen Inhalt alles bestätigen wird.“

„Ein Papier? Ich mag nichts vom Papier wissen, denn es kann mehr Lügen enthalten, als ein Mund auszusprechen vermag. Auch habe ich nicht gelernt, mit den Zeichen zu sprechen, die auf euren Papieren stehen.“

„So kann Mr. Wolf jedenfalls lesen; er wird dir sagen, daß wir ehrlich und offen sind. Willst du nun die Pfeife des Friedens mit uns rauchen?“

„Ja,“ antwortete der Häuptling, als er den bittenden Blick seiner Frau bemerkte.

„Für dich und alle die Deinen?“

„Ja, für mich und für sie.“

„Dann nimm dein Kalumet, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Er hatte die Friedenspfeife an seinem Halse hängen, nahm sie herab, füllte den schön geschnittenen Kopf mit Tabak und brannte ihn an. Nachdem er die vorgeschriebenen sechs Züge getan hatte, reichte er sie dem Delprinzen, von dem sie an Buttler und dann an Poller überging. Als dies geschehen war, glaubte der Delprinz sicher zu sein. Er dachte nicht daran, daß Wolf das Kalumet nicht erhalten hatte und also nicht an den Vertrag gebunden war.

Dreizehntes Kapitel.

Das verhängnisvolle Schriftstück.

Jetzt setzten sich alle auf den Boden nieder und Grinley begann zu erzählen. Er berichtete von dem Petroleumfund, aber ohne den Ort zu nennen, von dem Verkauf an den Bankier und von seiner Reise in die Berge. Natürlich verschwieg er die Wahrheit. Er sagte, er sei schon auf Forners Rancho mit Buttler und Pollar und den Auswanderern zusammengetroffen, auch mit Winnetou, Old Shatterhand und den andern Jägern; dann seien sie alle den Nijoras in die Hände gefallen, und bei diesen hätten sie die gefangenen Navajofundschafter vorgefunden und von ihnen gehört, daß Rhastitine von Mofaschi erschossen worden sei.

Die Navajos hatten bis jetzt schweigend zugehört, doch läßt sich denken, daß sowohl der Häuptling als auch seine Squaw innerlich nicht so ruhig waren, wie sie sich äußerlich zeigten; sie wußten ja ihren Sohn in großer Gefahr. Auch Wolf hing mit gespannter Aufmerksamkeit an den Lippen des Erzählers. Jetzt machte der dreist lügende Delprinz eine Pause, und der Häuptling benutzte diese, zu fragen: „Wie ist es euch denn gelungen, zu entfliehen?“

„Mit Hilfe eines kleinen Federmessers, das die Nijoras nicht bemerkt hatten. Unsrę Hände waren zwar gebunden, trotzdem aber konnte einer meiner beiden Gefährten mir in die Tasche greifen und das Messerchen herausnehmen und öffnen, und als er mir meine Fesseln zerschnitten hatte, konnte ich dies dann auch mit den übrigen tun.“

Der ‚Große Donner‘ blickte eine Weile vor sich nieder; dann hob er rasch den Kopf und fragte: „Und dann?“

„Dann sind wir schnell aufgesprungen und zu den Pferden gerannt; wir bestiegen die drei ersten besten und jagten davon.“

„Wurdet ihr verfolgt?“

„Ja, aber nicht eingeholt.“

„Warum machtet ihr nur euch frei und nicht auch die andern?“

Das war eine verfängliche Frage, bei der er sein Auge scharf auf den Delprinzen richtete. Dieser sah ein, daß er sich jetzt zusammenehmen müsse, und antwortete: „Weil wir keine Zeit dazu fanden. Einer der Wächter sah, daß wir uns bewegten; er kam herbei; da konnten wir natürlich nichts andres tun als davoneilen.“

Er glaubte eine genügende Erklärung gegeben zu haben und ahnte darum gar keine Falle, als sich der Häuptling weiter erkundigte: „Du hast das kleine Messer noch?“

„Ja.“

„Ihr habt neben den andern Gefangenen gelegen?“

„Ja.“

Er hätte jetzt viel lieber „nein“ gesagt, das war aber nun nicht mehr möglich, da er vorhin das Gegenteil behauptet hatte. Er begann, die Absicht zu ahnen, die der

„Große Donner“ verfolgte, und wirklich meinte dieser nun mit grimmig blißenden Augen: „Hätte ich nicht die Pfeife des Friedens mit euch geraucht, so würde ich euch jetzt in Fesseln legen lassen!“

„Warum?“ fragte Grinley erschrocken.

„Weil ihr entweder Lügner oder feige Schurken seid.“

„Wir sind keins von beiden!“

„Schweig! Entweder belügt ihr jetzt uns, oder ihr habt euch gegen eure Mitgefangenen wie Schufte benommen!“

„Wir konnten sie nicht retten!“

„O doch! Und wenn nichts andres möglich war, so könntest du dem Nächsten, der bei euch lag, das kleine Messer geben.“

„Dazu war die Zeit zu kurz.“

„Büge nicht! Und wenn du recht hättest, so müßtet ihr die Nijoras überlisten. Während sie euch verfolgten, müßtet ihr heimlich zurückkehren und die Gefangenen befreien.“

„Das war uns unmöglich. Wenn uns nun auch zwanzig oder dreißig folgten, die übrigen zweihundert-siebzig waren doch zurückgeblieben.“

Raum hatte er dieses Wort gesagt, so bereute er es. Es zeigte sich auch gleich, daß er einen großen, einen unverzeihlichen Fehler begangen hatte, denn der Häuptling fragte: „Also waren es dreihundert?“

„Ja.“

„Du siehst, daß wir viel mehr sind, und doch sagtest du vorhin, daß sie uns weit überlegen seien. Du hast zwei Zungen, hüte dich!“

„Ich hatte euch nicht genau gezählt,“ entschuldigte sich Grinley.

„So öffne deine Augen besser! Wenn du bei Nacht siehst, wie groß die Zahl der Nijoras ist, mußt du jetzt am Tage doch viel besser wissen, wie viele Krieger hier beisammen sind. An welchem Ufer lagerten die Nijoras?“

„Am rechten.“

„Wann wollten sie aufbrechen?“

„Erst nach einigen Tagen,“ log der Delprinz, „weil sie noch weitere Krieger erwarteten.“

„Beschreib uns die Stelle genau!“

Er tat es, so gut er konnte, und fügte dann hinzu: „Jetzt habe ich alles gesagt, was ich sagen konnte, und ich hoffe, daß du dein Wort halten wirst. Gebt uns Waffen und laßt uns weiter ziehen!“

Der ‚Große Donner‘ wiegte seinen Kopf bedenklich hin und her und antwortete nach einer Weile: „Ich bin Nitfas-Ini, der oberste Häuptling der Nabajos, und habe noch nie mein Wort gebrochen. Aber habt ihr denn auch bewiesen, daß eure Worte die Wahrheit enthalten?“

„So will ich euch den unumstößlichen Beweis liefern, der euer Mißtrauen vollständig zerstreuen wird.“

Er bemerkte oder beachtete nicht die warnenden Blicke, die Buttler und Poller auf ihn richteten. Er griff in die Tasche und zog die Anweisung auf San Francisco hervor, die er von dem Bankier erhalten hatte. Indem er sie dem Wolf hingab, sagte er: „Hier, werft einmal einen Blick auf dieses Wertpapier! Eine solche Summe wird, zumal unter solchen Umständen, doch nur einem ehrlichen Menschen angewiesen. Meint Ihr nicht?“

Wolf überflog die Urkunde mit prüfendem Blick und las es dann dem Häuptling vor. Dieser schaute, wie vorher schon einige Male, sinnend zu Boden und sagte dann: „So ist also dein Name Grinley?“

„Ja.“

„Wie heißen diese deine beiden Gefährten?“

„Dieser hier Buttler und dieser andre Pöller.“

Wolf wollte jetzt dem Delprinzen die Anweisung zurückgeben, da aber nahm der Häuptling sie ihm schnell aus der Hand, legte sie in ihre Falten zusammen, schob sie in den Gürtel und fuhr in einem Ton, als ob er da gar nichts Besonderes getan hätte, fort: „Wo liegt die Delquelle, die du verkauft hast?“

„Am Gloomy-water.“

„Das ist nicht wahr, dort gibt es keinen Tropfen Del.“

„O doch!“

„Sprich nicht dagegen! Es gibt dort keine Stelle, so groß wie meine Hand, die ich nicht betreten hätte. Es gibt kein Del in dieser Gegend. Du bist ein Betrüger!“

„Donner und Wetter!“ fuhr da der Delprinz auf. „Soll ich mir — — —“

„Schweig!“ fiel der Häuptling ihm in die Rede. „Ich habe es euch gleich angesehen, daß ihr keine ehrlichen Männer seid, und habe nur darum das Kalumet geraucht, weil ich dazu gedrängt wurde.“

„So willst du wohl eine Ausrede machen, um dein Wort brechen zu können?“

Der ‚Große Donner‘ machte eine abweisende stolze Handbewegung und antwortete, indem ein höchst geringschätzendes Lächeln über sein Gesicht glitt: „Solcher Menschen wegen, wie ihr seid, soll mir kein Mann nachsagen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe.“

„So liefert uns Waffen, Munition und Fleisch, und laßt uns ziehen! Und gib mir mein Papier zurück! Warum hast du es eingesteckt?“

„Ich habe es nicht dir zurückzugeben, sondern dem, von dem ich es genommen habe. Du hast das Bleich-

geficht, daß die Delquelle kaufte, in der kein Del vorhanden ist, um dieses Geld betrogen. Der Wolf' wird wissen, was er zu tun hat."

Er zog das Papier aus dem Gürtel und gab es Wolf mit einem bezeichnenden Wink zurück. Dieser schob es schnell in seine Tasche.

„Halt!“ rief Grinley, indem seine Augen zornig blitzten. „Das Papier gehört mir!“

„Ja,“ nickte Wolf, indem er ein sehr behagliches Lächeln zeigte.

„Also her damit!“

„Nein,“ antwortete Wolf mit demselben behaglichen Lächeln.

„Warum nicht? Wollt Ihr an mir zum Dieb werden?“

„Nein. Aber mäßigt Euch mit Euern Ausdrücken!“

„Dann heraus mit der Urkunde!“

„Nein.“

„Warum behaltet Ihr denn diese Anweisung, die mir gehört?“

„Weil uns manches in eurer Erzählung nicht einleuchten will und weil ihr gar so rasch von hier fort wollt. Leute, die mit genauer Not der Gefangenschaft und dem Tod entronnen sind, bedürfen der Ruhe und der Pflege. Dies könntet ihr hier haben; ihr wollt aber fort. Sodann würde jeder andre an eurer Stelle sich uns auf unfrem Zug gegen die Nijoras anschließen, um sich zu rächen; auch das wollt ihr nicht. Ihr wollt nur fort, nur fort, und zwar sehr schnell. Das sieht natürlich ganz so aus, als ob ihr vor jemand, der hinter euch her kommt, eine gewaltige Angst hättet.“

„Was wir denken und wollen, das geht Euch nichts an,“ antwortete der Delprinz trotzig. „Ich habe mit

dem Häuptling und durch ihn mit allen den Seinen die Pfeife des Friedens geraucht; er muß seine Versprechungen erfüllen, und es darf mir nichts genommen werden.“

„Ganz richtig, Sir! Der ‚Große Donner‘ wird sein Wort ganz gewiß halten.“

„So gebt das Papier heraus!“

„Ich? Fällt mir nicht ein! Ich will es keineswegs stehlen, sondern nur aufheben.“

„Hölle und Teufel! Für wen?“

„Für diejenigen, die nach euch kommen.“ Und als der Delprinz zornig aufbrausen wollte, schnitt er ihm das Wort mit dem gebieterischen Zuruf ab: „Haltet den Mund! Glaubt ja nicht, daß Ihr der Mann seid, von dem ich mich einschüchtern lasse! Wenn ihr ehrliche Leute seid, so könnt ihr ruhig bei uns bleiben. Ob ihr euch das Geld drei oder vier Tage früher oder später auszahlen laßt, das kann euch nicht an den Bettelstab bringen. Ich will euch sagen, was ich denke. Im ersten Augenblick habe ich euch trotz eurer verdächtigen Gesichter für Gentlemen gehalten; damit ist es aber vorüber, seit ich eure merkwürdige Erzählung gehört habe.“

„Sie ist wahr!“

„Unsinn! Ihr sagt, Old Shatterhand, Winnetou, Sam Hawkens und andre seien mit euch gefangen gewesen? Und ihr seid allein entkommen! Mr. Grinley, das ist außerordentlich auffällig. Ihr habt da Männer genannt, die weit eher entkommen würden als ihr. Vielleicht habt ihr sie in die Hände der Nijoras gespielt. Das mag nun freilich sein, wie es will; Winnetou und Old Shatterhand sind Leute, die für sich selber sorgen werden. Für mich ist die Hauptsache jetzt diese Anweisung. Wir werden die Gefangenen befreien und also mit ihnen zusammentreffen; oder sie befreien sich selbst und kom-

men hinter euch her; auch in diesem Fall treffen wir auf sie. Da werden wir natürlich diesen Bankier Mr. Rollins sehen und ihm die Anweisung zeigen. Ist Eure Sache eine ehrliche, so könnt Ihr getrost bei uns bleiben; seid Ihr aber ein Betrüger, so habt Ihr Euch dieses Mal umsonst bemüht.“

Da sprang der Delprinz vom Boden auf und schrie: „Das wollt Ihr tun? Das sagt Ihr mir? So wollt Ihr an mir handeln? Was geht es Euch an, daß ich schnell weiter muß! Habe ich nötig, Euch meine Gründe zu sagen? Ich bleibe dabei: die Friedenspfeife ist geraucht worden und niemand darf mich hier festhalten!“

„Das wird auch kein Mensch tun,“ antwortete Wolf ruhig.

„Und ich muß bekommen, was man mir versprochen hat!“

„Waffen, Pulver, Blei und Fleisch? Ja, das werdet Ihr erhalten.“

„Und mein Papier zurück! Es ist mein Eigentum!“

„Wenn dies erwiesen ist, erhaltet Ihr es allerdings zurück.“

„Nein, jetzt, sofort! Es darf uns nichts genommen werden, denn der Häuptling hat mit uns für sich und all die Seinen das Kalumet geraucht.“

„Das stimmt. Aber, Mr. Grinley, haltet Ihr mich etwa auch für einen Indianer, für einen Navajo? Oder habe ich mit Euch das Kalumet geraucht?“

Grinley starrte ihm ins Gesicht und fand keine Antwort.

„Ja, so ist es,“ nickte Wolf mit einem überlegenen Lächeln. „Ihr mögt sonst ein schlauer Fuchs sein; heute aber seid Ihr das Gegenteil gewesen. Man läuft hier im wilden Westen nicht mit Hunderttausenden in der Tasche

herum, und wenn man es dennoch tut, so behält man sie drin stecken und zeigt sie nicht vor. Nun habt Ihr gehört, was ich Euch zu sagen hatte: wir sind fertig.“

Er stand auf und wollte sich entfernen. Da packte ihn der Delprinz am Arme und schrie ihn an: „Das Papier heraus, oder ich erwürge Euch!“

Wolf schleuderte ihn mit einem kräftigen Ruck von sich ab, zog seinen Revolver, hielt ihm diesen entgegen und antwortete drohend: „Wagt Euch noch einen einzigen Schritt an mich heran und meine Kugel fährt Euch in den Schädel! Bleibt bei uns, oder macht Euch fort, mir ist es ganz gleich; aber dieses Papier gebe ich nicht eher wieder her, als bis ich meinen Neffen befreit und mit dem Bankier gesprochen habe. Jetzt ist's genug!“

Er ging nun wirklich fort. Der Delprinz mußte dies zähneknirschend sehen, ohne ihn halten zu können. Er wendete sich wutschnaubend an den Häuptling; dieser hörte ihn lächelnd an und antwortete dann in größter Seelenruhe: „Der ‚Wolf‘ ist ein freier Mann, er kann tun, was ihm beliebt. Wenn du bei uns bleibst, so bekommst du dein Papier wieder.“

„Ich muß aber fort!“

„So mag es dir der Bankier nachsenden. Du hast uns eine Botschaft gebracht, und ich gebe dir Waffen, Munition und Fleisch dafür, obgleich sie wohl nicht wahr ist. Verlange nicht mehr von mir! Willst du bei uns bleiben?“

„Nein.“

„So sollst du jetzt gleich erhalten, was ausbedungen ist; dann könnt ihr weiter reiten.“

Er ging, um die nötigen Befehle zu erteilen, und auch seine Navajos zogen sich von den drei Weißen zurück wie Tauben, die auf dem Felde vor den Krähen weichen.

Die Betrüger standen allein. Niemand hörte auf sie; darum konnten sie gegenseitig ihren Gefühlen Luft machen.

„Verfluchter Kerl, dieser Wolf!“ knirschte Grinley.
„Er gibt die Anweisung wirklich nicht heraus!“

„So etwas habe ich mir gleich gedacht, als ich sah, daß du sie vorzeigen wolltest,“ antwortete Buttler. „Bist ein Dummkopf gewesen, wie es keinen zweiten gibt!“

„Schweig, Esel! Ich konnte nicht anders. Sie wollten mir nicht glauben, und da mußte ich mich ausweisen!“

„Ausweisen! Mit einer erschwindelten Urkunde! Nun siehst du, wie schön dir dieser Ausweis gelungen ist!“

„Das konnte ich nicht vorher wissen!“

„Aber ich hab's gewußt! Wo ist nun der Lohn für alle Mühe, die wir uns gegeben, für alle Gefahren, die wir durchgemacht haben? Ein einziger Augenblick hat uns um alles gebracht!“

So ging es eine ganze Weile fort, aber als Poller auch anfing, Vorwürfe zu machen, brachte Grinley ihn durch einige Grobheiten zum Schweigen und fuhr dann fort: „Ich mag unvorsichtig gewesen sein, doch ist noch lange nicht alles verloren. Wir werden die Anweisung wieder bekommen.“

„Von diesem Wolf?“ fragte Buttler mit einem Lachen des Zweifels.

„Ja.“

„Willst du etwa hier bleiben und warten, bis die Nijoras kommen oder gar Old Shatterhand und Winnetou?“

„Fällt mir nicht ein! Wir reiten fort.“

„Aber da geben wir doch das Papier auf!“

„Nein. Ich sage, wir reiten fort, aber nicht eher,

als bis wir Wolf gezwungen haben, es herauszugeben. Denke daran, daß wir Waffen erhalten.“

„So willst du mit ihm kämpfen?“

„Ja, wenn er uns dazu zwingt.“

„Und die Roten? Wie werden die sich dazu verhalten?“

„Sie werden sich nicht einmischen. Wir haben die Friedenspfeife mit ihnen geraucht, und so lange wir ihr Lager nicht verlassen, dürfen sie nicht Partei gegen uns und für ihn nehmen. Er hat ja erklärt, daß er nicht zu ihnen gehört. Etwas andres wäre es, wenn wir das Lager verließen und dann vielleicht zurückkehrten; dann hätte das Kalumet seine Kraft verloren. Seht, da bringt man uns das Fleisch! Die Gewehre und Messer werden bald folgen, und dann suche ich diesen Wolf auf. Ihr haltet doch zu mir?“

„Natürlich! Für eine solche Summe kann man schon etwas wagen. Wir können ja versuchen, wie es geht. Wenn es gefährlich für uns werden will, ist es doch noch Zeit, vom Kampf abzusehen. Dort steigen mehrere Rote zu Pferd. Wohin mögen sie wollen?“

„Kann uns gleichgültig sein. Uns geht es wohl nichts an.“

Grinley irrte sich, als er dies dachte. Der Häuptling näherte sich mit einem Roten, der lange, dünne Stücke getrockneten Fleisches trug.

„Wann wollen die Bleichgesichter uns verlassen?“ fragte er.

„Sobald wir bekommen haben, was uns versprochen worden ist.“

„Und wohin werdet Ihr die Schritte eurer Pferde lenken?“

„Hier zum Bett des Rio Nabajos hinab. Wir wollen den Colorado hinunter.“

„So könnt ihr sofort aufbrechen. Hier ist Fleisch.“

„Und das andre?“

„Werdet ihr auch erhalten. Seht ihr die Reiter dort?“

„Ja.“

„Sie haben drei Gewehre, drei Messer und Pulver und Blei für euch. Sie werden eine Stunde lang mit euch reiten und dann, wenn sie euch diese Sachen gegeben haben, wieder zu uns zurückkehren.“

Die drei sahen sich enttäuscht an. Der Häuptling bemerkte dies sehr wohl, tat aber so, als ob es ihm entgangen sei.

„Warum bekommen wir das denn nicht jetzt?“ fragte Buttler.

Da ging ein ganz eigentümliches Lächeln über das Gesicht des ‚Großen Donners‘, und er antwortete: „Ich habe vernommen, daß die Bleichgesichter die Gewohnheit haben, ihren Gästen das Ehrengeliebt zu geben. Dies soll hier mit euch geschehen.“

„Wir nehmen es dankbar an; aber die Waffen können wir ja doch selber tragen.“

„Warum sollt ihr euch diese Mühe geben? Ihr braucht sie doch jetzt nicht. Seht, meine Leute brechen auf! Sie pflegen schnell zu reiten. Macht, daß ihr ihnen nachkommt, sonst erreichen sie vor euch die Stelle, wo sie euch die Waffen übergeben sollen, und wenn ihr dann nicht da seid, bekommt ihr sie nicht.“

Er machte mit der Hand die Bewegung des Abschieds und wendete sich davon, indem sein Gesicht vor Schadenfreude förmlich glänzte. Er hatte sein Versprechen erfüllt und zugleich das Vorhaben der Weißen verhindert.

„Schlauer Fuchs, diese Rothhaut!“ stieß Grinley hervor. „Er scheint geahnt zu haben, was wir uns vorgenommen hatten.“

„Ja,“ stimmte Buttler bei. „Nun ist für uns nicht mehr zu hoffen.“

„Pshaw! Ich gebe die Hoffnung noch lange nicht auf.“

„Wirklich? Denkst du, daß es möglich ist, noch etwas zu erreichen?“

„Ja. Wir warten, bis die sechs Kerls fort sind, und kehren dann um.“

„Um mit Wolf anzubinden?“

„Ja.“

„Das wäre wieder dumm, denn die Roten würden ihm alle helfen. Du hast ja selbst gesagt, daß, wenn wir das Lager verlassen haben, das Kalumet keine Kraft mehr besitzt.“

„Ja, das wäre freilich eine Dummheit, wenn wir ihn offen anpacken wollten.“

„Also heimlich?“

„Ja. Ihr könnt euch denken, daß sie baldigst aufbrechen werden, um die vermeintlichen Gefangenen zu befreien, und wir wissen, daß sie am rechten Ufer aufwärts ziehen werden. Wir reiten ihnen nach, bis wir den Platz erreichen, wo sie für die Nacht lagern. Da belauschen wir sie, und es sollte mich wundern, wenn wir keine Gelegenheit fänden, uns an diesen Wolf zu machen.“

„Das mag richtig sein. Das ist ein Gedanke, der mir wieder Leben gibt!“

Sie stiegen auf ihre Pferde und ritten ohne Abschied davon. Es schien sich kein Mensch um sie zu kümmern;

aber es schien auch nur so, denn in Wirklichkeit waren natürlich alle Augen heimlich auf sie gerichtet.

Als der Delprinz und seine beiden Genossen hinter der Böschung des Ufers verschwunden waren, kam Wolf wieder zum Vorschein. Er hatte sich hinter eine Baumgruppe zurückgezogen gehabt und schritt jetzt auf das Häuptlingszelt zu, vor dem der ‚Große Donner‘ die hervorragendsten seiner Krieger zur Beratung zusammenkommen ließ. Die weiße Squaw befand sich in großer Sorge um ihren Sohn und trieb ihren Mann zum schleunigen Ausbruch, um die Nijoras zu überfallen. Er tröstete sie damit, daß Schi-So sich in Gesellschaft so berühmter, tapferer und erfahrener Krieger befände.

„Und,“ fügte Wolf zur Beruhigung hinzu, „die Gefangenen werden erst nach beendetem Krieg, nach der Heimkehr in die Dörfer getötet; der Krieg hat aber noch gar nicht begonnen, und so braucht es Euch um Euren Sohn nicht angst zu sein, wie auch ich für meinen Neffen noch lange nicht die größte Besorgnis hege. Vor allen Dingen müssen wir an das Nächste denken. Es muß ein Laufschur hinunter an den Fluß gelegt werden.“

„Wozu?“ fragte der Häuptling.

„Wenn mich meine Vermutung nicht trügt, so kehren die drei Weißen, nachdem sie die Waffen bekommen haben, wieder um und folgen uns nach. Eine so hohe Summe gibt man nicht auf, ohne geradezu alles zu versuchen, sie wieder zu erhalten.“

„Du meinst, daß sie dich zwingen wollen, das Papier herauszugeben?“ fragte der Häuptling.

„Ja.“

„Sie mögen kommen! Sie haben unser Lager verlassen, und der Rauch des Kalumets kann sie also nicht mehr schützen. Sie würden unsere Kugeln schmecken.“

„Wenn wir sie sähen, ja. Sie werden sich aber hüten, sich sehen zu lassen, sondern uns im verborgenen nachschleichen, um mich zu überfallen, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu ergibt. Ich muß aus diesem Grunde zu meiner Sicherheit wissen, ob sie überhaupt umkehren. Darum bitte ich dich, einen berittenen Späher hinunter an den Fluß zu stellen.“

„Warum beritten?“

„Weil wir doch bald von hier aufbrechen und er uns ohne Pferd nicht leicht einholen könnte.“

Der Häuptling folgte diesem Rat, und dann konnte die Besprechung über den durch die Not so beschleunigten Zug gegen die Nijoras beginnen.

Eigentlich gab es gar nicht viel zu verhandeln. Es war zwar anzunehmen, daß Grinley, Buttler und Poller nicht die Wahrheit gesagt hatten in Beziehung dessen, was ihre Personen, ihre Absichten und Taten betraf, aber daß sie gefangen gewesen waren, mußte geglaubt werden, weil sie keine Waffen gehabt hatten. Auch daß die Kundschafter der Navajos, Old Shatterhand und Winnetou nebst ihren Begleitern in die Hände der Nijoras geraten waren, durfte als wahr angenommen werden. Jedenfalls hatten die Nijoras auch Kundschafter ausgesandt, und diese hatten das Lager der Navajos sicher erspäht, da sie von den Gegenkundschaftern nicht daran verhindert worden waren. Auf alle Fälle hatten die Nijoras beschlossen, zum Angriff überzugehen, und diese Absicht war bestärkt worden durch die Flucht der drei Bleichgesichter, von denen die Nijoras sich sagen konnten, daß sie jedenfalls die Navajos aufgesucht hatten, um bei diesen Schutz zu suchen und sie zu benachrichtigen. Dies konnte nur durch einen schnellen Ueberfall wett gemacht werden, und so waren die Nijoras jedenfalls sofort

gegen die Navajos aufgebrochen. Diese letzteren glaubten hinwiederum, den Angriff nicht abwarten zu sollen, sondern ihm zuvor- oder wenigstens entgegenzukommen. Darum rüsteten sie sich zum Aufbruch, der gerade in dem Augenblick geschah, als die sechs Reiter zurückkehrten, welche Grinley, Buttler und Pöller fortgeschafft hatten. Als sie befragt wurden, wie diese sich verhalten hätten, erklärten sie, daß die drei Weißen nach Empfang der Waffen und der Munition ruhig weiter geritten wären, ohne durch irgend etwas zu verraten, daß sie die Absicht hegten, umzukehren. Dennoch blieb der Späher unten am Fluß stehen und erhielt die Weisung, falls die Bleichgesichter zurückkehrten, sie erst vorüber zu lassen, eine Weile zu beobachten und sie dann in einem weiten Bogen zu umreiten, um seinen Kameraden nachzufolgen.

Der Zug ging natürlich am rechten Flußufer aufwärts, denn man hatte der Aussage des Delprinzen, daß die Nijoras sich an diesem befänden, Glauben geschenkt; in Wirklichkeit kamen sie aber am linken herunter. Als der Tag sich zu Ende neigte, kam der Späher nach und meldete, daß die drei Weißen in der That umgekehrt seien und den Navajos auf deren Fährte folgten. Da man dies nun wußte und sich gegen sie vorsehen konnte, waren sie nicht zu fürchten.

Es wurde den ganzen Abend weiter geritten und erst gegen Mitternacht angehalten, da man nun, wie man fälschlicherweise annahm, jeden Augenblick auf die Nijoras treffen konnte. Man lagerte sich, brannte aber keine Feuer an, weil diese zur Entdeckung führen konnten.

Der Mond stand über den Uferbäumen und belächelte sein Bild, das ihm aus dem hier schmalen, aber ziemlich tiefen Wasser des Flusses entgegenlängte. Tiefe Stille herrschte ringsumher; nur zuweilen schnaubte

eines der Pferde oder schlug mit dem Schwanz nach den Stechmücken, die es hier am Flusse gab; weiter war nichts zu hören. Wirklich weiter nichts? O doch, denn plötzlich klang es im Sechsaachteltakt vom andern Ufer herüber: „Fitifitititi, fititi, fititi, fititi, fititi, fitifitititi, fititi, fititi, ti!“

Die Indianer fuhren aus dem Schlaf empor und lauschten erstaunt. War das eine menschliche Stimme oder ein Instrument gewesen? Der Häuptling trat leise zu seiner Frau und fragte: „Hast du es gehört. So etwas habe ich noch nie vernommen. Was mag es gewesen sein?“

„Es hat jemand die Violine nachgeahmt und einen Walzer geträllert,“ antwortete sie.

„Violine? Walzer? Was ist das? Ich weiß es nicht.“

Sie wollte Auskunft geben, kam aber nicht dazu, denn es tönte von drüben herüber: „Lililililili, lilili, lilili, Lililililili, lilili, lilili, lilili, li!“

„Das ist ja wieder anders!“ flüsterte der Häuptling.

„Das war die Klarinette, welche nachgeahmt wurde.“

„Klarinette? Kenne ich nicht. Ich denke, daß da drüben — — —“

„Trärärä tä — — tä — — tä — — trärärä tä — — tä — — tä — —!“ wurde er drüben unterbrochen.

„Das war die Trompete,“ erklärte die Squaw, welche auch nicht wußte, was sie denken sollte. Und ehe noch der Häuptling antworten konnte, erklang es weiter: „Tschingtschingtsching tschingbumbum, tschingbumbum, tschingbumbum, tschingtschingtsching tschingbumbum, tschingbumbum bum—!“

„Das war die große Trommel mit den Messingbeden,“ sagte die Squaw, deren Erstaunen von Minute zu Minute gewachsen war.

„Trompete, Trommel, Beden?“ fragte der Große Donner. „Das sind lauter Worte, die ich nicht verstehe. Ist vielleicht ein böser Geist da drüben?“

„Nein, es ist kein Geist, sondern ein Mensch. Er ahmt den Klang verschiedener Musikinstrumente mit der Stimme nach.“

„Aber das ist doch nicht Musik der roten Männer!“

„Nein, sondern der Bleichgesichter.“

„Sollte es ein Bleichgesicht sein?“

„Möglich.“

„Aber die sind doch gefangen! Ich werde einige Späher hinübersenden, welche dieses sonderbare Wesen beschleichen sollen.“

Eine Minute später schwammen weiter unten, wo sie von dem seltsamen Musiker nicht bemerkt werden konnten, vier Navajos über den Strom, stiegen drüben an das Ufer und schlichen sich dann flugaufwärts. Nach kurzer Zeit ertönte ein unterdrückter Schrei und hierauf kamen die vier, einen menschlichen Körper halb über Wasser haltend, wieder herübergeschwommen. Als sie den Körper auf die Beine gestellt hatten, meldete einer von ihnen dem Häuptling: „Dieses Bleichgesicht ist es gewesen; es lehnte an einem Baum und trommelte sich mit den Fingern auf den Bauch.“

Der Große Donner trat an die fremde Gestalt heran, betrachtete sie und fragte: „Was treibst du hier mitten in der Nacht? Wer bist du, und wer sind die, zu denen du gehörst?“

Er hatte halb englisch und halb indianisch gesprochen; der Gefragte verstand ihn nicht, ahnte aber, was

man wissen wollte, und antwortete in deutscher Sprache: „Guten Abend, meine Herren! Ich bin der Herr Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden. Warum haben Sie mich denn in meinem Studium gestört? Ich bin wahrhaftig ganz pudelnah geworden!“

Die Roten verstanden kein Wort; aber man kann sich das freudige Erstaunen der weißen Squam denken, als sie die bekannten Laute ihrer Muttersprache hörte. Sie trat eiligst auf den Emeritus zu und rief aus: „Sie sprechen Deutsch? Sie sind ein Deutscher, ein Kantor aus der Dresdener Gegend? Wie in aller Welt kommen Sie denn hierher an den Chellyfluß?“

Nun war das Erstaunen auf der Seite des Herrn Kantors. Er trat einige Schritte zurück und rief aus, indem er die Hände zusammenschlug: „Die Laute meiner Muttersprache aus diesem Mund! Eine Indianerin, eine echte Indianerin, welche deutsch redet!“

„Sie irren sich; ich bin zwar jetzt die Frau eines Indianers, nämlich des Häuptlings der Navajos, aber von Geburt eine Deutsche.“

„Und Sie haben einen Indianer zum Mann genommen? Wie heißt denn Ihr Herr Gemahl?“

„Mitsas-Ini, der ‚Große Donner‘.“

„‚Großer Donner‘? Zu dem wollen wir ja!“

„Wirklich? Sie sagen ‚wir‘; also sind Sie nicht allein?“

„Bewahre! Wir sind eine ganze Gesellschaft tüchtiger Westmänner und Helden beisammen, Winnetou, Old Shatterhand, Sam...“

„Kann ich erfahren, wo Ihre Gefährten sich jetzt befinden?“

„Sie sind den Nijoras nach.“

„Die wollen uns doch überfallen.“

„Ja, wenn ich mich nicht täusche, glaube ich, dies gehört zu haben.“

„Sie sagen mir da etwas für uns ganz außerordentlich Wichtiges. Wir sind nämlich den Nijoras entgegengezogen, um ihrem Ueberfall zuvorzukommen.“

„Wie? Ihnen entgegen? Ich glaube, daß Sie sich da auf dem falschen Wege befinden, verehrteste Frau Häuptling.“

„Wieso?“

„Wieso? Weil die sich drüben am linken Ufer befinden.“

„Nicht hier am rechten? Wissen Sie das auch gewiß? Es kommt uns nämlich sehr viel darauf an, daß Sie sich nicht etwa in einem Irrtum befinden.“

„Ein Irrtum ist gar nicht möglich. Wenn wir Jünger der Kunst einmal etwas wissen, so wissen wir es auch ordentlich und richtig. Wir sind ja eben von den Nijoras überfallen worden.“

„Das weiß ich. Drei von Ihnen haben sich gerettet.“

„Drei? Da denken Sie höchst wahrscheinlich an Buttler, Poller und den Delprinzen. Die sind uns leider durchgebrannt.“

„Durchgebrannt? Also entflohen? Etwa Ihnen?“

„Ja. Haben Sie etwa diese drei Personen gesehen?“

„Sogar gesprochen haben wir mit ihnen.“

„Da will ich hoffen, daß Sie sich in acht genommen haben!“

„Warum?“

„Weil das Menschen zu sein scheinen, denen man nicht weiter trauen darf, als man sie sieht. Die haben den Schalk im Nacken, ja, ja, den Schalk im Nacken. Es ist ihnen sogar gelungen, mich zu täuschen, mich, der ich

ein Sohn der Musen bin. Das will doch gewiß viel heißen, sehr viel! Ich werde das Ihnen schon noch erzählen, Frau Häuptling.“

„Ja, später. Für jetzt möchte ich zunächst wissen, wo Old Shatterhand und Winnetou sich befinden.“

„Das weiß ich nicht.“

„Nicht? Aus Ihren früheren Worten schien aber doch hervorzugehen, daß Sie es wissen müssen!“

„Das mag sein. Aber einesteils bekümmere ich mich nicht eingehend um solche Sachen, weil meine Heldenoper alle meine Gedanken in Anspruch nimmt, und andernteils verhalten sich meine Gefährten nicht so mittheilhaftig gegen mich, wie Sie anzunehmen scheinen. Es ist dies eine sehr zarte Rücksichtnahme von ihnen, für die ich ihnen wirklich dankbar sein muß. Sie wollen mich nicht mit diesen alltäglichen Sachen belästigen, da ich weit Höheres zu schaffen habe.“

„Wann sind sie denn von Ihnen fort?“

„Noch vor heut Mittag. Sie haben niemand als nur Schi-So mitgenommen.“

„Schi-So? Was? Meinen Sohn?“

„Ihren Sohn? Wie? Er ist Ihr Sohn?“

„Ja. Wußten Sie das nicht?“

„Nein. Ich wußte nur, daß er der Sohn von Nit-sas-Tni sei, ob aber auch der Ihrige, das war mir bis zum gegenwärtigen Augenblick unbekannt.“

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich die Frau des Häuptlings bin!“

„Das stimmt; aber wissen Sie, es ist für einen Jünger der Kunst nicht so leicht, sich in die Verhältnisse einer Familie hineinzudenken, bei der die Mutter weiß, der Vater aber von kupferner Farbe ist. Ich werde es mir aber sehr genau überlegen, und dann ist es sehr

wahrscheinlich, daß Sie in meiner Oper einen Platz bekommen, etwa als rote Heldennutter, denn eine weiße habe ich schon in der Person von Frau Rosalie Ebersbach."

Der Kantor kam ihr etwas sonderbar vor. Sie schüttelte leise den Kopf und erkundigte sich dann: „Was taten Sie denn eigentlich vorhin da drüben, wo Sie sich befanden?“

„Ich komponierte den Heldeneinzugsmarsch zu meiner Oper.“

„Über so laut!“

„Das muß so sein; das geht nicht anders. Ich muß doch hören, wie die einzelnen Instrumente klingen.“

„Aber das könnte Ihnen sehr leicht das Leben kosten! Wenn nun Feinde in der Nähe gewesen wären?“

„Sam Hawkens sagte, es seien keine da. Darum paßte er auch nicht sehr auf mich auf, und so gelang es mir, mich zu entfernen. Ich ging so weit fort, daß sie mich nicht hören konnten, und probierte da die einzelnen Stimmen des Orchesters durch. Da wurde ich leider plötzlich unterbrochen. Man packte mich von hinten, schnürte mir die Kehle zu, so daß es mit dem Komponieren rein alle war, und schleppte mich hierher. Ich hoffe, daß man mich wieder hinüberschafft!“

„Das wird geschehen. Ist es weit bis zu Ihrem Lager?“

„Nun, eine tüchtige Viertelstunde wird man zu gehen haben, da ich mich so weit entfernen mußte, um nicht gehört zu werden.“

„So ist es gut für einstweilen; ich werde jetzt mit meinem Mann sprechen.“

Unterstützt von Maitso, dem Wolf, verdolmetschte sie den Indianern, was sie von dem Kantor erfahren

hatte, und es wurde dann beschlossen, daß Wolf mit noch zwei Roten über den Fluß schwimmen sollte, um das Lager der Weißen aufzusuchen.

Die drei waren gute Schwimmer; sie kamen leicht und schnell hinüber und wendeten sich dann links, um, leise am Wasser hinschleichend, sich dem Lager zu nähern. Sie waren noch gar nicht weit gekommen, so hörten sie nahende Schritte. Schnell verstedten sie sich hinter einige Büsche. Die zwei Personen, welche kamen, sprachen halblaut miteinander.

„Das ist doch wirklich een schrecklicher Mensch,“ sagte der eine. „Der hat wahrhaftig gar keen bißchen Sitzfleisch. Wenn wir ihn gefunden haben, so hängen wir ihn an die Leine. Meenste nich ooch, alter Droll?“

„Ja,“ stimmte der andre bei. „Die Oper, die er mache will, is verrückt, und er selber is noch viel verrückter. Der kann uns noch in großen Schaden bringe; wir müsse ihn wirklich anhänge!“

Wolf hörte, daß er es mit Deutschen zu tun hatte, und grüßte hinter seinem Busch hervor: „Guten Abend, meine Herren, es freut mich sehr, Landsleute hier zu treffen.“ Aber er sah die beiden schon nicht mehr, er hörte nur das Knacken ihrer Gewehrhähne. Sie waren gleich beim ersten Wort, das er gesprochen hatte, wie in den Erdboden hinein verschwunden. „Wo sind Sie hin?“ fuhr er fort. „Aus Ihrem Verhalten und Ihrer Schnelligkeit ersehe ich, daß Sie gute Westmänner sind; aber Ihre Vorsicht ist hier unnötig. Sie hören ja, daß ich auch deutsch spreche.“

„Das zieht bei uns nich,“ lautete die Antwort hinter einem Gesträuch heraus. „Es gibt mehrschenteils Schurken, die ooch zuweilen deutsch reden können.“

„Ich bin aber ein wirklicher Deutscher und zwar

der Onkel von Adolf Wolf, den Sie wohl kennen dürften.“

„Alle Wetter, da is es gut, daß wir eenander nich erschossen haben! Krauchen Sie doch mal nich länger dort im Busch herum, sondern kommen Sie raus, Sie alter deutscher Napolium!“

„Gern; vorher aber noch ein Wort. Es sind zwei Nabajokrieger bei mir. Wie werden Sie sich zu ihnen verhalten?“

„So freundlich, als ob sie meine zwee eenzigen Patentkinder wären. Die Nabajos sind doch unsre Freunde!“

„Gut, so kommen wir!“ Er trat mit den beiden Roten aus seinem Versteck hervor und die beiden andern tauchten auch wieder wie aus der Erde auf. Es wurden nur wenige Worte gewechselt und dann brach man rasch nach dem Lagerplatz auf.

Als sie diesen erreichten, befanden sich nur die Auswanderer mit ihren Frauen und Kindern dort; die andern waren fortgegangen, um nach dem Kantor zu suchen. „Wie benachrichtigen wir sie nur?“ fragte Frank. „Wir können sie doch nich holen, weil wir nich wissen, wo sie schteden.“

„Schießen Sie ein Gewehr ab,“ rief Wolf. „Da werden sie gleich kommen. Sie dürfen unbesorgt schießen, denn nun, da ich unser Lager und das Ihrige kenne, weiß ich sehr genau, daß wir nichts zu befürchten haben.“

Auf dieses Wort hin schoß Frank sein Gewehr ab und wirklich lehrten die Abwesenden in kurzer Zeit einer nach dem andern zurück. Es läßt sich denken, wie entzückt Adolf Wolf war, als sein Oheim sich ihm zu erkennen gab. Es war eine Szene der Freude und der

Rührung, an der auch die andern alle herzlichen Anteil nahmen.

Zu einer längeren Aussprache zwischen Onkel und Neffen reichte die Zeit vorläufig nicht. Deshalb wendete sich Wolf, dem die Namen sämtlicher Anwesenden genannt worden waren, bald darauf an den Bankier: „Ihr würdet mir als Mr. Rollins aus Arkansas bezeichnet. Habt Ihr nicht eine Delquelle gekauft?“

„Leider, ja, die aber keine Delquelle war.“

„Dachte es mir. Seid beschwindelt worden.“

„Und wie! Die drei Kerle sind uns entkommen. Ich hoffe aber, daß wir sie noch einholen werden.“

„Gm. Wollt Ihr einmal sehen, was dies ist?“

Er zog einen Gegenstand aus der Tasche und reichte ihn Rollins hin. Als dieser einen Blick darauf geworfen hatte, rief er in froher Ueberraschung aus: „Sir, was sehe ich da! Das ist ja meine Unterschrift, die Anweisung, die ich in Grinleys Händen glaubte!“

Wolf erzählte kurz, wie er in den Besitz dieser Schrift gekommen war; als er dann berichtete, daß Grinley, Buttler und Poller wieder umgekehrt seien, fragte Sam Hawks: „Wollen die Kerle etwa hinter Euch her, Mr. Wolf?“

„Natürlich, sie wollen die Gelegenheit, wenn ich mich einmal allein von den andern entferne, abwarten und mich überfallen, um mir das Papier wieder abzunehmen.“

„So ist es; so denke ich es mir auch. Soll ihnen aber nicht gelingen. Werden sich dadurch in unsre Hände liefern. Wo habt ihr euch heut gelagert?“

„Eine Viertelstunde abwärts von hier am jenseitigen Ufer.“

„Denkt ihr, daß sie euch nahe sind?“

„Nein. Sie haben unsrer Fährte nur so lange, als es Tag war, folgen können; dann mußten sie warten. Wir haben also einen ziemlichen Vorsprung vor ihnen.“

„Schön, so fangen wir sie morgen. Doch, da fällt mir ein: wir haben noch nicht von Rhastitine gesprochen. Wißt ihr, wo euer Stundschafter eigentlich steckt?“

„Ja. Es wurden zehn Stundschafter ausgesandt; acht sind gefangen; die beiden übrigen aber wurden von den Nijoras ermordet.“

„Das vermutet ihr?“

„Wir vermuten es nicht bloß, sondern wir wissen es von eurem Delprinzen.“

„Ah! Der, also der hat es euch gesagt? Und ihr habt es geglaubt?“

Wolf sah Sam forschend in das Gesicht und forschte dann: „Weshalb fragt Ihr so eigentümlich?“

„Will es Euch sagen: die Nijoras haben eure Späher nicht getötet, sondern — der Delprinz.“

„Der — Delprinz?“ wiederholte Wolf im Tone des unbedingten Unglaubens. „Wer hat Euch das weisgemacht?“

„Hört, Mr. Wolf, Sam Howlens läßt sich nicht so leicht etwas weismachen! Spreche von Tatsachen!“

„Alle Donner! So redet doch! Was sind das für Tatsachen?“

„Rhastitine beschlich den Häuptling der Nijoras so vortrefflich, daß dieser unbedingt in seine Hände fallen mußte; da aber kam ein anderer, ein ganz Unbeteiligter dazu und schoß ihn und seinen Gefährten hinterrücks nieder.“

„Und dieser Mörder soll — soll — euer Delprinz gewesen sein? Beweist es mir; beweist es!“

„Nichts ist leichter als das. Waren Zeugen dabei,

zwei Männer, die es verhindern wollten, aber nicht verhindern konnten, weil es zu schnell geschah. Und diese Zeugen sitzen hier bei uns. Mr. Rollins und Mr. Baumgarten sind's. Fragt sie nur; laßt es Euch von ihnen erzählen!"

Wolf wollte es doch noch nicht glauben; aber als der Bankier ihm den Vorgang genau berichtet hatte, konnte er nicht länger zweifeln und rief nun um so grimmiger aus: „Also dieser Kerl, dieser Schurke ist es wirklich gewesen! Und den haben wir bei uns gehabt und wir haben nichts geahnt, nichts, gar nichts!"

„Ja, sogar bewaffnet habt ihr die Beute, hihihih!" lachte Sam in seiner sonderbaren Weise. „Habt das sehr gut gemacht, wirklich außerordentlich gut!"

„Schweig, Mr. Howlens! Konnte man an so etwas denken? Ist solch eine Frechheit für möglich zu halten? Unsere Kundschafter zu ermorden, sich dann zu uns zu wagen und Unterstützung von uns zu verlangen! Aber wir jagen ihm nach und ruhen nicht eher, als bis wir ihn erwischen! Also der, der ist der Mörder von Ahasti-tine! Das muß der Häuptling erfahren und zwar sofort!"

Er wechselte einige hastige Worte mit seinen beiden roten Begleitern und alsbald huschten diese vom Lagerfeuer fort.

Die Unterhaltung war bis jetzt in englischer Sprache geführt worden, und da die deutschen Auswanderer deren nicht mächtig waren, bat Frau Rosalie den Hobbler-Frank, ihr das Nötige mitzuteilen. Er tat dies in deutscher Sprache. Als Wolf dies hörte, ging er auch vom Englischen auf das Deutsche über und machte hie und da einige Bemerkungen zu Franks Erklärungen. Letzterer schloß seine Ausführungen mit den Worten:

„Und nu wollen wir diesen Nijoras zeigen, daß sie nichts weiter sind als bloße Senfindianer.“

„Senfindianer?“ fragte Wolf erstaunt. „Wieso?“ — „Das wissen Sie nich?“ — „Nein, Herr Frankle, von einem Senfindianer habe ich wirklich noch nichts gehört.“ — „Nicht? Da hört doch alles off! Es gibt nich nur eenen, sondern sogar zwee Senfindianer. Und da kennen Sie wirklich keenen davon?“ — „Nein.“ — „Weder den alten noch den jungen?“ — „Nein. Wo leben denn diese beiden Senfindianer?“ — „Das tut gar nich zur Sache; es genügt für Sie, zu wissen, daß sie in Washington beim großen, weißen Vater' gewesen sind. Sie wissen vielleicht, wer mit diesen Worten gemeent sein soll?“ — „Ja. Die Indianer pflegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten so zu nennen.“

„Richtig! Wie ich höre, sind Sie doch nich ohne alle Anlage zur Wissenschaft. Also diese beiden Indianer waren von ihrem Schtamm nach Washington gesandt worden, um dem großen, weißen Vater eenige Wünsche des Schtammes vorzutragen. Als Gesandtschaft mußten sie nobel und rücksichtsvoll behandelt werden, und darum wurden sie zum Abendessen beim Präsidenten eingeladen. Sie saßen da nebeneinander ganz unten an der Tafel, die fast zusammenbrach vor Flaschen, Schüsseln und Tellern, die darauf stunden. Es gab Speisen, die sie im Leben noch nich gesehen, noch viel weniger aber gegessen hatten; dabei lagen die Messer, Gabeln und Löffel, und sie mußten achtgeben, wie sie sich dabei zu benehmen hatten. Da raunte der Alte dem Jungen listig zu: Mein junger Bruder mag mit mir offpassen, wobon die weißen Gäste am wenigsten nehmen; das ist die teuerste und köstlichste Schpetse; da langen wir tüchtig zu.“ — Sie gaben also acht und bemerkten, daß am

allerwenigsten genommen wurde von einer braunen Schpeise, die auf silbernen Unterlegern in kleinen, feinen Gläsern schiedte. In jedem Gläschen gab es einen kleinen Löffel, der aus Schildkrötenschale gemacht war. Da meente der Alte wieder zu dem Jungen: „In diesen Gläsern befindet sich das teuerste und köstlichste Gericht. Mein junger Bruder kann een solches Glas mit seiner Hand erreichen; er mag sich zuerst von der Schpeise nehmen.“ — Der junge Indianer zog sich das Glas herbei, nahm einen gehäuften Löffel voll und rasch darauf noch einen zweeten. Dabei blickte er sich um, ob man wohl bemerkt habe, daß er gleich zwee Löffel voll genommen hatte. Keen Mensch guckte her. Erscht nun begann er, die köstliche Schpeise mit der Zunge zu zerdrücken, und der Alte sah ihm dabei voller Spannung in das Gesicht. Dieses Gesicht wurde nach und nach gelb, rot und blau, sogar grün, aber es blieb starr und unbewegt, denn een Indianer darf selbst bei den ärgsten Schmerzen nich mit der Wimper zuden. Die Dogen wurden starr und immer starrer und fingen an zu tränen, bis das Wasser stromweise über die Backen runterlief. Da machte der junge Indsman einen fürchterlichen, todesmutigen Schluß, und — hinunter war der Senf und es wurde ihm wieder besser, nur daß das Wasser noch immer in Schtrömen aus den Dogen lief. Darum fragte der alte Indsman neugierig: „Warum weint denn mein junger roter Bruder?“ — Dieser hätte um alles in der Welt nich eingestanden, daß ihm die köstliche Schpeise so off die Nerven und an das Leben gegangen sei, und darum antwortete er: „Ich dachte eben daran, daß mein Vater vor fünf Jahren im Mississippi ertrunken is; darum weine ich.“ — Bei diesen Worten schob er dem Alten das Glas hin. Dieser hatte gesehen,

wie schlau sein junger Bruder gewesen war, und machte es ebenso: er schob schnell hintereinander zwei volle Löffel in den Mund und klappte ihn dann rasch zu. Aber dann gingen mit einem Male die Lippen wieder auseinander und klappten auf und zu wie bei einem Karpfen, der keine Luft bekommen kann, oder wie wenn man einen brennend heißen Bissen in den Mund gesteckt hat und doch nicht wieder herausnehmen kann. Dann zog es dem Alten die Stirnhaut in die Höhe, und in der Gurgel quirlte es höchst verdächtig. Die Farbe seines Gesichtes veränderte sich wie bei einem Chamäleon; der Schweiß sickerte aus allen Poren; die Dogen wurden rot und füllten sich mit einem See von Tränen, welcher bald überließ und seine Fluten über die Backen herniedergoß. Das sah der Junge und fragte ihn mitleidig: „Warum weint mein alter roter Bruder?“ — Da schluckte dieser mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft den Senf hinunter, holte tief und schöhnend Atem und antwortete: „Ich weine darüber, daß du damals vor fünf Jahren nicht auch gleich mit ersoffen bist!“ — So, Herr Wolf, das ist die berühmte Geschichte von den zwei Senfindianern, die Sie noch nicht kennen.“

Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieses Berichts, ein Gelächter, in das er selbst sehr kräftig einstimmt und das bei der nächtlichen Stille, die rundum herrschte, wohl eine Viertelstunde weit zu hören war. Da erschallte vom Wasser her eine Stimme, die im indianischen Englisch rief: „Weshalb lachen die Bleichgesichter so laut? Jeder Baum kann einen Feind verbergen, wenn man nicht daheim in seinem Zelte ist.“

Es war Nitfas-Ini, welcher kam, gefolgt von dem Rantor und von einigen seiner besten Krieger. Auch seine weiße Squaw brachte er mit, wohl deshalb, weil

die Boten gesagt hatten, daß hier auch Frauen seien. Die Lagernden erhoben sich, ihn zu begrüßen. Er blieb vor ihrem geöffneten Kreise stehen und ließ, jedem einen scharfen, musternnden Blick zuwerfend, sein Auge in die Runde gehen. Als er Sam Hawkens sah, nahm sein ernstes Gesicht einen freundlichen Ausdruck an und er sagte, ihm die Hand reichend: „Mein weißer Bruder Sam ist dabei? Dann weiß ich, daß diese laute Lustigkeit uns keinen Schaden bringen wird, denn Sam Hawkens läßt seine Stimme nicht hören, wenn ein Feind in der Nähe ist.“

Auch Stone, Parker, Droll und Frank bekamen eine Hand, und dann wurden ihm die Namen der übrigen genannt. Von den Frauen nahm er nicht die geringste Notiz. Dem jungen Wolf legte er die Hand auf den Kopf und sagte: „Du bist der Freund meines Sohnes und der Nefte meines weißen Bruders. Sei willkommen unter den Zelten der Navajos! Du wirst wie ein Kind unsres Stammes sein.“

Nun setzte man sich wieder und nach einer kleinen Pause, wie sie die indianische Höflichkeit in solchen Fällen erfordert, wendete sich Mitsas-Tni an Sam Hawkens: „Mein weißer Bruder mag mir erzählen, was geschehen ist!“

Hawkens kam dieser Aufforderung nach. Er unterrichtete den Häuptling von allem, ohne aber viel Worte zu machen. Als er geendet hatte, blickte Mitsas-Tni wieder eine Weile still vor sich hin und sagte dann: „Morgen wird die Strafe kommen. Sind meine weißen Brüder bereit, uns zu helfen?“

„Ja,“ antwortete Sam. „Eure Feinde sind unsre Feinde, und unsre Freunde mögen auch die eurigen sein!“

„Sie sind es. Wir wollen das Kalumet darauf rauchen.“

Er nahm die Friedenspfeife von der Schnur, mittels der sie an seinem Halse hing, öffnete den Tabaksbeutel und stopfte sie. Als er sie in Brand gesetzt hatte, erhob er sich, blies den Rauch nach dem Himmel und nach der Erde, dann nach den vier Himmelsrichtungen und sagte: „Alle Bleichgesichter, welche hier versammelt sind, sollen unsre Brüder und Schwestern sein. Ich spreche im Namen des ganzen Stammes der Navajos. Hohgh!“

Nun gab er die Pfeife an Sam und setzte sich wieder. Dieser stand auf, tat dieselben sechs Züge und sagte: „Ich rauche und spreche im Namen meiner weißen Brüder und Schwestern, die sich hier befinden. Wir wollen wie Söhne und Töchter der Navajos sein und im Kampf und Frieden bei euch bleiben. Ich habe gesprochen. Hohgh!“

Er reichte dem Häuptling die Pfeife, der sie nun nicht weiter gab, sondern bis zu Ende rauchte. Als sie ausgegangen war, hing er sie wieder an die Schnur und sagte: „Morgen wird das Blut des Mörders und seiner beiden Begleiter fließen.“

„Denkst du, daß sie hierherkommen werden?“ fragte Sam.

„Ja.“

„Werden aber nicht offen geritten, sondern heimlich geschlichen kommen. Man wird gut aufpassen müssen, um sie zu sehen.“

„Ich werde ihnen zwei Männer entgegen senden, welche die Augen des Adlers haben; die werden mir die Ankunft melden.“

„Gut. Werden natürlich eurer Fährte folgen und

also an den Ort kommen, wo ihr jetzt lagert. Braucht ihn nur zu verlassen und euch in der Nähe zu verstecken, so müssen sie in eure Hände fallen.“

„Mein Bruder hat sehr richtig gesprochen; aber dennoch werde ich ihnen die beiden Späher entgegen-senden, damit sie mir ganz sicher sind und ich sie auf alle Fälle ergreife.“

„Aber wenn du nicht Zeit dazu hast?“

„Wer könnte mich hindern?“

„Die Nijoras.“

„Die werden mich nicht hindern, sondern mir im Gegenteil förderlich sein, die Mörder zu ergreifen. Sie sind nach unserm Lager; sie finden dieses verlassen und werden uns folgen. Sie haben also die Mörder vor sich, die wir hinter uns haben. Sie bringen sie uns zuge-trieben.“

„Ob Shatterhand schien diese Ansicht nicht zu haben.“

„Und doch ist er fort, um uns zu warnen?“

„Hat dies vielleicht nur vorgeführt, um nicht das Richtige sagen zu müssen.“

Der Häuptling dachte einige Augenblicke über das Gehörte nach und fragte sodann, aber mit unterdrückter Stimme, da ihn sein Scharfsinn das Richtige ahnen ließ: „Glaubt er vielleicht, daß die Nijoras nicht direkt nach unserm Lager sind?“

„Schien fast so,“ antwortete Sam ebenso leise.

„Dann könnten sie es nur auf andre abgesehen haben, also wohl auf euch?“

„Bermute es. Gesagt hat Old Shatterhand nichts. Wollte vielleicht die Auswanderer nicht ängstigen.“

In diesem Augenblick vernahm man den Anruf einer der ausgestellten Wachen und kurz darauf tauchten

zwei Männer im Halbdunkel auf. Der Vordere war Old Shatterhand, der rasch herbeikam und, ohne sich über die Anwesenheit der Navajos zu verwundern, deren Häuptling, nebst Wolf und der weißen Squaw herzlich bewillkommte. Letztere war aufgesprungen und mit dem lauten, jubelnden Ausruf: „Schi-So, mein Stern!“ eilte sie auf den zweiten Ankömmling zu, um ihn mit sanfter Gewalt in die Dämmerung des Waldes zu ziehen. Sie wollte den Sohn nicht vor so vielen Augen begrüßen.

Die Anwesenden harrten still, ohne ein Wort zu sprechen. Der Häuptling saß mit unbeweglichem Angesicht da. Nach vielleicht zehn Minuten hörte man leichte Schritte aus dem Dunkel kommen: die Squaw brachte ihren Sohn an der Hand geführt. Als sie mit ihm in den Kreis des Lichtes getreten war, ließ sie diese Hand los und setzte sich ruhig wieder an ihren Platz. Dem Herzen war Genüge geschehen, still, ohne laute Worte und Ausrufe, doch mit nicht weniger Zärtlichkeit; nun aber mußte dem indianischen Stolge auch Rechnung getragen werden.

Schi-So ging zu seinem Vater und reichte ihm die Hand entgegen. Der Häuptling sah seinen Sohn kommen; er erblickte die jugendkräftige Gestalt, das frische Gesicht, die klugen Züge, die gewandten Bewegungen. Einen Augenblick lang, aber auch nur einen einzigen Augenblick, leuchteten seine Augen in stolzer Freude auf; dann war sein Gesicht wieder so unbeweglich wie vorher; er ergriff nicht die dargereichte Hand des Sohnes, sondern tat, als ob er ihn gar nicht sähe. Schi-So wendete sich um und setzte sich dann neben Wolf Wolf nieder. Es fiel ihm gar nicht ein, sich gekränkt zu fühlen. Er wußte, wie sehr sein Vater ihn liebte; er kannte die indianischen Anstandsregeln und bereute es, seinem

Vater die Hand angeboten zu haben. Er hatte dies getan, weil er aus Europa kam; nach der Sitte seiner Heimat war es nicht erlaubt. Er war ein Knabe und durfte in Gegenwart von Männern nichts tun, was in der gegenwärtigen Lage nicht unbedingt nötig war.

Old Shatterhand hatte diese Szene mit einem Nücheln der Befriedigung betrachtet. Er wußte, daß in dieser Familie mehr Liebe und Glück wohnte, als in mancher vornehmen, weisen, deren Glieder in Gegenwart anderer sich Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten erweisen, aber dann, wenn sie sich unbeobachtet wissen, einander wie Hund und Katze behandeln. Jetzt wurde er von dem Häuptling gefragt: „Mein Bruder Old Shatterhand war in unserm früheren Lager?“

„Nein, soweit bin ich nicht gekommen. Aber der Desprinz war mit Buttler und Poller dort?“

„Ja.“

„Ihr habt ihnen Waffen und Munition gegeben?“

„Ja.“

„Sie haben gesagt, sie seien mit uns geritten, mit uns von den Nijoras ergriffen worden, aber so glücklich gewesen, zu entkommen?“

„So ist es. Woher weiß mein Bruder dies alles?“

„Was ich soeben sagte, vermutete ich,“ lächelte Old Shatterhand. „Diese Mörder brauchten Waffen; sie mußten also zu euch, denn weiter war niemand da, von dem sie welche erhalten konnten. Um euch gutwillig zu machen, mußten sie euch belügen und euch sagen, daß sie Begleiter und Beschützer von Shi-So gewesen seien. Selbst wenn ich Zeit gehabt hätte, so wäre es mir übrigens nicht eingefallen, nach eurem früheren Lagerplatz zu reiten, denn ich erfuhr gegen Abend, daß ihr ihn verlassen hattet.“

„Von wem?“

„Von meinen Augen. Ich saß diesseits des Flusses auf einem hohen Baum, um nach den Nijoras auszuschaun, und sah euch am jenseitigen Ufer aufwärts gezogen kommen.“

„So haben die Nijoras uns vielleicht auch gesehen?“

„Nein. Ich weiß das genau, denn ich habe sie belauscht. Schi-So war mit uns; er hielt die Pferde, während Winnetou und ich uns an die Feinde schlichen. Ich bin mit Schi-So zurückgekehrt, um meinen weißen Brüdern Nachricht zu geben und meine roten Brüder aufzusuchen; Winnetou aber blieb zurück, um die Feinde auch weiter zu beobachten.“

„Sie werden morgen in unsre Hände fallen.“

„Das ist auch meine Ansicht, obgleich ich weiß, daß diejenige meines Bruders auf einer falschen Voraussetzung beruht.“

„Old Shatterhand irrt. Ich denke ganz dasselbe wie er. Die Nijoras werden unsern Lagerplatz verlassen finden und unsern Spuren folgen.“

„Die Nijoras werden zunächst nicht nach eurem Lagerplatz reiten, sondern uns Weiße überfallen. Sie ahnen nicht, daß die Krieger der Navajos ihr Lager verlassen haben.“

„Uff!“

„Sie denken, daß wir ihnen folgen, um die Navajos aufzusuchen, und haben sich am Winterwasser festgesetzt, um uns dort ganz unerwartet einzuschließen.“

„Am Winterwasser? Dieser Plan ist sehr klug von ihnen ausgedacht, denn es gibt keinen Platz, der sich so gut zu einem Ueberfall eignet, wie dieser. Meine Brüder werden ihn vermeiden?“

„Wir werden im Gegentheil hingehen.“

„Und kämpfen?“

„Vielleicht aber ist ein Kampf gar nicht notwendig. Es ist möglich, daß sich die Nijoras ohne allen Kampf ergeben müssen. Werden uns die Krieger der Nabajos dabei helfen?“

„Wir werden es tun. Aber wie sollen wir nun den Delprinzen und seine beiden Mordgesellen erwischen?“

„Ihr wollt sie fangen?“ fragte Old Shatterhand, auf dessen Gesicht jetzt ein leichter Ausdruck des Erstaunens zu sehen war. „Du willst ihnen nach, um den Tod der Stundschafter zu rächen?“

„Rächen will und muß ich ihn, aber ich brauche sie nicht zu verfolgen, denn sie kommen uns nach.“

„Wirklich? Sonderbar! Sie sollten doch froh sein, euch und uns entkommen zu sein!“

Da fiel Wolf schnell ein, indem er ein höchst befriedigtes und selbstbewußtes Gesicht zeigte: „Ja, wenn sie die Unterschrift, die Anweisung noch hätten!“

„Besitzen sie die nicht mehr?“

„Nein. Ich habe sie ihnen abgenommen und behalten?“

„Ah! Wie ist das zugegangen?“

Wolf erzählte es und fügte dann hinzu: „Wir haben sie dann beobachten lassen und erfahren, daß sie uns folgen. Wir wollten sie, um ganz sicher zu gehen, morgen erwarten und ihnen zwei Späher entsenden.“

„Hm! Das ist nicht ungefährlich, läßt sich aber wohl nicht vermeiden, denn wir müssen morgen früh schon nach dem Winterwasser aufbrechen. Bevor wir aber Pläne besprechen, will ich zunächst berichten, was wir auf unserem Erkundungsrith erfahren haben!“ — — —

Vierzehntes Kapitel.

Belauscht.

Als sich die Weißen aus der Gewalt der Nijoras befreit hatten und letztere abgezogen waren, war man bald aufgebrochen, um in der gleichen Richtung weiterzureiten. Dabei war es Winnetous und Ob Shatterhands scharfen Augen nicht entgangen, daß die Nijoras, deren Fährte man folgte, nach und nach ein viel langsameres Tempo eingeschlagen hatten. Welchen Grund hatten sie dazu?

Es war nicht Gepflogenheit der beiden berühmten Männer, zu etwas, was sie selbst erforschen konnten, den Rat oder die Meinung andrer einzuholen; darum hatten sie keinem ihrer Gefährten, auch Sam Hawks nicht, etwas von dieser ihrer Beobachtung gesagt. Sie paßten nun nur schärfer auf und erkannten, daß sie sich nicht getäuscht hatten.

„Was sagt mein Bruder Shatterhand dazu?“ fragte Winnetou.

„Daß sie keine Eile zu haben scheinen, an die Nabajos zu kommen,“ antwortete dieser.

„Mein Bruder denkt genau so wie ich. Sie scheinen ihren Angriff auf diese verschoben zu wollen. Da ist nur

ein Gedanke möglich, auf wen sie es abgesehen haben können.“

„Auf uns natürlich?“

„Ja, doch warum? Sie können doch nichts Klügeres tun, als schleunigst über die Navajos herzufallen, die nicht genau unterrichtet sind, weil ihre Kundschafter theils gefangen genommen und theils ermordet wurden.“

„Aber mein Bruder Winnetou mag bedenken, daß wir ihnen hart im Rücken sind und einige sehr gute Pferde haben. Wir können, wenigstens einige von uns, durch einen Parforceritt um sie herum- und ihnen vorauskommen und die Navajos benachrichtigen.“

„Uff!“ nickte der Apatſche. „Das wird es sein.“

„Ja, das ist es wahrscheinlich. Sie wollen dies verhüten und sich überhaupt den Rücken frei machen. Ein solcher Gedanke ist Moſaſchi, ihrem Häuptling, sehr wohl zuzutrauen. Darum reiten sie jetzt langsamer, um uns näher bei sich zu haben, und, wenn sich eine geeignete Gegend dazu findet, nicht lange auf uns warten zu müssen. Wenn diese unsere Vermutung richtig ist, brauchen wir nur darüber nachzudenken, welcher Ort von hier aus ihnen am bequemsten zu einem Ueberfall gelegen ist.“

„Uff!“ meinte Winnetou nach einer kleinen Weile, „es gibt einen, den sie noch heut vor Abend erreichen werden: das Winterwasser.“

„Ja, es ist sehr möglich, daß sie uns dort erwarten. Wollen wir ihnen in die Gewehre und in die Messer laufen?“

„Nein. Wir müssen sie beobachten. Aber wer von uns zweien?“

„Om. Das Winterwasser ist ein höchst verfänglicher Ort, der einem einzelnen Kundschafter zu viel Zeit raubt und zu viel Mühe macht.“

„So reiten wir beide!“

„Ja. Eigentlich aber müßten wir noch jemand mitnehmen.“

„Warum?“

„Falls sie uns überfallen wollen, genügen wir beide vollständig; aber wenn sie dies nicht beabsichtigen, sondern sofort gegen die Navajos ziehen, müssen wir diese benachrichtigen; dazu aber kann keiner von uns beiden abkommen. Wir müssen also einen Dritten mit uns nehmen.“

„Winnetou schlägt Schi-So vor. Er ist ein guter Reiter und kennt die Gegend besser wie jeder andere. Doch, sollen die übrigen erfahren, weshalb wir diesen Ritt unternehmen?“

„Denkt mein Bruder Winnetou, daß es besser ist, es ihnen zu verschweigen?“

„Ja. Wir haben Männer dabei, die keine Helden sind, und Squaws und Kinder, zu denen man nicht von Gefahren reden soll, bevor es unbedingt nötig ist.“

So schnell dieser Beschluß gefaßt worden war, so schnell wurde er auch ausgeführt. Schon nach kurzer Zeit ritten die Drei im Galopp voran, während die andern im bisherigen langsamen Schritt folgten.

Die Gegend war eben. Links lag die flache, öde Steppe und rechter Hand der Fluß, dessen Ufer, weil es da Feuchtigkeit gab, erst von einem Wald- und Busch- und dann von einem Grasstreifen besäumt waren. Bei der außerordentlich reinen Luft, die dort immer herrscht, konnte man, außer wenn der Fluß eine nach links gerichtete Krümmung beschrieb, sehr weit sehen. Es war also nicht zu befürchten, daß man plötzlich und unerwartet auf die absichtlich oder unabsichtlich halten gebliebenen Nijoras stoßen werde.

So ging es weiter bis zum späten Nachmittag, wobei die Fährte von Zeit zu Zeit genau abgelesen wurde. Es ergab sich, daß man den Indianern immer näher kam. Sie waren nun nicht mehr eine ganze Stunde voraus.

Da war links, von Süden her, ein ganz dunkler Streifen schnurgerade und genau rechtwinkelig auf den Fluß gezogen. In der Ferne, ganz im Süden, bestand er aus einzelnen dürren Mezquitopflanzen, die sich nachher zu Sträuchern vereinigten. Später traten die Büsche näher zusammen; sie wurden saftiger und grüner, während sie im Süden eine graue, hungrige Färbung besaßen. Je näher dem Flusse, desto dichter und üppiger zeigte sich das Gehölz, aus dem dann sogar Bäume hervorragten, die sich mit dem Waldesstreifen des Flusses vereinigten.

Dieser Streifen von Pflanzenwuchs bezeichnete den Lauf des „Winterwassers“, wenn da überhaupt von einem Lauf, einem Rinnen des Wassers die Rede sein konnte.

In der feuchten Jahreszeit, das heißt zur Zeit der wenigen Regentage, sammelte sich das Wasser in dieser flußbettartigen Vertiefung und gab den Pflanzen für einige Wochen ein frisches Aussehen, während sie sonst dürr, arm und traurig dastanden. Je näher dem Flusse aber, desto länger währte die Lebensfreudigkeit, bis es schließlich sogar Bäumen gelang, sich für das ganze Jahr am Leben zu erhalten.

Die drei Reiter befanden sich jetzt in einer solchen Entfernung von dieser Einsenkung, daß man von dort aus nun fast bemerkt werden mußte. Um nicht gesehen zu werden, waren sie also gezwungen, sich im Schutze des Wald- und Buschsaumes weiter zu bewegen. Sie stiegen ab und suchten ein gutes Versteck für ihre Pferde, bei

denen Schi-So zurückbleiben sollte. Er bekam auch die Gewehre in Verwahrung, weil diese einen durch das Gebüsch schleichenden, oder gar am Boden kriechenden Späher nur belästigen können. Dann gingen Winnetou und Old Shatterhand unter den Bäumen am Flußrand langsam weiter, die Augen scharf vorwärts gerichtet, um jeden etwa noch hier befindlichen Nijora rechtzeitig zu entdecken.

Als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, blieben sie halten, und Old Shatterhand sagte: „Wollen wir uns nicht zunächst überzeugen, ob die Nijoras am Winterwasser geblieben oder weitergeritten sind?“ — „Ja. Diese Bäume sind hoch genug.“ — „Und auch dicht belaubt, so daß wir, wenn wir sie ersteigen, von weitem nicht gesehen werden können.“

Sie suchten sich zwei Bäume aus, welche die nötige Höhe besaßen und zugleich so nahe beisammen standen, daß zwei Menschen, die sich oben befanden, einander ohne allzu lautes Reden verstehen konnten. Beide kletterten ausgezeichnet und waren im Nu oben. Der Rundblick, der sich ihnen hier bot, war mehr als genügend: sie konnten bequem über die am Winterwasser stehenden Bäume hinweg auf die jenseits sich ausbreitende Ebene sehen. Diese war vollständig leer. „Sie stecken am Winterwasser,“ sagte Old Shatterhand zu Winnetou hinüber.

„Ja, sie sind nicht weitergeritten, sonst müßten wir sie da draußen auf der Steppe sehen,“ antwortete dieser. „Mein Bruder mag sein Rohr zur Hand nehmen.“

Old Shatterhand hatte sein Fernglas vorhin, als er sein Pferd bei Schi-So zurückließ, aus der Satteltasche mitgenommen. Jetzt richtete er es auf das Strauchwerk des Winterwassers und blieb eine Zeitlang in unbeweglicher Haltung auf dem Aste sitzen. Dann nahm er das

Rohr vom Auge und meldete dem Apatſchen: „Sie lagern jenseits des Gebüſches hart am Ufer des Winterwassers. Eben bringen viele ihre Pferde aus der Tränke unten am Chellyfluß.“

„So warten wir bis zur Dunkelheit und schleichen uns dann hin, um sie zu belauschen.“

„Ja, aber nicht hier oben, sondern unten warten wir; da ist's bequemer.“ Schon wollte er vom Baume steigen, als er ein verwundertes „Uff!“ des Apatſchen hörte. „Hat mein Bruder etwas gesehen?“ erkundigte er sich.

„Ja, am andern Ufer. Es war wie eine lange Schlange von Reitern, die sich nahe an den Bäumen hinzog. Mein Bruder mag warten, bis sie wieder erscheinen. Sie werden bald über die schmale Bichtung müssen, die uns gegenüberliegt.“

Die beiden Lauscher hielten ihre Augen mit Spannung über den Fluß hinübergerichtet. Da kamen zunächst zwei einzelne Reiter; es waren Indianer. Sie ritten im Galopp über die Bichtung und begannen die Büsche jenseits derselben zu durchsuchen. Dann kam einer zurück und winkte; sie hatten nichts Verdächtiges gefunden.

„Mein Bruder mag sein Rohr nehmen; da wird er vielleicht die Gesichter erkennen,“ meinte Winnetou.

Ob Shatterhand folgte dieser Aufforderung und richtete das Fernrohr nach der Blöße. Auf den Wink des Spähers kamen seine Leute hinter dem Gebüsch hervor, eine lange, lange Reihe von Reitern, die mit den Kriegsfarben bemalt waren; darum konnte Ob Shatterhand ihre Gesichter nicht erkennen. Am Schlusse des Zuges kamen jedoch zwei, von denen er sofort wußte, wer sie waren, nämlich Nitsas-Ini und seine weiße Squaw, deren Gesicht natürlich unbemalt war. Als sie alle hinter dem Gesträuch auf der andern Seite der Bichtung

verschwunden waren, sagte der Apatzche: „Das müssen die Krieger der Navajos gewesen sein. Hast du jemand erkannt?“

„Ja. Mitsas-Ini und seine Squaw ritten hinten drein.“

„Sie hatten jedenfalls unten an der Mündung des Flusses gelagert. Warum haben sie diesen Ort verlassen?“

„Und warum halten sie sich da drüben am rechten Ufer?“

„Ja, das ist sonderbar. Sie wissen doch, daß sie die Njoras auf dieser Seite des Flusses zu suchen haben, da deren Gebiet hier liegt.“

„Ich kann mir nur einen einzigen Grund denken: sie sind von dem Delprinzen irregeleitet worden.“

„Uff! Der ist jedenfalls zu ihnen, um sich und seine beiden Begleiter auszurüsten zu lassen, weil sie jetzt unbewaffnet waren. Um einen Vorsprung zu gewinnen, haben sie die Navajos nach der falschen Seite gesandt.“

Sie stiegen jetzt von den Bäumen. Bald trat die Dämmerung ein, und nun machten sich die beiden Männer auf den gefährvollen Weg. Man konnte anfangs noch ungefähr sechs bis acht Schritte weit sehen, doch wurde es, als sie in der Nähe des Winterwassers ankamen, so finster, daß sie sich nicht mehr allein auf ihre Augen verlassen konnten, sondern auch den Tastsinn zu Hilfe nehmen mußten.

Der Chelly floß hier fast genau von Ost nach West und es ist bereits gesagt worden, daß das Winterwasser von Süd nach Nord, also rechtwinklig, auf ihn stieß. Die Ufer beider waren hier mit Wald und Busch bestanden und sehr hoch. Von der Höhe bis hinab zum Wasser des Chelly konnte man recht gut sechzig Fuß rechnen. Im Winterwasser befanden sich in der gegenwärtigen Jahres-

zeit nur einige Pfützen, die dem Uebergang nicht im mindesten hinderlich waren. Der Boden aber war an der Mündung des Winterwassers sehr felsig und die Ufer fielen so steil ab, daß man da zu Pferd nicht hinunter konnte. Wer hinüber wollte, mußte vielmehr eine Strecke am Winterwasser hinauf bis zu einer Stelle, wo beide Ufer sich einander flacher zuneigten. Diese Stelle war aber auch die einzige, die sich zum Uebergang eignete. Ebenso geeignet war sie natürlich auch zu einem Ueberfall: da man sonst nirgends hinüber konnte und also unbedingt gezwungen war, diesen Ort aufzusuchen, so brauchte der Feind nur hier zu warten, um im richtigen Augenblick die Falle zu schließen.

Die Nijoras lagerten nicht an dieser Furt. Sie waren hinübergeritten, hatten das jenseitige, linke Ufer abwärts bis zur Mündung verfolgt und dort ihr Lager aufgeschlagen. Wer von ihnen sein Pferd tränken wollte, der mußte nun allerdings nach der soeben beschriebenen Furt zurück und hinunter auf den Grund des jetzt trodenen Winterwasserbettes steigen und, diesem abwärts folgend, bis zu dessen Mündung gehen, wo der Chelly vorüberfloß. Das war beschwerlich genug. Die Nijoras hätten es viel bequemer gehabt, wenn sie sich unten an der Mündung gelagert hätten; aber das war unmöglich, ohne daß Spuren entstanden, die nicht vollständig auszulöschen waren, und dies sollte vermieden werden.

Da die Nijoras drüben lagerten, mußten Winnetou und Old Shatterhand natürlich auch hinüber. Als sie das hohe Ufer des Winterwassers erreicht hatten, sahen sie von drüben die Lagerfeuer zwischen den großen Felsstüden, die es dort gab, herüberleuchten.

„Wie unvorsichtig!“ sagte Winnetou. — „Ja,“

stimmte Old Shatterhand bei. „Sie scheinen sich für ganz sicher zu halten.“

Sie gingen diesseits am Winterwasser hinauf, bis sie die Stelle der Furt erreichten, und stiegen da hinab und drüben wieder hinauf. Dann schlichen sie sich am linken Ufer des Winterwassers wieder abwärts, wobei sie um so vorsichtiger verfahren, je näher sie dem Lager kamen. Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch huschend, vermieden sie jede Stelle, auf die ein Strahl der Lagerfeuer fiel.

Als sie so weit herangekommen waren, daß sie die einzelnen Gestalten unterscheiden konnten, flüsterte Winnetou: „Mein Bruder mag hier stehen bleiben. Ich will aus diesem Holz hinaus und das Lager auf der freien Seite umschleichen, um zu sehen, wo die Pferde sind und ob man Posten ausgestellt hat.“

Er huschte fort, und es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis er wiederkam und meldete: „Die Pferde befinden sich jenseits des Lagers und werden uns also nicht durch ihr Schnauben verraten können. Nach der freien Ebene hinaus sind Posten ausgestellt.“ — „Mein roter Bruder hat das Lager von draußen her überblicken können. Hat er vielleicht den Häuptling Mofaschi gesehen?“ — „Ja. Er sitzt mit drei alten Kriegerern an einem breiten Felsenstück.“ — „Wenn wir das erreichen könnten!“ — „Wir können es, wenn wir recht vorsichtig sind. Es liegt unmittelbar am Uferrand und es sind also keine Nijoras dahinter. Ich will voran und mein Bruder mag mir folgen!“

Das konnte nicht, wie bisher, in aufrechter Stellung geschehen, denn dies wäre nur sehr gefährlich gewesen. Sie legten sich also nieder und krochen auf dem Bauche weiter, wobei sie jeden Baum und Strauch und jede

andre Pflanze, jeden Stein, der ihnen Deckung bot, mit ebenso großer Klugheit wie Geschicklichkeit benutzten.

Ihr Ziel war das Felsstück, von dem Winnetou gesprochen hatte. Es war lang und nicht sehr breit und hatte beinahe doppelte Mannshöhe. Da es oben mit Moos bewachsen war, hatte das lange Jahre hindurch darauf gefallene Laub festen Satt gehabt und sich, ohne vom Winde fortgeweht zu werden, in Humuserde verwandeln können. Diese lag nun in einer ziemlich dicken Schicht auf dem Stein und noch höher in seinen Rissen und Ritzen. Darum hatten sich auf diesem Felsenstück einige Sträucher entwickeln können, die ihre Zweige über dessen Rand herunter neigten.

Zwischen diesem Stein und dem steil abwärts fallenden Ufer gab es einen nur schmalen Raum, doch genügte er vollständig dem Zweck, den die beiden Laufscher verfolgten. Es gelang ihnen, den Stein unbemerkt zu erreichen und hinter ihn zu kommen. Der erwähnte Raum, auf dem sie nun lagen, hatte nur Mannesbreite, so daß sie sich nun ganz hart an die Kante des Ufers befanden. Wenn diese Stelle aus locherer Erde bestand und sich unter dem Gewicht der beiden Männer löste, so mußten sie in die Tiefe stürzen. Sie untersuchten daher vor allen Dingen den Boden und fanden zu ihrer Beruhigung, daß es harter, fester Fels war. Nun richteten sie sich auf, um den Stein zu besteigen. Wenn sie dann oben lagen, hatten sie den Häuptling auf der andern Seite gerade unter sich sitzen.

Es gab eine Stelle, wo man mit den Händen festfassen konnte. Old Shatterhand griff da fest zu, stieg auf den Rücken des Apatſchen und schwang sich dann hinauf. Das war ein höchst gefährliches Wagestück, da er bei dem geringsten falschen Griff oder Fehltritt in die Tiefe ge-

stürzt wäre. Auch durfte der Aufschwung nur sehr vorsichtig und nicht zu hoch geschehen, weil Old Shatterhand sonst von den Nijoras jenseits des Steines gesehen worden wäre. Oben angelangt, legte er sich platt nieder und hielt dem Apatſchen den in Schlingen gelegten Lasso herunter, um ihn daran hinaufzuziehen. Auch das gelang sehr gut.

Nun lagen sie oben. Aber wehe ihnen, wenn sie bemerkt wurden! Hinter sich den Abgrund und vor sich das von dreihundert Kriegern besetzte Lager, wäre ihnen nichts andres übrig geblieben, als auf alle Gegenwehr zu verzichten und sich zu ergeben.

Dicht auf dem Felsblock liegend, schoben sie sich vorsichtig bis zu dem erwähnten Gesträuch vor und konnten nun, durch dieses blickend, das ganze Lager übersehen. Es brannten nicht weniger als acht Feuer, an denen sich die Nijoras soeben ihr Abendessen bereiteten. Unter ihnen, an den Felsen gelehnt, saß Molaschi mit den drei älteren Indianern abge sondert von den gewöhnlichen Kriegern. Sie sprachen miteinander, doch nicht eifrig, sondern in abgebrochenen Sätzen, zwischen denen es längere oder kürzere Pausen gab. Wie die beiden Späher bald hörten, waren diese vier Roten nicht ganz einig untereinander. Einer von ihnen, ein alter, aber noch sehr rüstiger Mann mit grauen Haaren sagte: „Molaschi wird es bereuen, nach seiner heutigen Ansicht gehandelt zu haben. Wir hätten uns beeilen und die Hunde von Nabajos schnell auffuchen sollen, um sie zu töten.“

„Mein alter Bruder läßt außer Betracht, daß der Unterschied nur einen Tag beträgt. Wenn wir morgen die Bleichgesichter ergriffen haben, werden wir sofort gegen die Nabajos aufbrechen.“

„Der Unterschied beträgt mehr als einen Tag, denn

wir sind, um diese Bleichgesichter näher an uns heranzulassen, langsamer geritten.“

„Das schadet nichts. Die Schakale der Navajos werden nicht eher aus ihren Höhlen gehen, als bis wir kommen. Sie können ihr Lager nicht eher verlassen, als bis die Kundschafter, die sie ausgesandt haben, zurückgekehrt sind. Das muß mein alter Bruder gar wohl bedenken!“

„Ich bedenke es; aber das Jahr besitzt einen Sommer und einen Winter, und alle Dinge auf Erden haben zwei Seiten. So ist's auch hier. Molaschi meint, daß die Navajos warten werden, weil sie Kundschafter ausgesandt haben, und ich denke, sie werden neue Späher aussenden, weil die anderen allzu lange ausbleiben. Diese neuen Kundschafter aber werden uns entdecken und das ihrem Häuptling melden. Anstatt daß wir die Navajos überraschen, werden sie uns angreifen!“

Er sprach in einem etwas scharfen Ton, wie es einem Häuptling gegenüber nicht gebräuchlich ist. Darum antwortete Molaschi nun: „Mein Bruder trägt den Schnee des Alters auf seinem Haupt. Er hat mehr Winter gesehen als ich und viel erlebt. Darum darf er es ohne Scheu sagen, wenn er einmal anders denkt als ich. Aber nicht er ist der Anführer, sondern ich bin es. Wenn ich auch die Meinungen der erfahrenen Männer anhöre, so habe ich doch darüber zu entscheiden und alle müssen sich fügen!“

Der Alte senkte seinen Kopf und sagte: „Du hast recht. Dein Wille mag geschehen!“

„Ja, er geschieht, und du wirst einsehen, daß er der beste war. Oder hast du etwa geglaubt, daß es uns glücken werde, die Navajos zu überraschen?“

„Ja.“

„Nein, das wäre nicht geschehen. Sie stellen jeden-

falls ebenso Vorposten aus wie wir. Wir müssen den Ort, wo sie sich befinden, durch unsre Späher erst entdecken. Wie leicht können diese gesehen, ergriffen oder gar getötet werden, gerade so, wie wir die Kundschafter der Navajos gefangen genommen haben. Und das ist noch nicht das Wichtigste. Es gibt etwas, woran mein alter Bruder gar nicht gedacht zu haben scheint. Nämlich die Navajos wissen bereits, daß wir kommen.“

„Uff!“ rief der Alte. „Wer soll es ihnen gesagt haben?“

„Die drei Bleichgesichter, die uns entflohen sind.“

„Uff, uff! Das ist wahr! Wenn sie wirklich zu den Navajos geritten sind!“

„Sie sind ganz gewiß zu ihnen. Vielleicht haben sie sie schon heut gefunden und sie über uns benachrichtigt. Da werden die Navajos sofort aufbrechen, um uns entgegenzuziehen und plötzlich anzugreifen. Das aber ist es, worauf ich warte.“

„Uff, uff! Mein Bruder Mołaschi kennt doch die alte Kriegerregel, daß derjenige leichter siegt, der eher kommt!“

„Ich kenne sie; sie ist sehr gut, aber sie paßt nicht auf alle Fälle. Die Navajos sollen kommen und uns angreifen, aber an einem Ort, der ihnen verderblich werden muß. Wir werden sie hier am Winterwasser erwarten!“

„Das lag aber doch nicht in dem ursprünglichen Plan!“

„Nein. Ich wollte die Navajos überraschen; das ist nun aber nicht mehr möglich, weil sie von den drei entflohenen Bleichgesichtern benachrichtigt worden sind. Es war also nötig, meinen Plan zu ändern. Wir werden uns hier am Winterwasser verstecken. Wenn die Nava-

jos kommen, lassen wir sie von dem hohen Ufer hinunter in das tiefe Flußbett kommen und fallen dann über sie her. Sie stecken dann da unten und können sich nicht verteidigen, weil sie, von uns zwischen den Felsen zusammengedrängt, keinen Raum dazu haben.“

„Uff, uff!“ rief der Alte, indem sein Gesicht sich erheiterte. „Mokaschi's neuer Plan ist gut, und ich denke, daß er gelingen wird, wenn kein Hindernis dazwischen kommt.“

„Es gibt nur ein einziges Hindernis und dieses wollen wir eben morgen beseitigen.“

„Jetzt verstehe ich es. Du meinst die Bleichgesichter hinter uns?“

Ja. Sie folgen uns; sie wollen die Navajos aufsuchen. Wenn wir sie vorüberziehen ließen, würden sie den Feinden verraten, daß wir hier auf sie warten. Das darf nicht geschehen. Wir werden also Winnetou und Old Shatterhand mit allen ihren Beuten festnehmen.“

„Sollen sie getötet werden?“

„Ja, wenn sie sich wehren.“

„Und wenn sie sich aber nicht wehren?“

„So nehmen wir sie nur gefangen und führen sie siegreich mit uns. Wir werden sie nicht an den Marterpfahl binden, weil wir das Skalumet mit ihnen rauchten, aber wir werden sie mit unseren Kriegerern um Leben oder Tod kämpfen lassen.“

„Uff, uff!“ Die Augen des Alten leuchteten förmlich vor Wonne und auch die beiden andern brachen in begeisterte „Uffs!“ aus.

Mokaschi, froh, eine solche Zustimmung erhalten zu haben, fuhr in seiner Darlegung fort: „Das Winterwasser ist wie kein zweiter Ort dazu geeignet, den Feinden aufzulauern und sie ohne große Mühe oder gar Ge-

fahr zu ergreifen oder zu vernichten. Meine Brüder werden morgen sehen, wie leicht wir die Bleichgesichter in unsre Hände bekommen, obgleich sie von den berühmtesten Männern des Westens angeführt werden.“

Da machte der Alte doch wieder ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Aber gerade weil diese Männer dabei sind, kann das Vorhaben leicht fehlschlagen.“

„Nein. Ich weiß, daß sie sehr kluge Leute sind und in die Gedanken anderer Menschen zu schauen vermögen. Unsern Plan aber werden sie nicht erraten. Sie meinen, daß wir gegen die Navajos ziehen und uns also um sie gar nicht bekümmern.“

„Ich wünsche sehr, daß dies richtig sein möge; aber ich denke daran, was wir in der letzten Zeit erfahren haben. Kein Adler hat so scharfe Augen, kein Mustang so leise Ohren und kein Fuchs so große List wie Old Shatterhand und Winnetou. Hatten wir sie nicht bereits in unsrer Gewalt? Waren sie nicht sogar gefesselt? Und doch haben sie sich befreit!“

„Wir werden diesmal klüger sein. Wir haben doch schon heut alles getan, was uns die Klugheit gebietet. Wir haben unser Lager sogar hier oben aufgeschlagen, anstatt unten am Wasser, wo wir Spuren hätten zurücklassen müssen. Wenn die Bleichgesichter morgen kommen, werden sie keine einzige Spur da unten sehen und also ahnungslos von da drüben hinunter in die Tiefe reiten, während wir hier versteckt liegen und auf sie warten. Sie werden an das Wasser des Chelly gehen, um ihre Pferde zu tränken, und da fallen wir über sie her.“

„Du meinst, daß sie nicht stracks über die Furt reiten, sondern eine Weile dableiben?“

„Ja. Es gibt auf eine lange, lange Strecke hier die einzige Stelle, wo man von dem hohen Ufer so leicht

hinab zum Wasser kommt. Darum werden sie sich die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, denn es sind ja Squaws und Kinder bei ihnen, auf die sie Rücksicht nehmen müssen. Sobald sie unten am Wasser sind, eilen wir sämtlich hinab — — —“

„Sämtlich? Wir müssen einige Krieger hier oben bei den Pferden und bei den Gefangenen lassen!“

„Nein. Wir binden die Gefangenen an Bäume und die Tiere pfloden wir an. Es darf von uns kein Mann fehlen; wenn die Weißen unsre große Zahl sehen, werden sie auf alle Gegenwehr verzichten. Mein alter Bruder mag sich überlegen, in welcher Lage sie sich dann befinden! Sie haben rechts und links die senkrechten Felsen des Flußbettes, die nicht zu ersteigen sind, vor sich das Wasser des Chelly und hinter sich plötzlich dreihundert feindliche Krieger. Sie würden wahnsinnig sein, wenn sie da auf den Gedanken kämen, sich zu verteidigen.“

„Wer wenn sie die Flucht wagen?“

„Die ist unmöglich! Wohin sollten sie sich wenden?“

„Nach dem Chelly.“

„Ins Wasser? Das fällt ihnen nicht ein. Sie wissen gerade so gut wie wir, wie leicht ein Schwimmer zu erschließen ist. Und welche Schande wäre es für sie, wenn von ihnen erzählt werden könnte, daß sie Weiber und Kinder verlassen hätten, deren Sicherheit ihnen anvertraut gewesen war!“

„Molaschi hat recht. Seine Rede hat alle meine Bedenken zerstreut. Wir können die Bleichgesichter mit Zuversicht erwarten, denn sie werden gezwungen sein, sich uns ohne Kampf zu ergeben. Und dann machen wir es mit den Hunden der Nabajos ebenso!“

„Ja, wir locken sie hinunter in das tiefe Felsenbett des Winterwassers und lassen sie nicht wieder herauf.“

„Uff! Das wird eine Wonne sein, denn wir werden hinter den Felsen, Bäumen und Sträuchern stecken und sie von hier oben aus erschießen können, einen nach dem andern, ohne daß uns eine ihrer Kugeln treffen wird. Uff, uff, uff!“

Die vier Indianer kamen immer mehr in Begeisterung. Wenn sie geahnt hätten, wer, fast mit den Händen zu ergreifen, da über ihnen lag und alle ihre Worte hörte! Winnetou schob sich ein wenig zurück und zog dann Old Shatterhand am Arm.

„Wollen wir fort?“ fragte dieser ihn leise.

„Ja. Wir haben genug gehört, und mehr brauchen wir nicht zu wissen. Mein Bruder mag kommen.“

Sie krochen nach der hintern Seite des Felsens, wo Old Shatterhand den Apatſchen wieder am Lasso hinterließ. Das Nachfolgen war für ihn wieder lebensgefährlich, gelang aber mit Winnetous Hilfe gut.

Nun galt es, den Ort ebenso unbemerkt zu verlassen, wie sie ihn erreicht hatten. Tief am Boden hinkriechend schlugen sie genau denselben Weg ein, auf dem sie herbeigekommen waren, und gelangten auch glücklich in eine solche Entfernung vom Lager, daß sie nicht mehr zu kriechen brauchten. Sie erhoben sich also und setzten ihren Rückzug in bequemerer Stellung fort, gingen dann nach der Furt und befanden sich, als sie diese hinter sich hatten, wieder drüben am jenseitigen Ufer in vollständiger Sicherheit. Dort blieben sie stehen und Winnetou meinte: „Sie haben vor, uns eine Falle zu stellen, und glauben wirklich, uns zu fangen.“

„Ja, die Falle ist gut, sehr gut! Und wir gehen hinein!“

„Ja. Mein Bruder denkt so wie ich. Wir holen die Navajos her und diese werden die offene Falle hinter

uns so verschließen, daß die Nijoras selbst darin stecken bleiben. Aber nun laß uns zu Shi-So zurückkehren! Es ist nun nicht nötig, daß wir diesen jungen, waderen Krieger zu seinen Rabajos senden, denn wir werden sie selbst auffuchen.“

Er wollte fort. Da legte Old Shatterhand ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Mein Bruder mag noch einen Augenblick warten! Wenn wir morgen in die uns gestellte Falle gehen wollen, ohne daß es uns schadet, so müssen wir vorher wissen, daß es auch wirklich und ganz genau dieselbe Falle ist, von der wir jetzt gehört haben.“

„Mein Bruder meint, daß die Nijoras sich doch vielleicht noch eines andern besinnen könnten?“

„Ja. Dann würden wir in die Schlinge gehen, ohne sie öffnen zu können.“

„Richtig. So werde ich zurückbleiben, um die Nijoras scharf zu beobachten. Mein Bruder Old Shatterhand versteht es besser als ich, mit seinen weißen Männern und Frauen umzugehen. Darum mag er fortreiten und sie benachrichtigen.“

„Gut! Aber es ist nicht nötig, daß du während der ganzen Nacht hier im Winterwasser bleibst, sondern es genügt, wenn du morgen früh wieder hergehst.“

„Ja, ich muß doch auch zu meinem Pferde, bei dem ich während der Nacht lagern werde.“

„So komm!“

Sie wendeten sich nun der Richtung zu, woher sie gekommen waren. Jetzt brauchten sie sich nicht zu verbergen, denn sie konnten ja, weil es dunkel war, nicht gesehen werden. Sie hielten sich vielmehr auf der offenen Steppe und kamen auf diese Weise sehr schnell vorwärts. Dabei berieten sie sich über die Art und Weise, in der ihr Plan morgen ausgeführt werden sollte.

Trotz der Dunkelheit fanden sich ihre scharfen Augen zurecht. Bald näherten sich die beiden dem Saum des Ufers und riefen Schi-So's Namen; er antwortete und kam mit den Pferden aus den Büschen, zwischen denen er gesteckt hatte, heraus.

„Gute Nacht!“ sagte Winnetou, indem er sein Pferd beim Zügel nahm und es in das Buschwerk zurückführte.

„Gute Nacht!“ antwortete Old Shatterhand, indem er das seinige bestieg, um fortzureiten.

Beide hatten natürlich mit den Pferden auch ihre Gewehre von Schi-So zurückgenommen. Dieser mochte über die kurze Art und Weise dieser Verabschiedung erstaunt sein; er wagte es aber nicht, ein Wort darüber zu bemerken oder eine Frage auszusprechen. Er stieg auch auf sein Pferd und folgte Old Shatterhand.

Dieser hatte zunächst einen kurzen Erab eingeschlagen und verhielt sich einige Zeit lang still. Dann fragte er den Jüngling in seiner leutseligen Art und Weise: „Schi-So wird gar nicht wissen, woran er mit uns ist?“

„Ich werde es erfahren,“ antwortete der Angeredete höflich.

„Ja, du wirst es erfahren. Wenn ich es dir jetzt sagen wollte, müßte ich es zweimal erzählen, und das möchte ich vermeiden. Aber eins will ich doch bemerken, worüber du dich freuen wirst: ich habe deine Eltern gesehen.“

„Wirklich, wirklich? Wo?“ fragte Schi-So, freudig überrascht.

„Am jenseitigen Ufer. Sie ritten mit einer großen Kriegereschar aufwärts, um nach den Nijoras zu suchen.“

„Da werden sie des Nachts lagern! Wenn ich sie auffuchen dürfte!“

„Du darfst. Ich muß nämlich zu ihnen, und da sollst

du mich begleiten. Ich denke, daß du noch in dieser Nacht deinen Vater und deine Mutter begrüßen kannst. Wir haben Eile. Laß uns Galopp reiten!”

Ein kurzes Wort von ihm genügte, sein Pferd zum schnelleren Lauf anzutreiben, und Schi-So folgte ihm, in stiller Wonne an das Wiedersehen mit seinen Eltern denkend.

Diesmal gehörte kein großer Scharfsinn dazu, den Ort, nach dem sie wollten, zu entdecken, denn der Lagerplatz der weißen Gefährten war vorher mit Sam Hawkens genau vereinbart worden. Nach einem kurzen, scharfen Ritt kamen sie dort an, wo sie zu ihrem Erstaunen und zu ihrer Freude den Häuptling der Navajos mit seiner weißen Squaw vorfanden. Nun folgte das Wiedersehen, das bereits beschrieben worden ist.

Fünftehntes Kapitel.

In der Halle.

Die notwendigen Besprechungen mit Nitsas-Fnt waren bald erledigt. Er erklärte sich mit dem Plan völlig einverstanden. Darauf riet Old Shatterhand den Anwesenden, sich zur Ruhe zu legen, weil morgen ein anstrengender Tag zu erwarten sei.

Der Häuptling der Navajos kehrte mit seiner weißen Squaw nicht nach seinem Lager zurück, sondern bemerkte, daß er hier bleiben wolle. Dafür schickte er seine Roten zurück, welche seine Befehle nach dem Lager bringen sollten. Es wurden Wachen ausgestellt; man ließ das Feuer erlöschen, und dann wurde es ruhig.

Es war spät geworden und die Zeit, die bis zum Morgen übrig blieb, war nur kurz. Eben graute der Tag, als Old Shatterhand die Schläfer weckte. Als diese an den Fluß traten, um sich zu waschen, sahen sie die Krieger der Navajos, die in einer langen Reihe am jenseitigen Ufer aufwärts geritten kamen und, als sie gerade gegenüber anlangten, ihre Pferde in das Wasser trieben, um das jenseitige Ufer zu erreichen.

Die Weißen machten sich nun auch schnell zum Aufbruch fertig; dann setzte sich der Zug flußabwärts in Be-

wegung, Ob Shatterhand und Mitsas-Ini ritten an der Spitze. Dieser letztere hatte den Boten, die von ihm in sein Lager geschickt worden waren, die Namen zweier Indianer genannt, welche nicht mitkommen, sondern als Späher dem Delprinzen entgegenreiten und ihn und seine Begleiter heimlich beobachten sollten. Falls sie bemerken würden, daß die Drei entweichen wollten, hatten sie den Befehl, sie lieber zu töten, als sie entkommen zu lassen.

Die beiden Rothhäute, die zu dieser Aufgabe bestimmt waren und die zu den verschlagensten und gewandtesten des Stammes gehörten, ritten zunächst eine Strecke lang auf der Fährte der Navajos zurück, um sich an einer Stelle zu verbergen, wo sie die drei Weißen schon von weitem kommen sehen konnten.

Nach vielleicht schon einer halben Stunde sahen sie, daß das Buschwerk des Ufers in einer langen, schmalen Spitze hinaus in die offene Steppe trat. Zu dieser Spitze ritten sie nun, führten ihre Pferde in das Gebüsch, banden sie dort an und versteckten sich auch selbst in der Nähe. Die Ebene lag von hier aus weit offen da, und so mußten sie den Delprinzen und seine Begleiter schon sehen, wenn diese noch über eine englische Meile entfernt waren. Darum glaubten sie, eine sehr gute Wahl getroffen zu haben und ihrer Sache ganz sicher sein zu dürfen.

Dem war aber leider gar nicht so!

Grinley, Poller und Buttler hatten, wie schon früher bemerkt, den Navajos nicht bis zu deren Lager folgen können, weil die Nacht inzwischen angebrochen war und sie in der Dunkelheit die Fährte nicht sehen konnten. Sie waren da, wo sie sich gerade befanden, von den Pferden gestiegen, um zu schlafen. kaum dämmerte jedoch der nächste Morgen heran, so saßen sie schon wieder auf

Ihren Pferden und ritten weiter. Bei offener Gegend hielten sie sich auf der Spur der Navajos; gab es aber Büsche, so machten sie einen Umweg über diese herum. Bald kamen sie so weit, daß sie die erwähnte Buschspitze vor sich liegen sahen.

Buttler hielt sein Pferd an und musterte die Spitze mit nachdenklich zusammengekniffenen Augen. Dann sagte er: „Auf dieser Seite liegt eine weite Fläche und, wenn ich recht vermute, auf der andern auch. Keine Vertikalität eignet sich also so vortrefflich dazu, uns schon von weitem kommen zu sehen, und wenn man uns etwa einen Hinterhalt gelegt hat, so stehen die Kerls dort und nirgends anders. Wir werden uns also sehr hüten, uns diesem Gebüsch von außen zu nähern oder um dasselbe herumzureiten. Nein, wir schleichen uns heimlich hin, und wehe den Hunden, die sich dort von uns finden lassen! Kommt!“

Er stieg ab und führte sein Pferd dem Flusse zu; die andern folgten ihm in derselben Weise. Unter den Bäumen des Flusses angekommen, gingen sie aufwärts, dem Wasser entgegen, immer durch die Sträucher gedeckt, so daß man sie von der Spitze aus nicht sehen konnte. Das ging natürlich sehr langsam, und es dauerte lange Zeit, ehe sie diejenige Stelle des Flußufers erreichten, von wo aus sich die Buschwerkspitze in die freie Ebene hinauszog. Da banden sie die Pferde an und bogen vom Wasser in einem rechten Winkel ab, um, der Spitze folgend, diese nach verborgenen Indianern zu durchsuchen. Das war wenige Minuten, bevor die beiden Navajos von der andern Seite herkamen.

Sie verfuhrten mit aller nötigen und möglichen Vorsicht, ohne ein menschliches Wesen oder die Spur eines solchen zu entdecken. Fast hatten sie schon die

äußerste Spitze erreicht, und eben wollte der Delprinz den Vorschlag machen, zu den Pferden zurückzukehren und weiter zu reiten, da zeigte Buttler zwischen die Büsche hinaus und sagte: „Hallo, dort kommen zwei Rote! Wahrscheinlich sind es die, welche wir suchen. Wollen wir sie unbehellig vorüberlassen?“

„Vorüber?“ antwortete Pollar. „Sie wollen wohl nicht vorüber. Wie mir scheint, halten sie gerade auf uns zu.“

„Allerdings. Kommt zurück! Wir müssen sie beobachten.“

Sie kauerten sich vorsichtig nieder. Die beiden Navajos kamen heran, zogen ihre Pferde in das Gesträuch herein und versteckten sich dann ebenfalls darin. Die beiden Parteien waren nicht mehr als etwa zehn Schritte voneinander entfernt. Die Indianer waren überzeugt, allein zu sein, und hielten es insolgedessen nicht für nötig, leise miteinander zu sprechen; ihre Worte wurden von den Weißen daher deutlich gehört.

„Ob die Bleichgesichter kommen werden?“ meinte der eine.

„Sie kommen,“ sagte der andre. „Sie wollen das Papier holen und werden also nicht zurückbleiben.“

„So gehen sie in den Tod. Folgen sie unsern Kriegern, so werden sie gefangen und gemartert, und folgen sie ihnen nicht, weil sie Verdacht fassen, so erschießen wir sie.“

„Hört ihr es?“ flüsterte der Delprinz Buttler und Pollar zu. „Wir brauchen gar nichts weiter zu hören.“

„Nein; wir wissen genug,“ stimmte Buttler bei. „Wie steht's?“

„In die Hölle mit ihnen!“

„Well! bin dabei. Nimm dein Gewehr und ziele

auf den Bänken! Poller mag sein Schießzeug für den Notfall bereithalten!“

Er selbst legte sein Gewehr auf den Rechten an und zählte: „Eins — zwei — drei!“

Die Schüsse krachten. Die Büsche, in denen die Roten steckten, raschelten; es gab ein kurzes Köcheln und Stöhnen; dann war es still. Die Weißen verließen ihr Versteck und gingen hinüber; die Roten lagen, beide durch die Köpfe geschossen, tot in dem Gesträuch.

„So!“ lachte der Delprinz. „Die folgen uns nun nicht nach und schießen uns auch nicht nieder. Sie mögen hier für die Geier und Wölfe liegen bleiben. Was wir von ihren Sachen brauchen können, wollen wir mitnehmen.“

Die drei Banditen plünderten die Toten aus, deren Munition und Mundvorrat ihnen besonders willkommen war. Natürlich nahmen sie die Indianerpferde auch mit, die ihnen bei der Flucht große Erleichterung bieten konnten.

Nun setzten die drei Mörder, jetzt mit fünf Pferden, ihren Weg fort. Sie brauchten nicht mehr so vorsichtig zu sein, denn es war kein Hinterhalt mehr zu erwarten, und so ließen sie ihre Tiere tüchtig ausgreifen, bis sie den Ort am Ufer erreichten, wo die Nabajos während der Nacht gelagert hatten. Sie stiegen ab, um ihn zu untersuchen, fanden aber nichts besonderes außer den Spuren, daß die Roten heute früh am diesseitigen Ufer weiter aufwärts geritten seien.

Sie folgten dieser Fährte und erreichten nach einer Viertelstunde die Stelle, wo die Nabajos über den Fluß gesetzt waren. Sie taten das gleiche und fanden drüben die deutlichen Eindrücke des Lagers der Weißen. Da stie-

gen sie wieder von den Pferden, um diesem Platz ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

„Hier hat es auch ein Lager gegeben,“ sagte der Delprinz. „Wißt ihr, wer dagewesen ist?“

„Natürlich Old Shatterhand mit seinen Leuten,“ antwortete Buttler. „Es kann gar niemand anders gewesen sein. Schaut da zu den Büschen hinaus! Ihre Fährte geht am hohen Ufer hin nach Westen.“

„Ja; die Navajos sind über den Fluß herübergekommen und zu ihnen gestoßen. Sie haben sich mit ihnen vereinigt und sind nun alle hinter den Nijoras her. Das gibt —“ Er hielt in seiner Rede inne. Man sah es ihm an, daß er erschrocken war.

„Was ist's?“ fragte Buttler.

„Alle tausend Teufel! Da kommt mir ein Gedanke, ein armseliges, scheußliches Gedanke!“

„Welcher?“

„Wenn es so ist, wie ich denke, so können wir uns nur gleich aufmachen und fortreiten wie alte Hunde, welche Prügel und nichts zu fressen bekommen haben! Mit dem Geld ist es nämlich aus, vollständig aus. Wir werden nicht einen Dollar, nicht einen Cent erhalten!“

„Alle Donner! Warum nicht?“

„Weil die Anweisung zum Teufel ist! Die Navajos werden doch Old Shatterhand und Winnetou, sobald sie mit ihm hier zusammentrafen, alles erzählt haben!“

„Ja. Wahrscheinlich haben sie ihm gesagt, daß wir bei ihnen gewesen sind und sie so schön nasführten.“

„Darauf bilde dir ja nichts ein, denn jetzt sind wir die Genasführten. Wolf, der die Anweisung hatte, ist doch dabei und hat natürlich den Bankier gesehen und mit ihm gesprochen. Was versteht sich nun da von selbst?“

„Daß er — — — Satan! Jetzt weiß ich, was du meinst! Es ist alles erzählt worden, und da — — da hat dieser Wolf dem Bankier die Anweisung ausgehändigt!“

„Selbstverständlich!“ zischte der Delprinz.

„So ist es bei uns freilich mit jeder Hoffnung aus. Es ist alles, alles vergeblich gewesen, und du mußt nun endlich einsehen und zugeben, was für ein Knabenstreich es von dir war, diesem Wolf die Anweisung zu zeigen!“

Der Delprinz wollte diesen Fehler beschönigen, und so entstand ein Wortwechsel, der so hitzig wurde, daß die beiden nahe daran waren, sich aneinander zu vergreifen. Da schob Poller sie auseinander und sagte: „Ihr werdet euch doch nicht die Hälsen brechen wollen! Damit macht ihr die Sache nicht anders. Ich sehe nicht ein, warum wir gleich das Unerträglichste annehmen und jede Hoffnung aufgeben sollen. Es ist ja noch gar nichts verloren.“

„Nicht?“ rief der Delprinz wütend aus. „Die Anweisung ist doch weg!“

„Nein, sie ist nicht weg. Erst hatte sie Wolf, und nun hat sie Rollins. Was ist das für ein Unterschied? Es ist ganz gleich, wer sie hat, wenn sie nur noch da ist.“

„Das weiß ich auch; das braucht mir niemand zu sagen. Aber sie ist eben nicht mehr da. Es ist doch klar, daß Rollins sie sofort vernichtet hat!“

„Vernichtet? Das nehme ich erst dann an, wenn es bewiesen ist. Vernichtet, das heißt doch wohl zerrissen. Was man zerreißt, steckt man nicht ein, um es sorgfältig aufzuheben, sondern man wirft es weg. Wo aber ist hier auch nur das kleinste Stückchen Papier zu sehen? Es ist seit gestern abend bis jetzt vollständig windstill gewesen; es hat keinen Lufthauch gegeben, der die Papiere wegen hätte mit fortnehmen können; sie müßten also noch

daliegen. Wollen einmal ganz sorgfältig suchen, nicht bloß hier, sondern auch in der Umgebung des Lagers.“

Sie taten dies auf das eifrigste, fanden aber nichts. Da sagte der Delprinz, indem er tief Atem holte und sein Gesicht sich wieder aufklärte: „Da bekomme ich wirklich neuen Mut. Was Poller vorbringt, ist ganz richtig. Ein zerrissenes Papier steckt man nicht ein, sondern wirft es weg; der Bankier hat die Anweisung also nicht zerrissen, sondern aufgehoben.“

„So ist es,“ nickte Poller. „Vielleicht gar hat er sie nur deshalb nicht vernichtet, um in ihr ein Andenken an seine Erlebnisse im wilden Westen zu haben.“

„Ja, das ist auch möglich. Ich habe wieder Hoffnung. Es ist mir sogar lieber, daß er sie jetzt hat, als wenn Wolf sie noch hätte. Aus Wolfs Tasche wäre sie nur mit Lebensgefahr und durch einen Mord zu bekommen gewesen, während der Bankier ein unerfahrener Kerl ist, der nicht einmal den Mut besitzen würde, sich ernstlich zu verteidigen.“

„Allerdings,“ stimmte Buttler ein. „Mit diesem Rollins wird kein Federlesen gemacht. Mit ihm werden wir viel eher fertig, als mit jedem andern. Also, einen Entschluß gefaßt! Was tun wir jetzt?“

„Wir reiten weiter, den vereinigten Weißen und Roten nach.“

„Aber mit doppelter Vorsicht!“

„Das wird gar nicht sehr nötig sein. Sie haben uns Späher entgegengeschickt und ahnen nicht, daß wir diese Kerls erschossen haben. Sie wissen uns also unter Aufsicht und werden denken, daß sie von den Späherstern Nachricht erhalten, ehe wir kommen.“

Sie stiegen wieder auf, nahmen die beiden erbeu-

leten Pferde am Leitzügel und ritten weiter, den Spuren der Navajos und der Weißen nach.

Es kam so, wie sie es sich gedacht hatten: ihr Ritt ging glatt von statten und niemand stellte sich ihnen in den Weg. Es ging immer auf dem hohen Ufer des Flusses in der Nähe des Baum- und Strauchsaumes hin, und die Fährte, der sie folgten, blieb sich immer gleich, bis sie an eine Stelle kamen, wo sie bedeutend breiter und viel ausgetretener war. Das mußte einen Grund haben. Sie hielten also an und stiegen ab, um die Spuren hier zu untersuchen. Sie befanden sich an dem Ort, wo Schi-So im Gebüsch gestern abend mit den Pferden auf Old Shatterhand und Winnetou gewartet hatte und wo der Wpatsche heut früh die vereinigten Weißen und Roten ebenfalls empfangen hatte.

„Hier haben die Kerle längere Zeit gehalten,“ sagte Buttler. „Das sieht man ganz genau. Die Pferde sind nicht über den Boden fortgelaufen, sondern sie haben dagestanden und ihn zerstampft und sogar mit den Hufen aufgescharrt. Welche Ursache mag da vorgelegen haben?“

„Wer weiß das!“ meinte der Delprinz. „Wahrscheinlich erfahren wir es später.“

„Ich möchte es aber schon jetzt wissen. Seht, da führen Spuren von hier grad ins Gebüsch! Wollen einmal sehen, was es da drin gegeben hat!“

Sie ließen ihre Pferde stehen und gingen auf das Gesträuch zu. Da hörten sie eine Stimme in deutscher Sprache rufen: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Kommt her, kommt hier herein!“

Sie blieben stehen und horchten.

„Das war nicht englisch,“ sagte Buttler. „Es schien deutsch zu sein; ich verstehe es aber nicht.“

„Ich verstehe es,“ erklärte Pöller, der einstige Füh-

rer der Auswanderer. „Es ruft jemand um Hilfe und bittet uns, zu ihm hineinzukommen.“

„Das können wir tun, denn wenn jemand unsere Hilfe braucht, da haben wir nichts zu befürchten.“

„Aber wenn es eine Finte ist, wenn wir in eine Falle gelockt werden sollen!“

„Das glaube ich nicht. Kommt nur immer mit!“

Sie folgten den Fuß- und Hufstapfen, die in das Gebüsch führten, und sahen bald zwei gefattelte Pferde, die im Gesträuch angebunden waren. Sie schienen dem um Hilfe Bittenden so nahe gekommen zu sein, daß er sie sehen konnte, denn er rief jetzt: „Hierher, hierher, Herr Poller! Haben Sie die Güte und schneiden Sie mich los!“

„Alle Teufel!“ rief Poller. „Das ist ja die Stimme des verrückten Kantors, der eine Oper von zwölf Akten komponieren will und dabei allerlei Dummheiten macht! Kommt! Da brauchen wir uns freilich nicht zu fürchten.“

„Aber,“ meinte der Delprinz vorsichtig, „er gehört jetzt zu Old Shatterhand und Winnetou, und wer weiß, ob das nicht eine Schlinge ist, in welche wir die Köpfe stecken sollen.“

„Schwerlich, schwerlich! Ich bin vielmehr überzeugt, daß er abermals infolge eines dummen Streiches hier stecken- und zurückgeblieben ist. Kommt nur getrost mit mir weiter!“

Er drang tiefer in das Gebüsch ein, und sie folgten ihm. Da bewahrheitete sich die Vermutung Pollers allerdings, denn sie sahen den Kantor, dem die Hände auf den Rücken und dann an den Stamm eines Baumes festgebunden waren. Man hatte das allerdings in einer Weise getan, daß er sich dabei in einer völlig schmerzlosen und ganz bequemen Lage befand, denn er saß in

dem weichen Grafe des ebenso weichen Bodens und lehnte mit dem Rücken an dem Baum.

„Sie, Herr Kantor?“ fragte Poller. „Das ist doch sonderbar!“

„Kantor emeritus, wenn ich Sie bitten darf! Es ist sowohl der Vollständigkeit, als auch der Unterscheidung wegen, denn ein Emeritus ist nicht mehr aktiv, Herr Poller.“

„Ihre Lage scheint allerdings eine mehr passive als aktive zu sein. Wie sind Sie denn in diese Passivität geraten?“

„Man hat mich hier angebunden.“

„Das sehe ich. Aber wer?“

„Stone und Parker. Herr Old Shatterhand hat es ihnen befohlen.“

„Warum?“

„Das — — das weiß — — das weiß ich eigentlich gar nicht,“ sagte der Kantor, der sich schämte, den Grund mitzuteilen. „Fragen Sie mich also nicht danach, sondern schneiden Sie mich lieber los!“

„Das kann nicht so leicht und schnell geschehen, wie Sie denken. Old Shatterhand hat Sie jedenfalls hier anbinden lassen, um Sie an der Ausführung irgend einer Dummheit zu verhindern. Dennoch aber finde ich es sehr unrecht von ihm, Sie hier festzuknüpfen und in der Wildnis so allein und ohne Schutz zu lassen.“

„Allein? Ich bin nicht allein. Es ist noch jemand da, um mich zu bewachen.“

„Wer?“

„Herr Rollins, der Bankier.“

„Der?“ fragte Poller, indem es wie Befriedigung über sein Gesicht ging. „Nur dieser oder noch jemand?“

„Er allein. Er hat sich selbst dazu angeboten. Ich

habe ihn ohne Unterlaß himmelhoch gebeten, mich loszumachen; aber er hat mir meinen Wunsch nicht erfüllt. Er ist ein gefühlloser, grausamer Mensch.“

Diese Ansicht des Kantors war Poller höchst willkommen; darum sagte er, ihn darin bestärkend: „Ja, das war allerdings grausam von ihm und verdient eine sehr nachdrückliche Strafe. Man sollte eigentlich Sie losmachen und ihn dafür anbinden!“

„Ja, das wäre ihm sehr recht! Ich würde mich sehr darüber freuen und ihn auch nicht losbinden, und wenn er mich noch so sehr darum bäte. Ich ließe ihn hängen und ginge den andern nach, hinunter nach dem Winterwasser.“

„Ah, die andern sind am Winterwasser? Was wollen sie dort?“

„Die Nijoras angreifen und gefangen nehmen. Ich durfte nicht mit, weil sie glaubten, daß ich — daß ich — hm; darum banden sie mich fest, und der Bankier erbot sich, bei mir zu bleiben, da sonst niemand sich dazu meldete. Er wollte lieber hier sein, als sich in die Gefahr begeben, während des Kampfes von den Wilden verletzt oder gar ermordet zu werden.“

„Das war sehr, sehr klug von ihm. Aber ich sehe ihn doch nicht. Wo ist er denn?“

„Fort. Er saß drüben am Rande des Gebüsches und sah Sie kommen. Da bekam er Angst und versteckte sich.“

„Erkannte er uns denn?“

„Nein. Sie waren zu weit entfernt. Aber da Sie von dieser Seite kamen und also nicht zu unsern Freunden gehören konnten, hielt er Sie für Feinde, denen man nicht trauen darf. Er wollte sich lieber gar nicht sehen lassen.“

„So ist er also fort und Ihnen ist sein Versteck unbekannt?“

„O, ich kenne es!“

„So sagen Sie es uns, damit wir ihn holen und ihm beweisen können, daß wir es gut mit ihm und Ihnen meinen!“

„Gut meinen?“ antwortete der Kantor mit dem Bestreben, seinem Gesicht einen pfiffigen, besserwissenden Ausdruck zu geben. „Da denken Sie wohl gar, daß ich Ihren Worten glaube, verehrter Herr Poller? Fällt mir gar nicht ein. Uns Jüngern der Wissenschaft macht man nicht so leicht etwas weis.“

„Das ist gar nicht meine Absicht. Was ich sage, das ist wahr: ich meine es gut mit ihm und mit Ihnen.“

„Vielleicht mit mir, aber nicht mit ihm! Das mit der Petroleumquelle ist nicht wahr gewesen. Sie haben ihn um das viele Geld bringen wollen.“

„Unsinn! Wenn er den See genau untersucht, so wird er finden, daß die Quelle wirklich vorhanden ist. Er versteht aber nichts davon und hat sich von andern Leuten gegen uns einnehmen lassen. Einen kleinen Dutzettel soll er ja bekommen: wir wollen ihn auch mal ein wenig hier anbinden und Sie als Wächter hierhersehen. Bedenken Sie, welche Szene das für Ihre Oper ergeben wird! Der, welchen Sie vergeblich angefleht haben, muß dann Sie bitten, ihn loszumachen! Das ist die alles bestrafende Gerechtigkeit, auf die es bei jedem Theaterstück doch am meisten ankommt.“

„Ja, ja, da haben Sie recht!“ rief der Kantor begeistert. „Eine Szene für meine Oper, eine prächtige, eine herrliche Szene! Erst flehe ich ihn an; das gibt eine Gnadenarie für Bariton. Er verweigert mir die Erfüllung meiner Bitte im zweiten Akt. Dann wird der

Bariton frei und der zweite Bass wird angebunden. Das gibt wieder eine Gnadearie, auf die dann ein großes Duett für zweiten Bass und Bariton folgt. Das macht Wirkung, ungeheure Wirkung! Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, daß Sie mich hierauf aufmerksam gemacht haben.“

„Na, gut; wo ist Rollins also?“

„Er sagte, es gebe hier hinter uns einen schmalen Riß im Felsen des Ufers, der mit Gesträuch überwachsen sei. Da hinein wollte er sich verstecken.“

Holler übersehte seinen Gefährten flüchtig den Inhalt des Gesprächs. Sie lachten voll Freude über den Streich, der sich ihnen bot, und fanden rasch die Felsenspalte, worin Rollins mit eng zusammengeschniegtem Körper steckte. Sie hatten ihre Messer in den Händen, und der Delprinz sagte höhnisch: „Hallo, Mr. Rollins, was tut Ihr in dieser Felsenöffnung? Sucht Ihr vielleicht eine Petroleumquelle da?“

Der Bankier erschrak furchtbar, als er ihn erkannte. Er war kein Held und hier standen drei gefährliche Strolche vor ihm.

„Seid doch so gut und kommt heraus!“ forderte ihn der Delprinz auf. „Ihr versäumt ja ganz und gar die Pflicht, zu der Ihr berufen worden seid!“

„Pflicht?“ antwortete er, indem er sich ängstlich und verlegen aus der Spalte hervormachte.

„Ja, Sir. Ihr sollt doch Euern guten Freund, den Kantor, bewachen. Warum seid Ihr davongelaufen?“

„Ich sah drei Reiter kommen, wußte aber nicht, daß ihr es waret.“

„So! Ihr wäret also, wenn Ihr uns erkannt hättet, nicht geflohen?“

„Nein.“

„Freut mich, daß Ihr so großes Vertrauen zu uns hegt! Habt die Güte, mit uns zu dem Kantor zurückzukehren!“

Sie nahmen ihn in die Mitte und brachten ihn zu dem Baum. Dort nahm ihm der Despring die beiden Revolver und die Munition ab und sagte: „Ihr steht unter einem mächtigen Schutz und braucht keine Waffen, während wir verteuftelt schlecht bewaffnet sind. Ihr werdet uns also gewiß gern aushelfen. Und nun muß ich Euch etwas recht Lustiges sagen. Ihr habt dem Kantor auf all sein Bitten nicht den Gefallen getan, ihn loszubinden — —“

„Das ist mir verboten worden!“ fiel er rasch ein.

„Seht uns nichts an! Er ist natürlich sehr aufgebracht darüber und wünscht, Euch einmal fühlen zu lassen, wie es ist, wenn man an einem Baum hängt. Wir sind gutmütiger als Ihr und werden ihm diesen sehr bescheidenen Wunsch erfüllen.“

„Was meint ihr?“ stotterte er ängstlich hervor. „Was soll das heißen? Wollt ihr etwa — — —?“

„Euch anbinden? Ja.“

„Hört, das dulde ich nicht, Mesch'schurs!“

Er richtete sich möglichst stramm auf und gab sich Mühe, mannhaft auszusehen. Da klopfte der Despring ihm auf die Achsel und sagte lachend: „Blast Euch nicht unnötig auf, Sir! Wir kennen Euch doch genau! Wir wollen dem Kantor die Freude machen, Euch anzubinden, weiter nichts. Wenn wir dann fort sind, kann er Euch wieder losmachen. Also, was sagt Ihr zu der Sache?“

Er nahm eine drohende Haltung an und spielte mit seinem Messer. Buttler und Poller folgten diesem seinem Beispiel. Dem Bankier wurde es himmelangst. Er

zwang seinen Grimm hinunter und sagte in einem Ton, als ob es ihm gar nicht schwer falle, auf den Scherz einzugehen: „Was ich dazu sage? Nichts. Wenn es euch Spaß macht, diesem verrückten Menschen seinen noch verrückteren Wunsch zu erfüllen, so tut es. Mir fällt es nicht ein, mich deshalb mit euch herumzubalgen.“

„Das ist sehr verständig, höchst verständig von Euch,“ grinste ihn der Delprinz an. „Mag also jetzt der Spaß beginnen!“

Er band den Rantor los. Rollins trat an den Baum, hielt seine Hände hin und sagte: „Da, macht euch das billige Vergnügen, Mefch'schurs!“

Er hatte geglaubt, daß man ihn ebenso leicht binden werde, wie der Rantor gebunden gewesen war; aber er sollte sofort einsehen, wie groß sein Irrtum gewesen war. Pöller ergriff ihn beim rechten und Buttler beim linken Arm. Sie rissen ihn mit einem so rücksichtslosen Ruck mit dem Rücken an den Baum, daß er laut aufschrie, und legten seine Arme rückwärts an den Stamm. Während sie sie da festhielten, band ihm der Delprinz die Hände zusammen und antwortete: „Ja, Mr. Rollins, das billige Vergnügen beginnt; aber Euch kann es leicht sehr teuer zu stehen kommen. Wenn ich mich recht erinnere, trägt Ihr im Rod eine allerliebste Briestafche, aus der ich mir gern ein kleines Andenken nehmen möchte.“ Dabei musterte er die Züge des Bankiers mit spöttischem Lächeln.

Rollins erbleichte.

Der Delprinz griff ihm roh in den Rod, riß die Briestafche heraus und fand darin mit leichter Mühe die gesuchte Anweisung, die er mit einem triumphierenden Aufatmen zu sich steckte. Dann warf er die Tafche dem Bankier vor die Füße.

Dieser stöhnte in ohnmächtiger Wut. Er wollte sich von dem Baume losreißen; dabei schnitt ihm aber der Riemen so in das Fleisch, daß er einen gellenden Schmerzschrei ausstieß.

„Seid still; beruhigt Euch!“ hohnlachte der Delprinz. „Ich nehme mir nur zurück, was man mir unrechtmäßigertweise vorenthalten hat.“

Der Kantor, der die englische Sprache nicht verstand und sich auch stets zuviel mit seiner Oper beschäftigt hatte, um den Zusammenhang zu begreifen, stand harmlos dabei und schien sogar eine gewisse Genugthuung über den Aerger des Bankiers nicht ganz unterdrücken zu können. Poller rief ihm zu, er wünsche ihm gute Erfolge mit den geplanten Gnadenarien, was er mit einer Verbeugung beantwortete. Dann schritten die drei Räuber zu ihren Pferden, stiegen auf und ritten davon.

Der Komponist setzte sich nun dem Bankier gegenüber und musterte ihn mit sehr zufriedenen Blicken. Rollins konnte ein solches Verhalten nicht begreifen; es erfüllte ihn mit Wut und darum schrie er zornig auf ihn ein, indem er ihn in den drohendsten Ausdrücken aufforderte, ihn augenblicklich loszumachen. Dies tat er in englischer Sprache, die der Kantor leider nicht verstand. Vorher hatte dieser letztere, als er noch am Baum hing, dieselbe Bitte mit dem gleichen Mißerfolg wohl hundertmal ausgesprochen, aber in deutscher Sprache, die dem Bankier unverständlich war.

Während Rollins alle möglichen englischen Schimpfwörter herwetterte, saß der Komponist ihm gegenüber, um ihn zu studieren, und pfiff dabei eine Melodie durch die Zähne, aus der sich eine Gnadenarie entwickeln sollte. Der Bankier schäumte fast vor Wut; dann, als sein

Grimm den höchsten Grad erreicht hatte, trat auf diese Aufregung eine plötzliche große Abspannung ein. Die Folge derselben war, daß er ruhiger zu überlegen vermochte. Er hatte von seinem Buchhalter Baumgarten einige deutsche Broden gelernt, und der Kantor hatte sich, wie er wußte, auch einige englische Ausdrücke gemerkt. Sollte es denn nicht möglich sein, auf Grund dieser freilich geringen Kenntnisse zu einer Verständigung zu kommen? Er versuchte es und begann: „Mr. Kantor, to unbind, unbind! (Losbinden!)“

„Kantor emeritus, bitte!“ war die Antwort.

„Unbind, unbind!“

„Umbinden?“ fragte der Kantor. „Sie wollen etwas umgebunden haben? Was denn?“

So ging es wohl eine Viertelstunde lang zwischen ihnen herüber und hinüber. Erstens verstand der Kantor den Bankier nicht und zweitens sah er nicht ein, warum derjenige, der ihn am Baum hatte hängen lassen, nicht auch ein wenig daran hängen solle. Dann stieg aber seine Gutmütigkeit. Er ging, als Rollins seine schmerzhaften Bestrebungen, sich loszureißen, erneuerte, zu ihm hin und löste mit größter Mühe die absichtlich sehr fest geschlungenen Knoten auf. Er glaubte, nun ein freundliches Wort des Dankes zu hören, hatte sich da aber sehr geirrt. Rollins streckte seine Glieder und versetzte dann dem Emeritus einen Faustschlag gegen den Kopf, daß der Betroffene taumelte und in ein Gebüsch stürzte; dann band er sein Pferd los, setzte sich auf und ritt davon, nach Westen zu, wo er die Gefährten wußte.

Der Kantor raffte sich langsam auf, befühlte die getroffene Stelle seines Kopfes und sagte: „Dankbarkeit ist eine seltene Tugend.“ Und da er Angst hatte, hier allein zurückzubleiben, holte auch er sein Pferd aus dem

Gebüsch, kletterte hinauf und ritt davon, gen Westen, wohin die Fährte der Weißen und der Navajos führte. —

Wie war es aber denn eigentlich gekommen, daß der gute Kantor zurückgelassen und sogar angebunden worden war?

Heute früh hatte dieser Unglückswurm sich kurz nach dem Ausbruch an den Hobble-Frank gemacht und ihn gefragt: „Herr Franke, wenn ich recht unterrichtet bin, geht es jetzt gegen die Nijoras, nicht wahr? Wie es den Anschein hat, sollen sie von uns überfallen werden?“

„Ja,“ bestätigte der Hobble.

„Das freut mich sehr; das freut mich ungemein!“

„Warum?“

„Danach brauchen Sie doch gar nicht erst zu fragen. Sie wissen doch wohl, daß ich eine zwölfstimmige Seldentoper komponieren will!“

„Ja; es ist mir ganz so, als ob Sie schon einmal von so etwas gesprochen hätten.“

„Jedenfalls habe ich es Ihnen schon gesagt. Ich habe hier nun die Selden gefunden, die ich dazu brauche; aber in ihrer Tätigkeit habe ich sie eigentlich noch nicht gesehen.“

„Nicht? Na, ich dachte doch, daß bisher schon genug geleistet worden ist, was andre Leute nicht gleich fertig bringen würden. Wir sind ja gradezu immer aus dem einen Abenteuer in das andre geflogen!“

„Das gebe ich ja ganz gern zu; aber das, wobei das Seldentum sich in seiner vollsten Pracht zeigen kann, hat es noch nicht gegeben. Ich brauche nämlich für meine Oper eine Schlacht, wo Mann gegen Mann zu stehen hat und der Held einen Feind nach dem andern niederschlägt. Ich möchte einen wirklichen, blutigen Kampf erleben.“

„Warum denn das? So etwas ist gefährlich und man soll es sich also gar nicht wünschen. Wenn Sie das auch off die Bühne bringen, so brauchen Sie sich doch nicht derothalben eenen wirklichen Kampf, een wirkliches Blutvergießen zu wünschen.“

„O doch! Wenn man so etwas wirklich gesehen und miterlebt hat, kann man es viel besser komponieren. Das Getöse des Kampfes, das Schreien und Heulen, das Knattern der Gewehre, das Krachen der Schüsse, das alles läßt sich nur dann richtig durch Töne wiedergeben, wenn man es selbst gehört hat.“

„Aber es kann Ihnen Ihr Leben kosten, und dann ist auch Ihre ganze schöne Oper futsch!“

„Glauben Sie das ja nicht! Wir Komponisten stehen unter dem ganz besonderen Schutz der Mufen; uns kann nichts passieren. Oder haben Sie einmal gehört, daß ein berühmter Komponist von den Indianern erstochen oder erschossen worden sei?“

„Nee, das nich.“

„Also! Ich befinde mich nicht in der geringsten Gefahr. Denken Sie, daß es heute zu einem Kampf kommen wird?“

„Om! Wenn alles so klappt, wie Old Shatterhand und Winnetou beschprochen haben, so loofen uns die Feinde in die Hände, ohne daß een Schuß dabei zu fallen braucht. Wenn es aber andersch wird, da freilich kann es sehr schlimm ausfallen.“

„Wie denn anders?“

„Ja, da können verschiedene Fälle eintreten. Man weesß ja im voraus nie, was alles geschehen kann. So zum Beispiel brauchen die Nijoras nur zu merken, daß die Navajos in dem Hinterhalt liegen, so geht der Kra-wall los.“

„Wie sollten sie das merken?“

„Oft irgend eene Weise. Ein Dummer fragt doch immer mehr, als was een Gescheiter beantworten kann! Ich sage ja, daß man vorher nicht wissen kann, was geschieht. So darf zum Beispiel Ihr Pferd, wenn wir an die Furt kommen, es sich nur in den Kopf setzen, nach links anstatt nach rechts zu loosen, so ist schon alles verraten.“ Der Hobbler-Frank hatte es halb ernst und halb scherzhaft gemeint; aber über das Gesicht des Kantors ging ein Zug hoher Befriedigung und er fragte: „Also nach links anstatt nach rechts? Habe ich das richtig verstanden? Ja?“

Er nickte vergnügt vor sich hin, und dem schlauen Hobbler fiel dies natürlich auf; er nahm sich vor, rechtzeitig Old Shatterhand zu verständigen und die Kampfbegier des Kantors unschädlich zu machen. Da der gute Komponist jedoch in seiner Begeisterung ohnehin auch zu Frau Rosalie Ebersbach von seinem Vorhaben schwatzte, sorgte er auch selbst genügend dafür, daß sein Vorhaben bereitet wurde. —

Bald darauf hielt die Schar an, denn Winnetou war aus dem Gesträuch getreten. Er kam auf Old Shatterhand und auf den Häuptling der Navajos zu und meldete: „Die Nijoras sind bei ihrem Plan geblieben und haben ihre Stellung nicht verändert. Meine Brüder können also das ausführen, was ich gestern mit Old Shatterhand besprochen habe. Es ist nur eine kleine Aenderung, die ich für nötig halte.“

„Welche?“ fragte Old Shatterhand.

„Wir haben uns entschlossen, hinab in die ausgetrocknete Furt zu reiten und uns in dem trocknen Winterwasserbette nach rechts zu wenden, bis wir den Fluß erreichen. Dann kommen die Nijoras herab, um uns

zu überfallen, und da sollen sie von den Navajos im Rücken angegriffen werden. Es ist aber wichtig, daß die Feinde von ihren Schußwaffen überhaupt keinen Gebrauch machen und nicht etwa einige von uns verwunden oder gar töten; dies erreichen wir dadurch, daß wir ihnen im ersten Augenblick zeigen, daß sie verloren wären, wenn sie es zum Kampf kommen lassen.“

„Winnetou hat recht. Wir müssen vorn bei uns auch schon Navajos haben, um den Nijoras gleich sichtbar zu beweisen, daß sie in ihre eigene Falle gegangen sind.“

„Das ist es, was ich meine,“ nickte der Häuptling der Apatſchen.

„Aber diese Navajos dürfen nicht mit uns kommen, sondern sie müssen schon vorher am Platze sein, ohne aber von den Nijoras gesehen zu werden.“

„Mein weißer Bruder hat ganz meine Gedanken.“

„Es ist sehr leicht zu erraten, was mein roter Bruder meint. Die Nijoras zählen dreihundert Krieger, während wir sechshundert haben. Es genügt, wenn wir ihnen fünfhundert in den Rücken schicken; die übrigen hundert müssen hier vom hohen Ufer hinab zum Flusse steigen und sich da unten abwärts schleichen, bis sie in die Nähe der Mündung des Winterwassers gekommen sind. Dort verbergen sie sich im Gesträuch und warten, bis wir kommen. Sobald wir anlangen und die Nijoras sich auf uns werfen wollen, treten diese hundert Krieger aus ihrem Versteck hervor und gesellen sich uns zu. Das wird die beabsichtigte Wirkung haben, die Feinde werden stutzen, und dadurch bekommt unser Hinterhalt von fünfhundert Mann Zeit, ihnen in den Rücken zu kommen.“

„So ist es. Ich stimme ganz den Worten Ob

Shatterhands bei. Mitsas-Ini, der tapfere Häuptling der Navajos, mag die hundert von seinen Kriegern auswählen, damit sie sich jetzt entfernen, um die Mündung des Winterwassers heimlich zu erreichen. Dann reiten die fünfhundert auch fort, und sobald wir annehmen können, daß sie sich in ihrem Hinterhalt befinden, brechen wir von hier auf.“

So geschah es. Es wurden hundert Navajos abgezählt, welche in das Ufergebüsch eindrangen, um zum Flusse hinabzusteigen. Dabei konnten sie natürlich ihre Pferde nicht mitnehmen; diese mußten vielmehr von den andern mitgeführt werden. Gleich darauf machten sich auch die fünfhundert auf den Weg.

Als auf diese Weise die Navajos alle fort waren, erklärte Old Shatterhand den deutschen Auswanderern den Plan noch einmal in ihrer Muttersprache, weil vorher englisch gesprochen worden war. Er bat sie, keine Sorge zu haben, da alles gut gehen werde, und ermahnte sie dringend, ja recht vorsichtig zu sein und nichts zu tun, was das Gelingen des Plans in Frage stellen könne. Da sagte Frau Rosalie zu ihm: „Wir andern werden ganz gewiß keinen Fehler machen; aber ich weeiß eenen, der sich fest vorgenommen hat, eene große Dummheit zu begehen.“

„Wer ist das?“

„Wer das is? Da fragen Sie ooch noch? Wenn von Dummheiten die Rede is, so können Sie es sich doch gleich denken, wen ich meene, den Kantor natürlich. Er hat mich zu derselben Dummheit überreden wollen; er will nämlich, wenn wir nach dem Winterwasser kommen, links abshwenken.“

„Alle Wetter! Das könnte uns einen Strich durch

die Rechnung machen! Ist das wahr, was Frau Ebersbach jetzt von Ihnen gesagt hat?"

Diese Frage war an den Kantor gerichtet. „Ja,“ antwortete dieser kleinlaut.

„Sie wollen also, ohne mich zu fragen, eine andre Richtung einschlagen? Was ist der Grund Ihrer Absicht?"

„Meine Oper,“ stieß der Gefragte hervor.

„Ihre Oper! Wir sollen also abermals nur Ihres verrückten Hirngespinnstes wegen in Gefahr gebracht werden! Inwiefern ist denn diese berühmte Oper der Grund zu dem, was Sie tun wollen?"

Der Kantor wollte nicht mit der Sprache heraus. Da legte sich der Hobble-Frank ins Mittel, indem er sagte: „Ich weeiß es, was für eene vorhandene Absicht im Grund- und Hypothekenbuch seines Vorhabens verzeichnet ist. Er hat mir vorhin mitgeteilt, daß er für seine Oper eene Kampfszene braucht. Er will nach links, damit die Nijoras unsern Hinterhalt sehen sollen und een Kampf entsteht.“

Alle waren empört über dieses unbegreifliche Vorhaben.

„Das ist ja ein schrecklicher Mensch!“ zürnte Old Shatterhand. „Aber wir werden dafür sorgen, daß er uns nicht Schaden kann. Er darf nicht mit; er bleibt hier an dieser Stelle.“

Das empörte den Zukunfts-Komponisten außerordentlich. Er bekam die Sprache wieder und antwortete: „Das laß' ich mir nicht gefallen, Herr Shatterhand. Ich bin kein Soldat oder Rekrut, der sich andonnern lassen und gehorchen muß!"

„Sie werden gehorchen. Sie bleiben hier und ich laß' jemand bei Ihnen, der Sie beaufsichtigen muß.“

„Dem gehe ich durch!“

„Schön! So werden wir Sie also anbinden.“

Dies geschah denn auch trotz allen Widerstrebens. Nun handelte es sich darum, wer bei ihm bleiben sollte. Der Bankier bot sich an, denn der Gedanke, von den Nijoras überfallen zu werden, hatte für ihn nichts Behagliches. Old Shatterhand war damit einverstanden, schärfte ihm aber ein, den Rantor nicht etwa, falls er gute Worte geben sollte, loszubinden; es solle später ein Bote geschickt werden, um die beiden nachzuholen.

Bis jetzt hatte man die fünfhundert Navajos, die nach Süden aufgebrochen waren, noch reiten sehen; nun aber verschwanden sie am Horizont und es war anzunehmen, daß sie nach kurzer Zeit ihr Ziel erreichen würden. Darum gab Old Shatterhand den Befehl, nun den unterbrochenen Ritt fortzusetzen.

Es war wirklich ein großes Vertrauen, das ihm und Winnetou von den Deutschen geschenkt wurde. Aber in der Nähe des Apatſchen und seines weißen Bruders konnte eben keine Furcht aufkommen. Old Shatterhand ermahnte alle, sich ein möglichst unbefangenes Aussehen zu geben und ja nicht etwa forschende oder gar ängstliche Blicke nach der Gegend zu werfen, von der man wußte, daß die Feinde dort versteckt seien.

Indem man parallel mit dem Flusse ritt, näherte man sich dem Winterwasser auf einer rechtwinklig auf dieses stoßenden Linie. Sam Hawks machte allerlei Späße; er lachte laut und hielt die andern an, in sein Lachen einzustimmen, um die Nijoras sicher zu machen. An der Stelle angekommen, wo sich unten die Furt befand, ritt man langsam vom Ufer in das ausgetrocknete Bett hinab. Winnetou und Old Shatterhand waren voran. Ihren scharfen Augen konnte nichts entgehen,

obgleich sie sich den Anschein gaben, als ob sie auf gar nichts aufmerksam seien.

Links von ihnen lagen einige Felsblöcke, die zur Zeit des Hochwassers von diesem überflutet wurden. Hinter einem davon lugte vorsichtig der Kopf von Nitsasjni hervor. „Atso-ti — wir sind hier,“ raunte er den Freunden in seiner Sprache zu, und dann verschwand er wieder.

Die Gesellschaft bog rechts ab und ritt im Bette des Winterwassers nach dessen Mündung, wo es auf den Chellyfluß stieß. Rechts und links gab es hohe, steile Felsen und vorn an der Mündung floß das Wasser des Chelly vorüber. An seinem Ufer befand sich ein schmaler, aber sehr dicht mit Bäumen und Büschen besetzter Streifen; dort wurde angehalten.

Ob Shatterhand untersuchte das Buschwerk mit scharfem Blick. Da raschelte es darin und der Arm eines Roten streckte sich für einen kurzen Augenblick hervor. Das war das Zeichen, daß die hundert Navajos sich auch schon da befanden. Es war also gelungen, dem Feinde zwei Hinterhalte zu legen.

Der Uferfelsen trat auf der linken Seite etwas hervor und bildete eine Ecke. Dorthin deutend, sagte Ob Shatterhand: „Die Frauen und Kinder mögen sich hinter diese Ecke zurückziehen; dann sind sie vollständig sicher vor jeder Gefahr.“

Die Betreffenden gehorchten dieser Aufforderung. Nur eine machte eine Ausnahme, nämlich Frau Rosalie. „Was? Ich soll mich verstecken?“ rief sie aus. „Was sollen da diese Indianersch von mir denken!“ Dabei nahm sie ihrem Mann das Gewehr aus der Hand, sagte es beim Lauf und schwang den Kolben drohend über ihrem Kopf.

„Pst! Nicht so; fort mit dem Gewehr!“ warnte Old Shatterhand. „Die Nijoras beobachten uns und könnten aus dieser Bewegung schließen, was geschehen soll. Sie werden heulend und schreiend gerannt kommen. Dann legt jeder sein Gewehr auf sie an, doch ohne zu schießen. Nur wenn sie sich dadurch nicht zurückhalten lassen, müssen wir uns wehren. In diesem Fall werde ich Feuer kommandieren, bitte aber, ihr Leben zu schonen und sie nur in die Beine zu schießen. Jetzt setzt euch nieder und tut ganz so, als ob ihr von ihrer Nähe keine Ahnung hättet!“

Dieser Aufforderung wurde Folge geleistet. Die Leute setzten sich alle so, daß sie dem Wasser des Chelly den Rücken, dem trockenen Bett des Winterwassers aber das Gesicht zuehrten. So mußten sie die Nijoras kommen sehen.

Old Shatterhand und Winnetou standen beieinander und unterhielten sich in scheinbar höchst unbefangener Weise. Das Winterwasser hatte, wenn es stark angeschwollen war, viele Felsstücke mit sich fortgeführt und an der Mündung oder in deren Nähe abgesetzt. Hinter diesen Steinen konnte man Deckung finden, und es stand zu erwarten, daß der Vortrab der Nijoras im Schutz derselben heimlich herangekrochen kommen werde.

Dem war auch wirklich so, denn Winnetou bemerkte hinter einem dieser Steine eine Bewegung, blickte für einen kurzen Augenblick schärfer hin und sagte dann zu Old Shatterhand: „Hinter dem großen dreieckigen Block steckt ein Feind. Hat mein Bruder ihn gesehen?“ — „Ja. Ich sah ihn von dem dahinter liegenden Felsen gekrochen kommen. Es ist Mofaschi, der Häuptling selbst.“ — „So ist der Augenblick da. Hält mein Bruder es nicht für besser, daß wir gar nicht warten, bis sie auf uns

eindringen?“ — „Ja, sie werden um so bestürzter sein. Willst du mit ihm reden?“ — „Nein. Mein Bruder mag es tun. Du hast den Stutzen, den sie für ein Zauber-
gewehr halten. Deine Stimme wird also besser wirken als die meinige.“ — „Gut, so mag es beginnen!“

Er rief einige halblaute Worte nach dem Gebüsch hin, wo die hundert Nabajos steckten, und sagte zu den Weißen: „Die Nijoras sind da. Steht auf und legt die Gewehre an!“ Hierauf trat er einige Schritte vor, den Stutzen schußbereit in der Hand, und rief dann nach dem erwähnten Felsenstück hin: „Warum versteckt sich Molaschi, der Häuptling der Nijoras, wenn er uns besuchen will? Er mag offen zu uns kommen. Wir wissen, daß er sich mit seinen dreihundert Kriegern hier befindet.“

„Uff, uff!“ erscholl es da hinter dem Steine hervor, und Molaschi richtete sich auf. „Die weißen Hunde wissen es, daß wir hier sind? Und dennoch sind sie gekommen? Hat der große Geist ihr Gehirn verbrannt, daß sie, die wenigen, es wagen wollen, hier mit uns zu kämpfen?“

„Wir wagen nichts, denn der Häuptling der Nijoras ist in einem großen Irrtum befangen. Sieht er nicht meine Leute dastehen, um den Feind mit ihren Büchsen zu empfangen? Und sieht er nicht das Zauber-
gewehr in meiner Hand?“

„Wir werden so schnell über Old Shatterhand kommen, daß er nur zwei- oder dreimal schießen kann; dann wird er von der Menge meiner Krieger niedergerissen. Die Bleichgesichter haben nur die Wahl, sich zu ergeben oder in das Wasser getrieben und getötet zu werden. Sie mögen sehen, daß sie eingeschlossen sind.“

Er hob die Hand hoch empor und auf dieses Zeichen tauchten hinter allen Steinen Nijoras auf. Andre, die

Da nicht Platz gefunden hatten und deshalb zurückgeblieben waren, kamen herbeigesprungen und erhoben ein markererschütterndes Kriegsgeheul. Sie griffen aber nicht an, sondern blieben hinter ihrem Häuptling stehen, weil dieser auch nicht vorwärts ging. Er erhob den Arm wieder; das Geheul verstummte augenblicklich und er rief Ob Shatterhand zu: „Die Bleichgesichter sehen, daß sie verloren sind, wenn sie kämpfen. Wenn sie klug sein wollen, so ergeben sie sich uns.“

„Wir wenigen Bleichgesichter fürchten uns nicht vor dreihundert Nijoras; aber dennoch sind wir nicht allein gekommen. Als Molaschi die Hand erhob, ließen sich seine Krieger sehen. Nun will auch ich einmal meine Hand erheben.“

Er reckte den Arm empor; sofort sprangen die hundert Nabajos aus den Büschen, bildeten blitzschnell eine Doppelreihe und richteten ihre Gewehre auf die Nijoras. Diese stießen ein Geheul der Ueberraschung aus. Keiner von ihnen hatte gewagt, sein Gewehr auf einen der Weißen zu richten, denn diese hatten ihre Gewehre zuerst erhoben und befanden sich also im Vorteil. Wer dem Feinde darin zuvorkommt, schießt ihn nieder, sobald er eine drohende Bewegung macht. Ob Shatterhand gab ein Zeichen, daß er weiterprechen wolle, und das Geheul verstummte. „Warum starrt der Häuptling der Nijoras nur vorwärts, zu uns herüber? Er mag doch einmal hinter sich sehen!“

Molaschi drehte sich um, und seine Krieger taten dasselbe. Sie hatten ihre ganze Aufmerksamkeit nach vorn gerichtet und nicht auf das geachtet, was hinter ihnen vorgegangen war. Da sahen sie, kaum zwanzig Schritte von sich entfernt, die fünfhundert Nabajos halten, welche die ganze Breite des trockenen Winterwasser-

bettes ausfüllten und dabei in acht bis zehn Gliedern hintereinander standen. Vor ihrer Front hielt ihr Häuptling und rief Molaschi zu: „Hier stehen fünfhundert Krieger der Navajos und vor euch auch hundert neben den Bleichgesichtern, welche unüberwindlich sind. Wünscht der Häuptling der Nijoras, daß wir den Kampf beginnen?“

Die Nijoras heulten vor Schreck wie wilde Tiere. Die ihnen doppelt überlegenen Navajos überschrien sie noch, aber bei ihnen war es ein Freudengeheul. Da gab Old Shatterhand das Zeichen zur Ruhe, und es wurde augenblicklich still. Er sprach mit erhobener Stimme: „Ich frage Molaschi ganz so, wie Nitsas-Tni ihn gefragt hat, nämlich ob wir den Kampf beginnen sollen. Ueber sechshundert Kugeln werden in den zusammengedrängten Haufen der Nijoras fahren. Wie viele von ihnen werden da übrig bleiben? Kein einziger.“

Molaschi antwortete nicht sofort; er blickte finster vor sich nieder, und dann sagte er knirschend: „Wir werden sterben; aber jeder von uns wird wenigstens einen Navajo vorher töten.“

„Das sagst du, aber du glaubst es selber nicht, denn sobald nur einer von euch sein Gewehr erhebt, schießen wir alle. Seid ihr blind und taub geworden, daß ihr weder gehört noch gesehen habt, daß Winnetou mit mir gestern in eurem Lager war, um euch zu belauschen? Du sahest mit den alten Kriegern an einem Felsen, der nahe am hohen Rande des Ufers liegt, und wir lagen oben auf diesem Felsen. Da haben wir gehört, was ihr gesprochen habt. Wißt ihr nicht, wie vorsichtig man sein muß, wenn man das Kriegsbeil ausgegraben hat?“

„Uff! uff!“ rief Molaschi betroffen aus. „Old

Shatterhand und Winnetou haben auf dem Stein gelegen, an dem wir saßen?“

„Ja. Wir hörten zu, als ihr berietet, wie ihr uns hier überfallen wolltet. Warum macht ihr euch Männer zu Feinden, von denen ihr wißt, daß sie sich vor allen Kriegern eures ganzen Stammes nicht fürchten?“

Da legte Mofaschi sein Gewehr auf die Erde nieder und sagte: „Der große Manitou ist gegen uns gewesen; er hat nicht gewollt, daß wir siegen sollen. Ob Shatterhand oder Winnetou mag her zu mir kommen, um mit mir zu kämpfen. Welcher von uns beiden den andern tötet, dessen Stamm soll als Sieger gelten.“

„Glaubst du, Winnetou oder mich besiegen zu können? Hast du jemals vernommen, daß einer von uns beiden einmal einem Feinde unterlegen sei? Dein Vorschlag kann an eurem Schicksal nichts ändern. Aber wir sind keine Freunde von Blutvergießen und möchten den Kampf vermeiden.“

„Wie soll er vermieden werden? Etwa dadurch, daß wir uns auf Gnade und Ungnade ergeben?“

„Nein, denn so ergeben sich tapfere Männer nicht, und die Nijoras sind ja tapfere Krieger. Kennst du Ob Shatterhand und Winnetou so wenig, daß du uns ein solches Verlangen zutraust, dessen Erfüllung euch und euren Nachkommen immerwährende Schande bereiten müßte?“

Da holte Mofaschi tief und erleichtert Atem und fragte: „Wie soll es denn sonst möglich sein, den Kampf zu vermeiden, ohne daß unsre Weiber und Kinder mit Fingern auf uns zeigen und uns verhöhnen?“

„Das wollen wir beraten. Mofaschi und Nitsasjni mögen hierher zu mir und Winnetou kommen.“

Molafchi mag seine Waffen mitbringen, denn er hat sich noch nicht ergeben und muß als freier Mann gelten.“

„Ich werde kommen.“

Er nahm sein Gewehr wieder von der Erde auf und kam auf Old Shatterhand zugeschritten; bei ihm angekommen, setzte er sich mit der würdevollen Haltung eines Häuptlings nieder. Der weiße Jäger nahm neben ihm Platz, Winnetou ebenso. Mitsas-Tni kam auch. Er mußte durch die Njoras hindurch. Sie machten ihm Platz. Er bekam da manchen finstern Blick, aber keiner wagte es, ihn feindlich zu berühren oder auch nur ein unfreundliches Wort zu sagen.

Nun hätte die Beratung beginnen können, denn diejenigen, auf die es ankam, waren beisammen. Aber sie saßen nach Indianerart wohl eine Viertelstunde da, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Old Shatterhand und Winnetou richteten ihre Augen forschend auf die zwei andern, als ob sie ihre geheimsten Gedanken erraten wollten; dann tauschten sie einen kurzen Blick miteinander aus. Hierauf war Winnetou der erste, welcher sprach, doch nur, indem er die kurze Frage aufwarf: „Hier sitzen vier Krieger zur Beratung. Welcher von ihnen soll reden?“

Wieder eine Zeitlang tiefes Schweigen; dann antwortete Mitsas-Tni: „Unser Bruder Old Shatterhand hat kein Blut gewollt; er mag sprechen!“

„Sowogh!“ sagten die andern, um ihre Zustimmung auszudrücken.

Old Shatterhand wartete, damit seine Worte dann größeres Gewicht haben möchten, auch eine kleine Weile; dann begann er: „Meine Brüder wissen, daß ich ein Freund der roten Männer bin. Dem Indsman gehörte das ganze Land von einem Meer bis zum andern; da

lam der Weiße und nahm ihm alles und gab ihm dafür seine Krankheiten. Der Indianer ist ein armer, kranker Mann geworden, welcher sehr bald sterben wird. Der Weiße hat ihn am meisten dadurch besiegt, daß er Unfrieden unter die roten Völker warf und einen Stamm gegen den andern aufhetzte. Die roten Männer waren so unflug, dies geschehen zu lassen, und sind selbst bis auf den heutigen Tag nicht klüger geworden. Sie reiben sich untereinander auf und könnten doch heut noch Großes erreichen, wenn sie den gegenseitigen Haß fallen ließen und unter sich das wären, was sie sein sollen und wozu sie geboren sind, nämlich Brüder. Habe ich recht?"

„Hohgh!“ ertönte es rundum.

„Ja, ich habe recht, denn daß es so ist, wie ich sage, beweisen auch die zwei Stämme des großen Volkes der Apatſchen, die sich feindlich hier gegenüberstehen. Mein Bruder Mitsas-Ini mag mir sagen, weshalb er gegen die Nijoras ausgezogen ist!“

„Weil sie das Kriegsbeil gegen uns ausgegraben haben.“

„Gut. So mag mir nun auch Molaschi sagen, weshalb er seine Krieger gegen die Nabajos geführt hat!“

„Weil sie das Kriegsbeil gegen uns ausgegraben haben.“

„Merkt ihr da nicht, was ich sagen will? Ich wollte die Gründe eures Streites hören, und ihr habt keinen nennen können, sondern nur die Tatsache angegeben, daß die Kriegsbeile gegenseitig ausgegraben worden sind. Ist das nicht genau wie bei kleinen Kindern, die einander bei den Haaren raufen, ohne daß sie eine triftige Veranlassung dazu haben?“

Er ließ eine Pause eintreten, um seine Worte wirken zu lassen, und fuhr dann fort: „Mein roter Bruder

Nitsas-Ini ist nicht nur ein berühmter, tapferer Krieger, sondern auch ein umsichtiger und kluger Beherrscher seines Stammes. Er hat eingesehen, daß der rote Mann sterben muß, wenn er so bleibt, wie er jetzt ist. Darum hat er weise Entschlüsse gefaßt und sie auch ausgeführt. Er hat eine weiße Squaw genommen, die er liebt und der er vieles, sehr vieles verdankt, was er sonst nicht kennen und nicht haben würde. Er hat seinen Sohn über das Meer gesandt, damit dieser dort lernen möge, wie man aus einer Wüste ein fruchtbares Land macht. Er weiß, daß der Krieg nur Unheil bringt und das Glück nur im Frieden zu erlangen ist. Sollte er sich plötzlich geändert haben? Sollte er heut das Blut seiner roten Mitbrüder wünschen?"

„Uff, uff! Ich will es nicht!“ rief der Navajo aus.

„Das habe ich gewußt und gedacht. Wenn es anders wäre, so möchte ich nicht länger dein Freund und Bruder sein. Wie aber steht es mit Molaschi, dem Häuptling der Nijoras? Er ist ausgezogen zum Kampf, ohne einen rechten Grund dazu zu haben, und hat keinen einzigen Vorteil über seine Feinde errungen. Er muß sogar zugeben, daß er sich in diesem Augenblick in einer sehr gefährlichen Lage befindet. Wird er mir das eingestehen?“

„Gowgh!“ nickte Molaschi, der einzusehen begann, welche außerordentlich friedlichen Absichten Ob Schattenhand verfolgte.

„Und wird ein kluger Mann, wenn er mitten in solchen Gefahren steckt, noch immer den Tod seiner Gegner wünschen, die doch sein Leben in ihren Händen haben?“

„Nein.“

„Wohl, so sind wir ja ganz gleicher Meinung. Weder Nitsas-Ini noch Molaschi wünschen die Fort-

setzung der Feindseligkeit. Es handelt sich also nur noch darum, welches Blut bisher geflossen ist und welche Rache dafür genommen werden soll. Hat Molaschi einen Mann von seinen Kriegern verloren und dafür Rache zu nehmen?"

„Nein.“

„So frage ich nun dasselbe auch meinen Bruder Mitsas-Tzi.“

„Khasi-tine und sein Begleiter sind getötet worden,“ meinte dieser ernst.

„Von den Nijoras?"

„Nein, sondern von dem Bleichgesicht, das sich Delprinz nennt.“

„Hast du den Tod dieser beiden Krieger also an den Nijoras zu rächen?"

„Nein.“

„Also auch hierin steht ihr euch gegenseitig gleich. Die Ungleichheit besteht nur darin, daß die Nijoras jetzt so eingeschlossen sind, daß ihr Blut fließen würde, falls es zum Kampf käme; Mitsas-Tzi hat aber erklärt, daß er kein Blut vergießen will. Eine weitere Ungleichheit besteht darin, daß Molaschi acht Krieger der Navajos gefangen hat. Soll das nicht gegenseitig ausgeglichen werden? Die Nijoras geben die Gefangenen heraus und die Navajos lösen die Umschlingung, in der sich die Nijoras befinden. Dann werden die Schlachtbeile eingegraben. Ich hoffe, daß meine Brüder auf diesen Vorschlag eingehen; darum tu ich das, was ihr jetzt sehen werdet.“

Er nahm den Tabaksbeutel vom Gürtel und die Friedenspfeife von der Schnur, woran sie an seinem Halbe hing, stopfte sie und legte sie vor sich hin. Dann

fragte er Molaschi: „Ist Der Häuptling der Nijoras mit meinem Vorschlag einverstanden?“

„Ja,“ antwortete dieser, innerlich sehr froh, auf so billige Weise aus der Gefahr, ja vom beinahe sicheren Untergang errettet zu werden.

„Und was sagt der Häuptling der Navajos dazu?“

Dieser stimmte nicht sofort ein, sondern meinte: „Mein Bruder Ob Shatterhand hat mehr für die Nijoras, als für die Navajos gesprochen. Die Nijoras befinden sich in unsrer Gewalt, und es ist kein Vorteil für sie, daß sie acht Gefangene gemacht haben, denn diese Gefangenen sind schon jetzt so gut wie wieder in unsern Händen. Ich brauche nur einige meiner Krieger hinauf in das Lager der Nijoras zu senden, um diese Gefangenen loszubinden. Sag also, ob du gerecht gegen uns gesprochen hast!“

„Ja, denn ich frage dich, wem du die gute Lage, in der ihr euch befindet, zu verdanken hast?“

„Dir und Winnetou,“ antwortete Nitsas-Tni aufrichtig und der Wahrheit gemäß.

„Ja, uns verdankst du sie. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern um dich zu bewegen, billig gegen deine roten Brüder zu sein. Was sagt Winnetou zu meinem Friedensvorschlag?“

„Es ist so, als ob ich selbst deine Worte gesprochen hätte,“ antwortete der Apatſche.

„So hat nur Nitsas-Tni noch sein Wort zu sagen.“

Der Genannte überflog die Aufstellung seiner Leute und diejenige der Feinde mit einem langen Blick. Es tat ihm leid, auf den großen Vorteil so ohne weiteres verzichten zu müssen; aber der Einfluß, den seine weiße Squaw nach und nach über ihn gewonnen hatte, machte sich auch jetzt geltend; er war aus einem wilden In-

dianer ein friedliebender und einsichtsvoller Häuptling seines Stammes geworden. Er zögerte zwar noch einige Augenblicke, erklärte dann aber doch: „Mein Bruder Old Shatterhand mag recht behalten. Die Nijoras sollen nicht länger umzingelt sein.“

„Und du bist bereit, das Kalumet mit Mofaschi zu rauchen?“

„Ja.“

Da stand Old Shatterhand auf, wendete sich gegen die Indianer und rief mit lauter Stimme: „Die Krieger der Navajos und Nijoras mögen ihre Augen hierher richten, um zu sehen, was ihre Häuptlinge beschlossen haben!“

Er verfezte den Tabak in Brand und gab Mitsasjni die Pfeife. Dieser erhob sich, tat sechs Züge aus der Pfeife, blies den Rauch gegen den Himmel, die Erde und die vier Windrichtungen und rief mit lauter Stimme, so daß alle Anwesenden es hören mußten: „Die Kriegsheile werden eingegraben; wir rauchen die Pfeife des Friedens. Die Nijoras geben die Gefangenen heraus und sind dann unsre Brüder. Dieses rauche und sage ich für alle meine Krieger. Es ist so gut, als ob sie selbst es gesagt und das Kalumet dazu geraucht hätten. Ich habe gesprochen, homgh!“

Die Navajos waren höchst wahrscheinlich nicht sehr erbaut über diesen Ausgang der Verhandlung. Sie befanden sich so im Vorteil, daß es ihnen wohl schwer wurde, ihn so leicht hin aufzugeben; aber der eiserne Gehorsam verhinderte sie, widerspenstig zu sein, zumal ihnen der Gebrauch des Kalumetrauchens so heilig war, daß sie es nicht gewagt hätten, an dem Beschluß ihres Häuptlings zu rütteln.

Dieser gab die Friedenspfeife an Mofaschi, der sich

auch erhob, die gleichen sechs Züge tat und dann ebenso laut wie Mitfas-Tni verkündete: „Hört, ihr Krieger der Nabajos und Nijoras, der Tomahawk des Krieges ist wieder in die Erde versenkt. Die Männer der Nabajos öffnen den Kreis, mit dem sie uns umschlossen haben, und sind dann unsre Brüder. Ich habe das mit dem Kalumet bestätigt und es ist ganz so, als ob meine Krieger es gesagt und die Pfeife dazu geraucht hätten. Ich habe gesprochen, homgh!“

Niemand war froher als die Nijoras, die einen so glücklichen Ausgang der für sie so gefährlichen Angelegenheit kaum für möglich gehalten hatten. Old Shatterhand und Winnetou mußten als Zeugen des Vertrags auch die sechs Züge aus der Pfeife tun, doch ohne weitere Worte.

Jetzt war die Sitzung beendet und die vorher so feindliche Haltung verwandelte sich in eine friedliche. Die Nabajos ließen die Nijoras aus ihrer Umschlingung frei, und da es hier am Flusse an Raum mangelte, so begaben sich Freund und Feind hinauf zum Lager der Nijoras, um dort das Friedensfest zu feiern und vor allen Dingen die Gefangenen zu befreien. Winnetou, Old Shatterhand und Wolf gingen auch nach oben, wo ihre Anwesenheit zunächst notwendig war; die andern Weißen aber blieben noch unten, froh, daß die Feindseligkeit ein solches Ende genommen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Die Strafe.

Bald waren alle in lebhafter Unterhaltung über das eben Erlebte; besonders Frank und Frau Rosalie kamen in ein eifriges Zwiegespräch, an dem auch Adolph Wolf kurze Zeit teilnahm, doch bald trennte er sich wieder von den beiden, um seinen Onkel aufzusuchen, der sich oben auf dem hohen Ufer im Lager befand. Als er an die Furt kam, begegnete er den Navajos, die ihre Pferde aus den Verstecken geholt hatten und sie auch hinauffchaffen wollten. Ihr Häuptling leitete diese Arbeit, und Winnetou und Old Shatterhand standen bei ihm. Da erschien ein Reiter oben am Rande der Furt; er sah die Genannten stehen und rief herab: „Mr. Shatterhand, gut, daß ich Euch sehe! Darf ich da hinab?“

„Mr. Rollins!“ antwortete der Gefragte. „Ihr hier? Ihr solltet doch bei dem Kantor bleiben, bis ich einen Boten sende. Warum habt Ihr Euch dabongemacht?“

„Werde es Euch gleich sagen.“ Er kam langsam herabgeritten, sprang dann von seinem Pferd und rief in erregtem Ton: „Wäre ich doch nicht dort geblieben, sondern mit Euch geritten! Wenn Ihr wüßtet, was ich erlebt habe!“

„Was habt Ihr denn erlebt? Was ist geschehen?“

„Schreckliches! Der Delprinz hat mir meine Anweisung wieder abgenommen!“

„Der Delprinz? Alle Wetter! Erzählt es doch, schnell!“

Der Bankier berichtete, was geschehen war.

„Mann,“ rief dann Old Shatterhand aus, „das habt Ihr schlau, sehr schlau angefangen! Warum habt Ihr denn den Wisch nicht vernichtet?“

„Jawohl, Ihr habt recht. Wollte ihn zum Andenken aufbewahren; jetzt bereue ich es bitter. Verschafft mir den Zettel wieder, Sir; ich bitte Euch inständigst darum!“

„Ja, erst macht Ihr die Fehler, und dann soll ich sie ausbessern! Habt Ihr denn gesehen, wohin die Kerls ritten?“

„Stromaufwärts, dahin, woher sie gekommen waren und woher auch wir gekommen sind.“

„Also sind sie wirklich den Spuren der Navajos gefolgt, um Wolf zu überfallen und ihm die Schrift abzunehmen. Durch Zufall sind sie aber viel leichter dazu gekommen. Wie lange ist das her?“

„Sehr lange. Dieser Skantor band mich nicht eher los.“

„So müssen wir uns schleunigst auf den Weg machen.“

„Stromaufwärts?“ fragte der Häuptling.

„Ja, denn wir dürfen ihre Fährte keinesfalls vernachlässigen; sie sind aber jedenfalls später stromabwärts geritten.“

„So hätten sie ja hier vorüber gemußt!“

„Nein. Sie sind hinüber nach dem andern Ufer.“

„Uff! Hat mein Bruder Grund, dies zu denken?“

„Ja. Sie haben das Papier und wollen nach San Francisco. Da müssen sie nach dem Colorado hinunter, ganz denselben Weg, den sie ritten, als sie in eurem Lager waren. Hier konnten sie nicht vorbei, weil sie von dem Rantor erfahren haben, daß wir hier sind. Sie sind also aufwärts zurück bis dahin, wo wir gestern lagerten, und dann über den Fluß hinüber. Mein roter Bruder mag mit einer Schar seiner Leute schnell abwärts reiten, bis er eine Stelle findet, wo er über den Fluß hinüber kann. Ist er drüben, so wird er nach ihrer Fährte suchen und dabei sehen, ob sie aus dieser Gegend schon fort sind.“

„Sie werden unbedingt fort sein!“

„Nein. Es steht zu vermuten, daß sie irgendwo da drüben stecken, um zu sehen, wie der Ueberfall hier abläuft. Mein Bruder muß ihnen so breit wie möglich den Weg verlegen, daß sie ja nicht vorüber können.“

„Und was wird Old Shatterhand tun?“

„Ich werde mit Winnetou aufwärts reiten, um ihrer Spur zu folgen. Da diese mit der unsrigen zusammenfällt, so ist sie außerordentlich schwer zu lesen und deshalb möchten wir diesen Weg selber machen. Natürlich aber reiten wir nicht allein, sondern wir nehmen auch Begleiter mit.“

„Ich habe diesen Hundten doch Späher entsendet! Sie müssen von ihnen nicht bemerkt worden sein.“

„Es ist auch noch andres möglich. Entweder haben sie sie getäuscht oder sie gar getötet. Mein roter Bruder mag sofort aufbrechen und ja nichts versäumen!“

Da erschien wieder ein Reiter oben an der Furt; es war der Rantor, der im Vollgefühl seiner Unschuld herabritt. „Da bin ich wieder,“ sagte er ahnungslos.

„Freut uns sehr, Sie zu sehen,“ erwiderte Old Shatterhand ärgerlich. „Und damit Ihnen und uns nichts zustößt, werden wir Sie gleich wieder anbinden lassen!“

„Das dulde ich nicht. Sie haben keine Gewalt über mich!“

„Sogar sehr. Ich werde es Ihnen gleich beweisen.“ Er sagte zu einigen Navajos ein paar Worte, die der Stantor nicht verstand; da nahmen sie ihn und sein Pferd zwischen sich und schafften ihn hinauf ins Lager, wo er trotz alles Sträubens wirklich angebunden wurde und alsbald die nicht sehr wohlwollenden Aufklärungen über seine Sünden erhielt.

Nach kurzer Zeit jagte Nitsas-Ini mit zwanzig seiner Reiter stromabwärts; Mofaschi, sein nunmehriger Freund, hatte sich ihm mit noch zwanzig Nijoras angeschlossen. Winnetou, Old Shatterhand und Sam Hawksens dagegen ritten mit zehn Navajos stromaufwärts. Die anderen Westmänner hatten auch mitgewollt, waren aber von Old Shatterhand vermocht worden, zurückzubleiben, um darauf zu achten, daß im Lager Ordnung bleibe.

Die Auswanderer saßen noch unten am Wasser beisammen; die weiße Squaw war bei ihnen. Sie sprachen von ihrer Zukunft und von ihren Plänen. Da kam Wolf von oben herab, um nach ihnen zu sehen. Die Squaw, welche, wenn sie Deutsch mit ihm sprach, ihn Sie nannte, aber du zu ihm sagte, wenn sie Indianisch mit ihm redete, winkte ihn näher zu sich hin und sagte: „Wir sprechen von dem Vorhaben dieser unsrer Landsleute. Sie sind herübergekommen, um sich eine Heimat hier zu gründen. Mittel besitzen sie nicht; nur Ebersbachs haben Geld und wollen die andern damit unterstützen.“

Was sagen Sie dazu? Ich werde mit meinem Mann darüber sprechen, sobald er Zeit dazu hat.“

„Das ist nicht nötig,“ lächelte er. — „Warum?“ — „Weil ich es schon getan habe.“ — „Und was hat er gesagt?“ — „Er will Ihnen eine Freude bereiten dadurch, daß er diese Deutschen in seinem Gebiet behält.“ — „Das ist schön! Das freut mich herzlich! Ich weiß, daß er mir meinen Wunsch jedenfalls erfüllt hätte; aber daß er meine Bitte nicht erst abgewartet hat, das ist mir doppelt lieb. Wie haben Sie sich denn nun die Sache gedacht?“ — „Sehr einfach. Diese Leute bekommen Land geschenkt, so viel sie brauchen; es ist ja mehr als genug davon da, Waldland, Ackerland, Weideland. Dann veranstalten wir einen Ritt nach Guaholote oder La Tinajo hinüber, wo wir Ackergeräte und alle nötigen Werkzeuge bekommen werden. Für Pferde, Kühe und andre Weidetiere werden wir auch sorgen, und beim Bau ihrer Wohnungen werden ihnen alle unsre Männer und Squaws gern helfen, so daß sie sehr bald eingerichtet sein können. Nur hat die Sache freilich einen Haken.“ — „Einen Haken? Wirklich?“ fragte sie, ein wenig beunruhigt. — „Ja, einen bösen, schlimmen Haken,“ lächelte er wieder. „Was nützt es, wenn Sie von uns alles bekommen sollen, aber nichts haben wollen! Wie steht es denn in dieser Beziehung?“

Diese Frage war an die Deutschen gerichtet; diese antworteten natürlich mit einem freudigen Ja. Frau Rosalie, die gern für die andern sprach, drückte die weiße Squaw an sich, reichte Wolf die Hand und rief aus: „Jetzt soll mir jemand sagen, daß die Wilden nicht viel besser sind, als die gebildeten Leute bei uns derheeme! Keen Mensch bei uns drüben is so liebevoll, eenem armen Teufel een solches Geschenk zu machen, und noch

dazu een so großes. Ich halte es von jetzt an mit den Indianern und nicht mehr mit den Weißen. Hoffentlich wird der Kantor nicht ooch mit dableiben wollen! Da könnte uns das ganze Glüd in den Brunnen fallen.“

„Nein, den bringen wir fort,“ versicherte Wolf. „Dieser Pechvogel würde uns nur Unglüd bringen. Es wird Ihnen bei uns gefallen. Wir haben große Kulturpläne, und da kommen Sie uns eben recht; nun wird Ihnen unsre Freigebigkeit erklärlich sein. Schi-So und mein Nefse sollen das Werk, das wir begonnen haben, später zu Ende führen. Wir werden beweisen, daß der rote Mann dem Weißen gleichgestellt werden darf. Doch halt! Was war das da drüben jenseits des Flusses? Das klang wie der Todesschrei eines Menschen. Sollte der Delprinz mit seinen beiden Kerls da drüben stehen und schon mit unsern Leuten in Kampf geraten sein? Das ist doch aber nicht möglich!“ —

Der Delprinz war mit seinen beiden Begleitern ganz so, wie Old Shatterhand es vermutet hatte, am Flusse aufwärts bis zum letzten Lagerplatz der Navajos geritten und dort an das andre Ufer gegangen. Ihre Absicht war, da drüben abwärts zu reiten, um nach dem Colorado zu kommen; aber dann fiel es ihnen ein, daß es doch vielleicht geraten sei, zu wissen, welcher von den beiden Stämmen über den andern den Sieg erringen werde. Sie blieben also in der Nähe des Ufers und suchten sich, als sie der Mündung des Winterwassers gegenüber angekommen waren, einen Platz, von wo aus sie die Vorgänge da drüben beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

Aber sie hatten einen weiten Umweg machen müssen, bei welchem so viel Zeit vergangen war, daß sie schon zu spät kamen. Die Entscheidung, das heißt die Verhö-

mung der beiden Stämme war schon vorüber; die Roten hatten sich nach dem Lager oben zurückgezogen, wo sie von drüben aus nicht gesehen werden konnten, und so bemerkten die drei Banditen nur die weißen Frauen und Männer, welche plaudernd am Wasser saßen. Sie wurden dadurch der Meinung, daß die Entscheidung noch nicht gefallen sei, und blieben länger liegen, als mit ihrer Sicherheit zu vereinbaren war. Sie ahnten nicht, daß Old Shatterhand schon hinter ihnen war und Nit-sas-Tni ihnen mit seinen vierzig Roten den Weg verlegt hatte.

Wie schon längst erwähnt, hatten der Delprinz und Buttler sich Pollers nur zu ihren Zwecken bedient und wollten sich dann später seiner durch einen Mord entledigen. Nur über den Zeitpunkt waren sie sich nicht recht klar und sie suchten jetzt eine Gelegenheit, sich darüber zu besprechen. Aber Poller war kein schlechter Beobachter und hatte das Gefühl, daß für ihn eine Gefahr in der Luft liege. Deshalb fiel es ihm auf, daß sie sich jetzt beide zugleich von ihm entfernten. Er kroch unter den Büschen ihnen nach und sah sie nahe beisammenstehen und leise miteinander sprechen. Es gelang ihm, so weit an sie heranzukommen, daß er nur zwei Schritte von ihnen entfernt lag; er konnte aber ihre Worte nicht verstehen, bis der Delprinz etwas lauter sagte: „Jetzt ist die beste Gelegenheit. Er bekommt ganz unerwartet das Messer und bleibt hier liegen. Finden ihn dann die Weißen, so denken sie, daß er von den feindlichen Roten erstochen worden ist.“

Poller war so entrüstet über diese Hinterlist, daß er vergaß, vorsichtig zu sein, und sich plötzlich vor ihnen aufrichtete. „Was, ihr wollt mich erstechen, ihr Schufte!“ herrschte er sie an. „Ist das der Dank für das, was —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Sie verständigten sich durch einen einzigen kurzen Blick, dann hatte ihn Grinley mit einem schnellen Griff gepackt und Buttler stieß ihm das Messer in die Brust. Die Klinge traf so gut, daß er nur den erwähnten Todessehrei ausstoßen konnte und dann leblos zusammenbrach. Sie raubten ihn aus und ließen ihn liegen, um dann wohl noch eine Stunde lang die Mündung des Winterwassers zu beobachten.

Als da drüben noch immer nichts geschah, wurde ihnen das Warten bedenklich. Sie stiegen auf, nahmen die drei ledigen Pferde am Zügel, wendeten sich hinaus auf die freie Ebene und ritten davon.

Nur fünf Minuten später kam Old Shatterhand mit Winnetou und den andern. Diese hatten alle Schwierigkeit überwunden und die Fährte, obgleich sie mit der alten Spur zusammenfiel, bis hierher verfolgt. Sie sahen die Eindrücke und auch die Leiche. „Mein Gott, das ist Poller!“ rief Old Shatterhand entsetzt aus, indem er ihn sogleich untersuchte. „Sie haben ihn ermordet, um ihn los zu werden. Er ist tot und hat nun seinen Lohn dahin! Hier haben sie gelegen, um uns drüben zu beobachten — — —“

„Mein Bruder mag sich nicht verweilen,“ unterbrach ihn Winnetou. „Sie sind vor kaum fünf Minuten fort. Hier geht ihre Spur hinaus ins Freie. Schnell ihnen nach!“

Sie zogen die Pferde hinter sich her und stiegen dann, als sie das Gebüsch hinter sich hatten, auf, um den beiden Mördern im Galopp zu folgen. Nach zehn Minuten sahen sie sie vor sich auf der freien Ebene. Zufälligerweise blickte Buttler sich um und bemerkte die Verfolger.

„Um Gottes willen, Old Shatterhand und Winne-

„tou mit Weißen und Roten!“ rief er aus. „Fort, fort, im Galopp!“

Sie sporneten ihre Pferde an, aber die Verfolger kamen schnell näher.

„So ist es nichts; sie holen uns ein,“ schrie der Delprinz. „Hier im Freien entkommen wir nicht. Wir müssen ins Gebüsch!“

Sie lenkten nach links einer Buschspitze zu, die sich als grüne Zunge in die Ebene zog. Es war dasselbe Gesträuch, wo sie die Navajospäher ermordet hatten.

Inzwischen war von Mitsas-Tni die ganze Ebene mit seinen Roten besetzt worden. Da die Verfolgten auch in der Nähe des Flusses unter den Bäumen herabkommen konnten, drang er mit einigen Kriegeren dort ein und ging mit ihnen langsam aufwärts; die Pferde hatten sie als hinderlich zurückgelassen. Sie kamen auch nach der Buschspitze und fanden die noch bemerkbaren Spuren. Diesen nachgehend, trafen sie die Leichen ihrer beiden Späher.

Ein fürchterlicher Grimm erfaßte den Häuptling. Da vernahm er Hufschlag. An der Spitze seiner Leute eilte er an den Rand des Gebüsches und sah die Flüchtlinge, geheßt von den Verfolgern, herangesprengt kommen. Einige mächtige Sprünge brachten ihn in ihre Nähe und im Nu saß er hinter dem Delprinzen im Sattel.

„Ich räche Khasstine,“ rief er gellend, indem er ihm den Hut vom Kopfe schlug. „Dein Skalp ist mein!“

Bevor der entsetzte Delprinz sich wehren konnte, kreiste das scharfe Messer um sein Haupt. Mitsas-Tni warf die Waffe fort und, während seine linke Faust das Genid Grünlehs eisern umklammert hielt, riß er ihm mit der andern Hand die Kopfhaut herab.

Der Delprinz brüllte verzweifelt auf. Buttler, dessen Pferd während dieser kurzen Zeit um einige Sprünge vorausgekommen war, blickte angstvoll um und sah das Pferd seines Bruders unter der Last der beiden Reiter beinahe zusammenbrechen. Er riß sein Gewehr an die Wange, legte auf Nittas-Ini an und drückte los. In diesem Augenblick bäumte sich der Skalpierter vor Schmerz und Todesangst jählings auf, wodurch er selbst in die Schußlinie kam: die Kugel traf ihn tödlich in den Hals und mit einem erstickten Gurgeln sank er vornüber.

„Pact mir den andern!“ rief der Häuptling. „Wir werden ihn am Pfahle martern!“

Buttler hörte mit Schauern diese furchtbare Drohung. Er sah sich verloren und gab das Spiel ums Leben auf. Mit einem letzten Schrei der Wut und Verzweiflung riß er sein Messer aus dem Gürtel und stieß es sich bis ans Hest in die Brust; sterbend fiel er vom Pferd.

Als Old Shatterhand und Winnetou herangekommen waren, stand Nittas-Ini kaltblütig neben den beiden Leichen. „Schade,“ sagte er, „es ging zu schnell!“ Dann wandte er sich an seine Krieger und befahl: „Nehmt unsere ermordeten Brüder und bindet sie auf die Pferde; sie sollen oben, wo wir lagern, als tapfere Söhne der Navajos begraben werden. Diese weißen Hunde aber mögen hier liegen bleiben, um von den Nagelkern zerrissen zu werden!“

Da flüsterte Sam Hawkens Old Shatterhand zu: „Gehen später heimlich her und begraben sie, wenn ich mich nicht irre. Sie waren Verbrecher, aber doch auch Menschen.“

Ein stilles, zustimmendes Nicken zeigte, daß der Jäger damit einverstanden war.

Die andern Toten wurden alle herbeigeholt; dann setzte sich der Trupp mit den beiden Leichen in Bewegung, an einer passenden Stelle über den Fluß hinüber und dann dem Lager zu. Dort verwandelte der Anblick der Toten das Freuden- und Versöhnungsfest in eine Trauerfeier. Dumpfe Klageöne erschollen, bis am Abend zwei hohe Steinhügel sich über den von ihnen eingeschlossenen Ermordeten erhoben.

Die Stämme der Nabajos und Nijoras blieben noch zwei Tage beisammen; dann trennten sie sich. Die Weissen zogen natürlich mit den ersteren fort, hinauf nach dem Rio de Chaco, wo der Stamm seine Hütten und Zelte hatte.

Und was dann geschah? Darüber könnte man noch Bücher schreiben. Mitsas-Ini hielt Wort. Die vier Familien erhielten alles, was Wolf ihnen an der Mündung des Winterwassers versprochen hatte. Nie wurde ihr gutes Einvernehmen mit den Nabajos getrübt, denn der alte Mitsas-Ini hatte eine weiße, deutsche Frau und der junge Häuptling Schi-So war fast eher ein Deutscher als ein Indianer zu nennen.

Die Westmänner blieben längere Zeit da, um den vier Haushaltungen so eingehend wie möglich mit Rat und Tat beizustehen, und nahmen dann, allerdings nicht für immer, Abschied von den weissen und roten Freunden. Sie gingen hinüber nach Kalifornien und erlebten während dieses Rittes gar mancherlei seltsame Abenteuer. In San Francisco trennten sich die andern von der Tante Droll und dem Hobble-Frank, denn diese beiden glaubten, den unerfahrenen und faseligen Rantor nach Hause begleiten zu müssen. Beim Abschied fragte

Sam Havkens: „Wann wird man euch denn einmal wiedersehen, ihr beiden größten Helden des wilden Westens, hihihih?“

„Wenn du dich gebessert hast, alter Schäter du,“ antwortete der Hobble. „Schreib mir mal eenen Brief nach meiner Villa ‚Bärenfett‘, sobald du eene Besserung merkst, dann lehre ich zurück!“

Und die zwölfstättige Helbenoper? Wenn die ersten drei Takte davon fertig sind, werde ich es sofort melden.

